Digitized by Google

№ 4927

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PT2287
H5 A1
1845
v. 3/4

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dritter Theil.

Gräfin Faustine.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Digitized by Google

Gräfin Faustine.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dritte Auflage.

D. a.
38.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort zur dritten Auflage.

Ich hasse es in einem Vorwort das nachfolgende Buch zu expliziren! es schien mir immer unendlich überflüssig. Leider habe ich bei meiner unglücklichen Faustine die für mich sehr demüthigende Erfahrung gemacht, daß es mir nicht gelungen ist in dem Buch leicht verständlich dasjenige auszudrücken, was ich habe ausdrücken wollen, und daß eine Explikation daher an ihrem Platz sein dürfte. Es versteht sich von selbst, daß ich dies nicht in Bezug auf journalistische Kritik sage. Für die Rezensenten unsrer Tage würde ich mir wol nie diese Mühe geben. Nein! es geschieht für die Personen, welche sich für meine Faustine genug interessirt haben um über sie nachzudenken, und die

Digitized by Google

doch nicht den Gesichtspunkt haben auffinden können, von welchem aus ich das Buch geschrieben — was natürlich meine Schuld ist! — Denn hätten sie ihn gefunden, so würden sie mir wol keine Vorwürfe darüber gemacht haben, daß Faustine eben das thut, was sie thut.

Ich war im Frühling 1837 in Prag und brachte einen Morgen ganz einsam auf dem Wisserad zu, wo das Schloß der Königin Libussa gestanden haben soll, wo man noch jezt ihr Badezimmer zeigt und die bekannte Anekdote dabei erzählt, worauf Clemens in einem Gespräch mit Faustine Bezug nimmt. Die Parallele zwischen Sonst und Jezt, die Verschiedenheit der Form, in welcher sich die Gleichartigkeit des Wesens wiederfinden läßt, interessirt mich so unglaublich in den Geschichten der Menschheit, daß ich mich in Gedanken darüber vertiefte: wie würde sich eine Königin Libussa unsrer Tage benehmen? — Und daraus ist drei Jahr später Faustine entstanden. Sie trägt die Kronen der Schönheit, des Genies, der Anmuth; sie ist Königin an Macht über die Herzen; sie will Befriedigung, dauernde, ewige, unerschöpfliche; sie will sie um jeden Preis, und giebt Menschen und Verhältnisse auf,

Digitized by Google

die sie ihr nicht mehr gewähren. Wohin sie blickt, bezaubert sie und macht sie elend; was sie thut, bereitet Seligkeit und Schmerz. Nie gewöhnt sich selbst Schranken zu setzen, kommt sie früh bei der letzten an, und trauriger als sie Andre hat untergehen lassen, geht sie selbst unter in banger Einsamkeit, losgerissen, abgeschieden, und verschwindet mit ihrem Glanz und ihrer Glut hinter den finstern, kalten Klostermauern. Sie verzehrt in ihren Flammen erst Andere, und dann sich selbst. Die Essenz ihres Wesens ist ein feingeistiger Egoismus, der Alles ausschließt, was Opfer und Entsagung ist, und der sich im Streben nach der mißverstandenen Entwickelung und Befriedigung ausbildet; — denn nicht das, was der Mensch äußerlich erlangt, befriedigt ihn, sondern das, was er in seinem Innern sammelt.

Jemand hat meine Idee vollkommen begriffen und mit zwei Worten wiedergegeben: „Faustine, diese sublime Egoistin.“ Ich kenne nicht denjenigen, der dies gesagt hat, aber es ist gar erquickend sich so verstanden zu wissen — umsomehr wenn man durch die seltsamsten Vorwürfe halb befremdet, halb entmuthigt ist. — Hier soll Faustine dem

Andlau nicht treulos sein. Dort vergiebt man ihr den Andlau, aber nicht den Mario. Da vergiebt man ihr sämtliche Männer, aber nicht, daß sie das Kind verläßt. — Es wäre ja unzweifelhaft unendlich viel besser, wenn sie all das Unrecht nicht beginge, und man mögte ein ganz hübsches Buch darüber schreiben können, nur eben keine Faustine. Und wenn ich mich heute wieder hinsetzte und mich fragte: Wie benimmt sich eine prächtig begabte reich organisirte Natur, die nichts sucht, will und verlangt als ihre eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf Andre, so müßte ich zum zweiten Mal schreiben Gräfin Faustine.

Berlin. Oktober 5, 1844.

An Bystram.

Seit fünf Monaten schmachte ich im zwiefachen Kerker der Blindheit und der Krankheit; seit fünf Monaten hast Du, unermüdlich über mir wachend, mich gepflegt und getröstet, mir Muth und Beruhigung zugesprochen, mir die Thräne aus dem Auge und den Angstschweiß von der Stirn getrocknet, mir Dein Auge und Deine Hand geliehen. Daß ich nicht ganz in Verzweiflung, Stumpfsinn, Apathie untergegangen bin, danke ich Dir. Darum soll dies Buch — das freilich schon vor einem halben Jahr, bis auf die letzte Durchsicht, fertig war, dessen Herausgabe aber doch einen aufglimmenden Funken geistiger Regsamkeit mir verkündet: — darum soll es Deinen Namen wie ein Diadem an der Stirn tragen. Vielleicht ist er das Beste an dem ganzen Buche.

Tharand, 14. August 1840.

In Norddeutschland giebt es wol wenig lieblichere Punkte, als die Brühlsche Terrasse in Dresden zur Frühlingszeit. An einem Juniustage, frisch, grün und stralend wie ein Smaragd, saßen mehre junge Männer vor dem Baldinischen Pavillon, rauchten Cigarren, nahmen Gefrornes oder Kaffee, musterten die Vorübergehenden und schwatzten eine Musterkarte von Unsinn durcheinander, wozu, wie sich von selbst versteht, Pferde, Theater und Frauen das Thema lieferten, — ein Thema, so lange und so oft gebrandschatzt, daß man schwer begreift, wie es noch immer zu neuen Variationen dienen könne.

Es war drei Uhr Nachmittags, und daher keine elegante Frau auf der Terrasse zu sehen. Sie speis'ten oder wollten speisen, und fürchteten die Hitze, die Sonne, obgleich sich kühler, grüner, wehender Schatten über die Terrasse legte. Desto mehr mußte es auffallen, daß eine augenscheinlich dem höhern Stande angehörende Frau allein auf einer Bank saß, den Rücken dem Pavillon zugewendet, ungestört von dem Geschwätz der Männer, und von dem unruhigen, jauchzenden Treiben der Kinder, welche mit und ohne Wärterinnen die Terrasse gleich Ameisen überdeckten. Aber es fiel Keinem auf. Sie mußte also eine Erscheinung sein, die Jedermann kannte, und

für die sich Niemand interessirte. Sie zeichnete emsig. Ein Bedienter stand wie eine Statue seitwärts hinter ihr und hielt einen Sonnenschirm so, daß weder ein blendender Lichtstral noch ein zitternder Schatten des Laubes Auge, Hand und Papier der Gebieterin treffen konnte. Ihr großes, dunkles Auge flog mit einem schnellen, scharfen Aufschlag hin und her zwischen Gegend und Zeichnung, und die feine Hand, ohne Scheu vor der Luft, der größern Festigkeit wegen des Handschuhs entledigt, folgte gewandt dem Blick. Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft.

„Lady Geraldin ist heute nach Teplitz abgefahren — das ist meine letzte Neuigkeit," sagte ein junger Mann aus jener Gruppe.

„Ist gar keine Neuigkeit!" rief ein Anderer, „es war längst bestimmt."

„Aber auf morgen."

„Nein, auf heute."

„Wahrhaftig, auf morgen!"

„Kurz und gut, sie ist fort," sagte ein Dritter, „und bald wird Dresden ganz ausgestorben sein. Man muß sich auch davon machen. Es ist unerträglich, nichts als gemeine unbekannte Gesichter zu sehen."

„Ich liebe gerade die fremden Gesichter, welche wie Wandervögel jezt hindurch und in die Bäder ziehen."

„Ah, fremde Gesichter! das ist etwas ganz Andres! die lieb' ich auch, und die kennt man sehr schnell. Ich meinte die unbekannten, die Nobody's, den Bodensatz der Gesellschaft, Namen, die man sich hundertmal wiederholen läßt, ohne im Stande zu sein, sie zu behalten, Gestalten, die Anspruch darauf machen, gegrüßt zu werden, weil man sie in irgend einem

Salon coudoyirt hat — und von solchen wimmelt Dresden plötzlich, wie die Nacht von Gespenstern."

„Ich bedaure jeden, der gezwungen ist den Sommer hier zuzubringen."

„Und gestern Abend ist Graf Mengen angekommen. Der Gesandte hat nur darauf gewartet, um seine Badereise anzutreten — so bleibt er denn solo soletti! — Freilich.... reiten kann man überall, und auch allein ist's amüsant."

„Beneidenswerth! — Und wo werden Sie hingehen?"

„Unbestimmt noch! hie und da aufs Land, zu Freunden — später nach Teplitz. Wenn Fürst Clary Wettrennen veranstalten wollte, wie sie doch jezt in jedem civilisirten Lande Europa's, und ziemlich an jedem Ort, wo fashionable Gesellschaft sich zusammenfindet, Mode sind: so würde der dortige Aufenthalt bedeutend gewinnen. Das Terrain wäre vortreflich; die Wiener würden auch ihre Pferde schicken. Unbegreiflich, daß der Clary den Vortheil nicht einsieht."

„Kennen Sie den Graf Mengen?" — wurde gefragt.

„Ich sah ihn heut' früh bei Feldern, seinem Universitätsfreunde, aber nur einen Augenblick. Wir wurden einander genannt — dann ging er zu seinem Gesandten."

„Wie sieht er aus? hat er gute Manieren?"

„Ich denke, er muß pompös zu Pferd sitzen."

„Aber, lieber Centaur," rief Einer, „im Zimmer, im Salon kann man nicht zu Pferd sitzen, und muß sich doch präsentiren."

Der Centaur, der nichts Schmeichelhafteres kannte, als diesen Beinamen, sagte:

„Wer gut reitet, präsentirt sich überall und immer gut, hat Gewandtheit, Kraft, Haltung, Ungezwungenheit — kurz Alles, was ein Cavalier bedarf."

„Auch Verstand?"

„Auch Verstand! die Pferde sind kluge, schlaue, pfiffige, tückische Bestien, haben viel Aehnlichkeit mit den Weibern, müssen gehorchen lernen, auf den Wink, die geringste Bewegung. Es gehört viel Verstand dazu, ein tiefes Studium und ernste Beharrlichkeit, ihnen Gehorsam einzuimpfen."

„Den Weibern oder den Pferden?"

„Beiden! Der Umgang mit diesen ist gleichsam die Elementarschule zum Verkehr mit jenen."

„Ich gratulire Deiner künftigen Gemalin, lieber Centaur."

„Hat noch Zeit! bin noch nicht firm genug" — war die Antwort.

„Da kommt Feldern mit einem Fremden, wahrscheinlich Graf Mengen," unterbrach Jemand das geistreiche Gespräch.

„Richtig, er ist's!" rief der Centaur; „ich parire, er ist ein excellenter Reiter."

Neben dem kleinen, blonden, schmächtigen, zierlichen Feldern, der Hände hatte, weiß und zart wie ein Frauenzimmer, und ein Gesicht freundlich lächelnd, wie ein vierzehnjähriges Mädchen — ging ein großer Mann, schlank und dunkel wie eine Tanne, vom Scheitel zur Sohle ernst und fest wie aus Erz gegossen; aber die ganze Erscheinung wunderbar gelichtet, erleuchtet fast, durch seine Augen, welche Lichtstreifen auf den Gegenstand zu werfen schienen, den sie anblickten; übrigens aber vornehm gleichgültig, zerstreut selbstbewußt in Haltung und Manieren — kalt übersehend, spöttisch abwehrend in Wort und Ausdruck für die Masse, jedoch dem Ein=

zelnen nie Huldigung oder Bewunderung versagend — so trat Graf Mario Mengen auf.

Feldern machte ihn mit all den jungen Männern bekannt. Einige empfingen ihn neugierig zudringlich, Andere thaten gleichgültig gegen den Fremden, den Uneingeweihten in das Geschwätz und die Interessen ihrer Coterie. Mario ließ Alle schwatzen, gähnen, rauchen, setzte sich mit untergeschlagenen Armen, und blickte in die lachende Gegend hinein.

„Da zeichnet ja die Gräfin Faustine" — sagte Feldern plötzlich.

„Aber wo ist denn Andlau?" fragte Einer; „fast eine Stunde ist sie allein hier, mich wundert, daß er das zugiebt."

„Daß er es erträgt!" rief ein Andrer.

„Nun, nun!" sagte der immer begütigende Feldern, „sie sind ja nicht Beide aneinander geschmiedet."

„Glauben Sie nicht, Feldern, daß sie heimlich verheirathet sind?"

„Nein, denn sie könnten es ja wol öffentlich sein, wenn sie wollten."

„Wer kann's wissen! das Ding hat gewiß seinen Haken."

„O ganz gewiß!" rief ein Dritter; „z. B. den eigenwilligen Kopf der Gräfin Faustine selbst, die, um etwas ganz Apartes zu haben, in der Stille bestimmt tausend Martern ertrüge — natürlich ohne sich selbst oder Andern zu gestehen, daß es in der That Martern sind."

„Es ist wahr, sie hat ihre eigenen und eigenthümlichen Allüren" — sagte Feldern.

„Ein Beispiel hat mich ungeheuer frappirt,“ entgegnete der Andre. „Sie trug den ganzen Winter hindurch in allen großen Soireen ein und dasselbe Kleid.“

„In allen Soireen! sie geht doch wenig in die Welt.“

„Kann sein! aber wenn sie ging, so trug sie ihr himmelblaues Atlaskleid. Zuerst war das ganz gut; aber es ist doch wunderlich, öfter als drei- bis viermal genau im nämlichen Anzug zu erscheinen. In Italien herrscht die Sitte, daß Mütter ihre Kinder unter den besondern Schutz der Madonna stellen und sie deshalb in deren Farbe, hellblau, kleiden — ein Jahr, eine Reihe von Jahren, immer, je nachdem sie es gelobt haben. Ich fragte die Gräfin Faustine, ob sie ein solches Gelübde gethan. Nein, sagte sie, aber das der Bequemlichkeit. — Ist dies natürlich bei einer Frau — ich frage!“

Indem erhob sich Faustine, gab dem Bedienten das Zeichenbuch und nahm den Sonnenschirm. Dann stand sie ungefähr eine Minute lang an der Balustrade der Terrasse. Sie trug ein ganz schlichtes weißes Percale-Kleid, den Hals umschließend, auf die Füße herabfallend. Kein buntes Band, keine Schleife, kein Shawl zerschnitt die Gestalt und störte den harmonischen Eindruck ihrer statuenmäßigen Proportionen. Ein tiefer weißer Taffthut verbarg ihr Haar, fast ihr Gesicht. Sie wandte sich langsam. Es sah aus, als bildeten die grünen Bäume ein Laubdach für Andere, einen Tempel für sie. Sie ging mit dem Anstand einer Königin an den Männern vorüber, die sie freundlich grüßte, als sie Bekannte unter ihnen wahrnahm.

„Wer war die Dame?“ fragte Graf Mengen lebhaft.

„Eben die Gräfin Faustine, von der wir sprachen.“

„Eine Fremde?"

„Ja; doch seit einigen Jahren hier etablirt."

„Verheirathet?"

„Gewesen. — Vielleicht. — Man weiß nicht. — Witwe. — Unverheirathet." — Erscholl es von allen Seiten.

Mengen warf den Kopf herum: „Die Herrn sind guter Laune."

„Auf Ehre! reine Wahrheit was wir sagen!"

„Das Wahrste und Einfachste," sprach Feldern, „ist indessen doch, wenn man sagt, daß Gräfin Faustine Obernau Wittwe ist."

„Kennst Du sie?" fragte Mengen.

„Recht gut."

„Ist sie liebenswürdig? kann ich sie auch kennen lernen? — Nimm nicht übel, daß ich die insipideste aller Conversationen, eine fragende, mache! Dem Fremden muß man das verzeihen."

„Ueber diese Frau," nahm ein Anderer das Wort, „könnte man noch ein Paar hundert Fragen thun, wenn es der Mühe lohnte, und Jeder würde eine andere Antwort geben, weil ein Feld von allerlei Möglichkeiten bei solchem Verhältniß aufgethan ist. Aber eben weil ein solches Verhältniß statt findet, kann man ja alle Fragen von Hause aus sparen."

„Wann werden Sie dem König vorgestellt, Graf Mengen?" fragte Einer.

„Ich denke, Sonntag, wenn er von Pillnitz herein kommt."

„Ist der Wiener Hof von großer Ressource für die Gesellschaft?"

„Von gar keiner! mit einer Cour hat die Gesellschaft, mit ein Paar Kammerbällen hat der Hof seine Pflicht abgethan."

„War das diesjährige Pferderennen glänzend, und wessen Pferd siegte?" fragte der Centaur.

„Ich meine, es war ein Lichtensteinsches."

„Das wissen Sie nicht einmal gewiß! ich hoffe, Graf Mengen, daß Sie ein Liebhaber der Pferde sind."

„O ja," sagte Mengen gelangweilt, „nur nicht der Gespräche über sie. Sobald ich meine Pferde hier habe, will ich die Gegend weidlich durchstreifen."

„Graf Mengen!" rief der Centaur mit überquellendem Herzen; „gleich vom ersten Augenblick an hab' ich das in Ihnen vorausgesetzt. Ich hab' eine horrende Freude, daß mich mein erster Blick in diesem Punkte nie trügt."

Er packte seine Hand und schüttelte sie. Die Uebrigen lachten und neckten den Centauren mit seinem untrüglichen Urtheil. Kein Demosthenes wäre im Stande gewesen, dem Gespräch über Pferde eine andere Wendung zu geben. Mengen stand auf.

„Die Speisestunde meines Ministers" — sprach er grüßend, und ging.

„Nun, Feldern," riefen Alle durcheinander, „heraus damit! erzählt, erzählt! von seinen Verhältnissen, seinen Umständen, seiner Carriere!

„Mein Gott," sagte Feldern, „davon giebt es nichts Besonderes zu erzählen! Er macht die diplomatische Carriere wie jeder Andere und wie er auch seine Studien machte — auf ganz gewöhnlichen Wegen, ohne besondere Protection. Und ob er Vermögen hat, weiß ich nicht! In Göttingen hatte er bald vollauf Geld und bald nichts! aber immer war er, als befehle er über Goldminen und verachte sie nur. Einmal kam ein Prinz dahin und brachte die Mode der kostbaren

und eleganten Stöcke mit. Wir schafften uns Alle dergleichen an. Mengens Fonds mogten niedrig stehen, er hatte keinen. Da sagte er einmal bei Tisch: Bah! wer mag denn den Tambour-Major spielen und einen Stock mit blankem Knopf tragen! — Es kam uns vor, als habe er uns zu Tambour-Majors dadurch ernannt. — Die prächtigen Stöcke verschwanden."

„Solch ein stupendes Uebergewicht kann auf der Universität jeder Raufbold haben."

„Das war er nicht. Er schlug sich, wenn er mußte und dann tüchtig; aber nie suchte er Händel."

„Wir wollen doch sehen, ob der Legationssecretär die Suprematie des Studenten hier wird geltend machen wollen und können."

„Er scheint Lust dazu zu haben."

„Ich glaube nicht," sagte Feldern, „er hat Lust aus der untergeordneten in eine unabhängige Stellung zu kommen, freie Hand zu haben. Seinen alten Minister wird er wol etwas tyrannisiren, allein die Fanfaronaden der Burschenzeit liegen zu weit ab, um sie in die gegenwärtigen Zustände zu verflechten."

„Wenn er sich poussiren will, muß er eine Ministertochter heirathen — anders geht's heutzutag nicht."

„Oder nicht heirathen, das hilft bisweilen auch."

„Wie das? wie so? — Das ist bequemer noch. — Wem ist das passirt?"

„Einem meiner Vettern! er war verlobt mit der Tochter eines Allmächtigen, und die Vermälung schon festgesetzt. Da kommt ein immens reicher, dummer Russe; die Braut faßt die heftigste Leidenschaft für ihn, die er, so gut er kann,

erwidert. Erklärungen, tragische Szenen zwischen Braut und Bräutigam! Letzterer tritt natürlich zurück, denn er ist der Aermere, folglich der Ungeliebte. Aber er hat eminenten Kopf, Schlauheit, Talent, Scharfsinn; der Ex-Schwiegerpapa will all diese guten Gaben nicht gegen sich im Felde wissen, so wird mein Vetter bei siebenundzwanzig Jahren Gesandter in Stockholm und einer eiteln Närrin los und ledig."

„Verdammtes Glück! — Und das letzte größer als das erste!"

„Rücksichten regieren die Welt" — sagte Feldern bedachtsam.

„Aber sie geniren teufelmäßig!" — rief ein Anderer.

„Ich habe das nie finden können," entgegnete Feldern; „Rücksichten sind die Geleise, in welchen der Wagen der Gesellschaft ruhig und sicher fährt, ohne mit andern zusammen zu stoßen, zu zertrümmern und zertrümmert zu werden."

„Aber es giebt breitspurige Wagen."

„Nun, die halten halbe Spur, und sind nach einer Seite wenigstens geschützt."

Die Cigarren waren geraucht, die Tassen und Becher geleert, die Gespräche erschöpft. Jeder schlenderte seiner Wege; die Meisten zur Sieste.

In Faustinens Wohnung herrschte tiefe Stille. Sie lag an der Promenade; da gab es kein Wagengerassel, kein Pferdegestampf, kein Marktweibergeschrei, nichts, was an den Tumult und das Bedürfniß erinnert. Die Fenster des Salons — lange Glasthüren, welche auf den Balcon führten —

waren geöfnet und die Jalousien geschlossen, damit nur das scharfe Licht, nicht die Luft verbannt sei. Auf einer Ottomane saß der Baron Andlau und blätterte ziemlich unaufmerksam in einem Buch — denn er wartete. Nichts auf der Welt ist störender als die Erwartung, sogar von den geringfügigsten Dingen. Von dem Moment an, wo man wartet, ist man trotz aller Fähigkeiten, Kräfte und Sinne nichts als ein Schütze, der von der ganzen Erde nichts sieht und weiß außer dem schwarzen Punkt in der Scheibe. Andlau wartete auf Faustine. Warum kommt sie nicht? sprach er zu sich selbst; sollte ihr irgend etwas zugestoßen sein? Warum ging ich nicht mit ihr — mein Kopfweh wäre nicht ärger worden! Warum ließ ich sie überhaupt gehen in dieser heißen Tageszeit! — Er nahm den Hut und wollte ihr entgegen; da hörte er ihren Schritt auf der Treppe und er sprang auf und öfnete ihr die Thür. Es wurde ganz hell in dem verfinsterten Gemach, als sie eintrat. Faustine warf ihren Hut auf den einen Tisch, ihr Zeichenbuch auf den andern, sich selbst auf ein Sopha und sagte:

„Lieber Anastas, das wird ein hübsches Bild werden! aber müde bin ich — todtmüde!“

„Warum strengst Du Dich so an? muß das Bild denn nothwendig eine so heiße Sonnenschein=Beleuchtung haben?“

„Ganz nothwendig!“ — sagte sie und stand auf; „ich bin auch schon ausgeruht, und heut Abend mußt Du mit mir nach der Neustadt hinüber! ich will mir recht einprägen, wie der Fluß und die Kirchen im Mondlicht aussehen. Das wird ein Gegenstück dazu.“

„Hier ist ein Brief an Dich,“ sagte Andlau und nahm ihn vom Schreibtisch; „nach dem Wappen zu urtheilen, von Deinem Schwager.“

„Richtig!“ rief Faustine und las:

„Geehrteste Frau Schwägerin! Ihrem erfreulichen Schrei-
„ben vom 24. huj. zu Folge, entnehmen wir aus demselben
„Ihre gütige Absicht, uns im Lauf des Monat Junius mit
„Ihrem schmeichelhaften Besuch zu erfreuen. Da mein jüngst-
„gebornes Söhnchen am 10. desselben Monats die Taufe em-
„pfangen soll, so vereinigen meine liebe Frau und ich unsre
„Bitte und Wunsch dahin, daß es Ihnen gefallen möge, eine
„Pathenstelle bei selbigem Knäbchen zu übernehmen, und es
„am 10. Junius, Mittags um 2 Uhr, in meiner Kirche zu
„Oberwalldorf über die Taufe zu halten. Ihre Mitgevattern
„werden sein: die Frau Baronin von Feldkirch, geborne Grä-
„fin Hagen auf Mühlhof, und mein Bruder Clemens von
„Walldorf, welcher sich, nachdem er seine Studien zu Würz-
„burg und Jena seit Ostern vollendet hat, bei mir aufhält,
„um die Landwirthschaft praktisch zu studiren, was ein ganz
„ander und viel wichtiger Ding ist, als es theoretisch zu
„thun.

„Meine Kinder befinden sich sämtlich wol und munter,
„was unter allen Umständen mit Dankbarkeit anzuerkennen
„ist, aber dann ganz besonders, wenn man sieben hat und auf
„dem Lande, fern von ärztlicher Hülfe, wohnt. Auch meine
„liebe Frau ist, Gottlob! so wol wie man es nur wünschen
„kann, denn die Wochenbetten sind ihr bereits zur Gewohn-
„heit worden, wie Tag und Nacht. Sie trägt mir die herz-
„lichsten Grüße für die liebe Schwester auf. Ich aber, ver-
„ehrte Frau Schwägerin, unterzeichne mich als Ihren treu-
„ergebenen Schwager und Bruder und ganz gehorsamen
„Diener,

Maximilian von Walldorf“

„Nun gut" sagte Faustine, „auf ein Paar Tage früher oder später kommt es Dir wol nicht an. Laß uns übermorgen reisen! Bis Coburg zusammen, dann Du nach Kissingen, ich nach Oberwalldorf, und in der ersten Hälfte des Julius hole ich Dich ab, und fort nach Belgien."

Andlau machte keine Einwendung. Er war mit Allem zufrieden, was ihr genehm war, und da sie meistentheils auf nichts und Niemand in der Welt Rücksicht nahm, als auf ihn allein, so muß man ihm diese Zufriedenheit als ein außerordentliches Verdienst anrechnen; denn die Masse der Menschen ist am verdrießlichsten, wenn man die größte Rücksicht auf sie nimmt. Faustine sagte:

„Es ist nur eine Trennung von vier bis fünf Wochen, die uns bevorsteht; aber dennoch, Anastas, bin ich traurig, als wären es eben so viel Jahre. Trennung ist Trennung! auf die Länge der Zeit, auf die Weite des Raums kommt es gar nicht dabei an. In drei Tagen, wo ich Dich nicht sehe, nicht höre, nichts von Dir weiß, kannst Du und kann ich eben so gut zu Grunde gehen, als wenn wir auf immer getrennt wären. Ist denn das Wiedersehenwollen eine Bürgschaft des Wiedersehens?"

„Gewiß, Faustine! meinst Du, daß etwas Anderes uns trennen könne, als unser Wille?"

„O ja!" sagte sie melancholisch.

„Ja" rief er heftig; „ja? nun, wenn Du das glaubst, so sind wir schon getrennt."

„Der Tod," sprach sie, „nimmt auf keinen menschlichen Willen Rücksicht; er hat seinen eigenen Gang."

„O der Tod, Faustine! .... Du wirst nicht sterben, und wenn ich sterbe ...." —

„So sinke ich Dir nach! Du hast Recht, Anastas, das ist kein Tod und keine Trennung.“

Sie hatte sich zu ihm auf die Ottomane gesetzt, und legte nun ihr weiches, frisches, blühendes Haupt auf seine Schulter und ihre gefalteten Hände in seine Linke, während er sie mit dem rechten Arm umschlang. Er berührte leise mit den Lippen ihre Stirn und sah auf sie herab mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit, Andacht und Freude. Er hatte ein Gesicht mit scharfgezeichneten Zügen, mit Spuren von starker Leidenschaft, von ernsten Gedanken; aber wenn der Blick seines großen blauen Auges auf Faustine fiel, so verklärte sich dies strenge Auge und die schneeweiße Stirn, welche es überwölbte, auf eine Weise, die Keiner ahnte, der ihn nicht mit ihr gesehen; denn seine breiten, dunkeln Augenbrauen und sein glänzend schwarzes, feines Haar, das sich schlicht um seine Stirn legte, verbunden mit einem durchdringenden, klaren Blick, gaben ihm einen Ausdruck von ungewöhnlicher Strenge. Nur Faustine hatte ihn aus innerer Freudigkeit lächeln gesehen; denn für sie war er Alles, was sie bedurfte, und in jedem Augenblick, wo sie es bedurfte: Vater oder Freund, Lehrer oder Geliebter, lächelnd oder warnend, ermahnend oder scherzend, sorgend oder liebend, und wie an ihre sichtbare Vorsehung lehnte sie sich an ihn. Ihre fliegende Phantasie ward in Schranken gehalten durch seine Klarheit, ihre reizbare Beweglichkeit durch seine Ruhe. Bisweilen fühlte sie sich beängstigt durch das Uebergewicht, welches besonnene Charaktere immer über phantastische haben, und sagte scherzhaft:

„Wie jene Sclavinnen des Orients als Zeichen ihrer Knechtschaft nur eine kleine goldene Fessel in der Hand tra-

gen, die wie ein Schmuck aussieht, so ist auch Deine Liebe wol ein Schmuck, aber doch eine Fessel."

„Die Du nothwendig brauchst, um nicht in alle vier Winde zu verflattern" — entgegnete Andlau.

„Und dann verdien' ich es auch nicht besser," sagte sie, „habe eine ächte Sclavennatur, und liebe da am meisten, wo ich am meisten tyrannisirt werde; und zwar so sehr, daß ich die Menschen gar nicht begreife, welche extraordinär genug lieben, um sich gar nicht um das Liebste zu kümmern, ihm sein Glück gönnen, ohne es theilen, seine Freude, ohne sie genießen, seine Wege, ohne sie verfolgen zu wollen. Aus lauter Liebe lassen sie das Liebste laufen; was bleibt da der Gleichgültigkeit übrig? Ich halt' es mit der exclusiven Liebe!"

Da ihr Geist immer Nahrung und Anregung bei Andlau fand, und seine Seele für sie der Inbegriff aller Vollkommenheit war, so drückte seine Ueberlegenheit sie auch nur in den seltenen Fällen, wo ihr Wille sich durch den seinen beeinträchtigt glaubte. Aber wenn sie sich die Mühe nahm zu überlegen, so sagte sie immer:

„Du hast wirklich Recht."

Indessen kam es selten bei ihr zur Ueberlegung. Sie that, wie und was Andlau wünschte, sobald seine Meinung die ihrige überwog. Außerdem handelte sie nach Laune, aus Leidenschaft, aus Eingebung, was immer eine mißliche Sache ist, und wenn die Natur auch die allerreinste. Faustine hatte eine solche; jedoch Grundsätze hatte sie nicht.

„Wenn ich die Grundsätze nur begreifen könnte," sagte sie oft, „so wollte ich sie mir ja sehr gern zu eigen machen. Allein Jeder hat seine ganz besondern und ganz possirlichen. Der Eine spricht: ich stehe alle Morgen um sechs Uhr auf,

das ist mein Grundsatz. Der Andere: ich erziehe meine Kinder durch Prügel, das ist mein Grundsatz. Der Dritte: ich lasse die Leute schwatzen, was sie mögen, bekümmere mich um nichts und thue, was ich will — das ist mein Grundsatz. Mit Letzterem bin ich gewiß ganz einverstanden; nur sehe ich nicht ein, weshalb eine so natürliche Denk= und Handlungsweise mit dem pomphaften Wort Grundsatz belegt werden solle."

„Die Grundsätze sollen uns ja keineswegs eine unnatürliche, sondern eine edle, unserm Wesen entsprechende Richtung geben," sagte Andlau, „und uns helfen diese Richtung zu verfolgen, soviel es in menschlicher Kraft steht, wenn es uns auch schwer wird — eben weil wir sie als die erfoderliche und nothwendige zu unserer Entwickelung erkannt haben."

„Sie machen starr und unbeugsam!" rief Faustine.

„Wo sie fehlen, giebt's Leichtsinn und Flatterhaftigkeit" — sagte Andlau lächelnd.

„Wenn ich mir nun auch vorgenommen habe, auf der Chaussee zu gehen, warum soll ich nicht aus dem dicken Staube oder von den harten Steinen auf die Wiese nebenbei, und zu meinem Ziel spazieren? ich komme ja angenehmer hin."

„Aber Du kannst Dir im Thau nasse Füße und den Schnupfen holen; oder ein breiter Graben sperrt Deinen Pfad und Du mußt umkehren; oder ein Schmetterling lockt Dich seitab; oder Du kommst eine Minute später an, und diese eine ist zu spät."

„Ich hab' auch einen Grundsatz," sprach Faustine ernsthaft.

„Und der wäre?"

„Nie mit Dir zu disputiren, weil ich immer den Kürzeren ziehe, was gewiß sehr demüthigend ist."

Doch auch dieser war nur ein momentaner Einfall. In ihrem Charakter waren viele Anomalien und manche Schatten; doch der vorherrschende Zug ihres ganzen Wesens war eine Liebenswürdigkeit, die jene ausglich und diese überstralte. Worin ihre Liebenswürdigkeit bestand, konnte man nicht definiren — vielleicht blos darin, daß sie natürlich und ohne Ansprüche war, und von Niemand weder Lob, noch Beifall, noch Huldigung verlangte. Die tiefe Sorglosigkeit über den Erfolg ihrer Erscheinung oder ihres Gesprächs gab ihr eine solche Frische, daß um alltägliche Handlungen, um gewöhnliche Worte ein reizender Schmelz gehaucht war, wie er auf frischgepflückten Früchten liegt. Es ist ein Hauch, ein Duft, eben Nichts! — doch wenn die Früchte zwölf Stunden im Zimmer gestanden, so ist dies liebliche Nichts verschwunden, und dann, wenn man es vermißt, wird es erst erkannt. Trotz ernster Lebenserfahrung, die oft muthlos — trotz herben Kummers, der oft trübe macht — trotz der Verhältnisse, die sie beengten — war Faustine an Körper und Geist, an Sinn und Seele jung und frisch, als hätte sie nichts erfahren, nichts gelitten; und fremd in den Verhältnissen des Lebens, als bewohne sie den Regenbogen etwa, oder den Orion, und komme nur zufällig bisweilen auf die Erde herab. Sie war ganz und ungetheilt Eins, nicht zerstückelt, nicht zersplittert; das gab ihr Klarheit. Sie blickte weder rechts noch links auf Wege, wo Andere gingen; sie wandelte unbekümmert auf dem ihren: das gab ihr Sicherheit. Sie griff nicht hier und dort nach Haltung umher, nach Liebe und Freundschaft suchend: sie war begnügt im tiefsten Wesen; doch wenn man ihr entgegentrat und ihr die Hand bot, oder wenn sie erkannte, daß sie die Hand bieten durfte, so that sie es gern, nahm und

gab dem fremden wie dem eignen Bedürfniß und Wunsch. Aber wer nicht mit ihr Schritt hielt, wer ihr kein Stab war, woran sie sich heraufranken konnte ans Licht, kein Fels, woran sie empor klettern konnte zur Luft — den ließ sie los, gleichgültig, unbefangen, wie man eine welke Blume nicht wegwirft, aber fallen läßt. Menschen, Zustände, Welterscheinungen, eigene Fehltritte — Alles war ihr Mittel, um sich daran fort- und auszubilden. Sie sagte oft:

„Helden, Künstler, große Herrscher, was thun sie Anderes, als daß sie in ihrem Wirkungskreise, der freilich nicht kleiner als die Welt ist, sich selbst zur Vollkommenheit durchzuarbeiten suchen. Das ungemessene Streben, Dursten und Ringen nach Vollendung kennt Jeder, aber nicht Jeder kann zu seiner Bildung in die Zeit hineingreifen und sich einen Thron in ihr errichten, oder in den Stein hauen und sich ein Monument daraus bauen. Es ist eine große Erleichterung für den Menschen, ein Genie in irgend einer Kunst, d. h. in irgend einem Zweige des geistigen Lebens zu sein: er hat, woran er sich üben kann. In seine Schöpfungen legt er den Ueberfluß des Daseins nieder und taucht frischgewaschen aus diesem Bade hervor, wie die großen Bergströme erst dann klares Wasser bekommen, wenn sie durch einen See geflossen sind. Wir Nicht-Genies müssen uns helfen, wie wir eben können, und ich bilde mir ein: Alles kann uns dienen, ohne daß wir deshalb geistige Blutsauger werden müßten."

Aber unter dienen verstand sie eine Behülflichkeit zur Erlangung kleiner Absichten und Zwecke. Niemand besaß weniger Geschick als sie, die Menschen zu gewinnen und zu lenken für ihre Plane; schon deshalb, weil sie schwerlich je einen andern Plan als den einer Reise oder einer Spazier-

fahrt gehabt. Die Menschen dienten ihr wie anatomische Präparate oder wie seltene Pflanzen — als Studien, nicht einer Wissenschaft oder einer Kunst, sondern des Lebens, das sie nach allen Richtungen, in allen Aeußerungen verfolgen und verstehen wollte. „Ein Vogel singt, der andere fängt Mücken, jedes Ding hat seine Art," sagte sie, und jede Art war ihr interessant: mitunter freilich nur auf zwei Minuten. „Ist das meine Schuld?" fragte sie unbefangen, wenn Andlau oder andere Freunde ihr vorwarfen, daß sie leicht der Dinge überdrüssig werde, und heute gähne, wo sie gestern Beifall geklatscht: — „ich habe wirklich noch nie Ueberdruß an meinem Gott und meiner Liebe empfunden."

Fast alle Frauen ohne Ausnahme hatten Faustine lieb, denn in keinem Stück rivalisirte sie mit ihnen. Sie gönnte ihnen ihre Triumphe, ihre schönen Kleider, ihre Anbeter, ihre Verdienste, und begnügte sich — das Alles nicht zu haben. Zwar stellte sie die schönsten und glänzendsten Frauen in Schatten, doch so, daß beide Theile keine Ahnung davon hatten. Die schönen sagten: „Sie hat sehr viel Verstand, aber schön ist sie durchaus nicht." Die klugen: „Verstand hat sie nicht viel, aber sie ist allerliebst." Keine verglich sich mit ihr, so wie prächtige Gartenblumen sich vielleicht nicht mit einer Alpenpflanze vergleichen mögten. Ein Wilder sagte einst, als er das Gemälde eines Engels sah: „Er ist meines Geschlechts." Civilisirte Leute haben nicht mehr diesen sublimen Instinkt.

Männer interessirten sich im Allgemeinen weniger für Faustine, sie war zu unduldsam gegen Fadaisen, und, Gott sei es geklagt! sie machen den Lichtpunkt in der Unterhaltung der Männer aus. Damit hatte sie gar keine Nachsicht, d. h.

die Langeweile malte sich unwillkürlich, aber so deutlich auf ihr durchsichtiges Antlitz, daß mehr als Verwegenheit dazu gehört hätte, eine Unterhaltung fortzusetzen, die solche Wirkung hervorbrachte. Folglich hatte die Masse der Männer ihr nichts zu sagen, und nichts drückt einen Mann mehr, als sich einer Frau gegenüber unwichtig zu fühlen. Daher kommt es, daß das eigene Geschlecht ziemlich willig einer eminenten Frau geistige Bedeutung und Uebergewicht verzeiht; das fremde hingegen nur dann, wenn sie von den Grazien in höchst eigener Person zur Gefährtin geweiht ist — was natürlich nie der Fall. — Aelteren Leuten gefiel sie besser, als jungen; vermuthlich deshalb, weil sie freundlicher gegen jene war, theils aus Achtung für das Alter, theils weil sie behauptete, man liefe bei ihnen keine Gefahr, nicht — sich zu verlieben, sondern — in diesen Verdacht zu kommen: was sehr unbequem und störend sei. — Ohne Vermögen, ohne Ansehen, ohne Verbindungen, ohne Intriguen, nur durch die Macht ihrer Persönlichkeit hatte sie es dahin gebracht, daß die Welt ihr Verhältniß zum Baron Andlau stillschweigend als ein legales anerkannte und, um sich gleichsam für diese Nachsicht zu entschuldigen, eine heimliche Ehe voraussetzte.

Faustine und ihre Schwester Adele, als Kinder schon verwais't und ganz arm, wurden von einer Schwester ihres verstorbenen Vaters erzogen, d. h. diese bezahlte die Pension beider Mädchen für ihre Erziehung in einer großen Kostschule, und bekümmerte sich nicht eher um sie, als bis sie erwachsen waren. Da nahm sie sie in ihr Haus, und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als sie so bald wie möglich zu verheirathen — nicht aus Interesse für die hülflose Lage der Mädchen, sondern weil sie selbst noch sehr gern Huldigungen entgegen=

nahm, und ihrer vierzigjährigen Schönheit nicht mehr die Kraft zutraute, siegreich neben siebzehnjähriger zu bestehen. Zwei junge Männer, die öfters ihr Haus besuchten, schienen ihr so wünschenswerthe Neffen, daß sie beschloß: sie müßten es werden. Und sie wurden es. Graf Obernau, ein wilder, brutaler Militär, dem nichts über sein Pferd, seinen Schoppen Wein und seine Pfeife ging, war der eine; Maximilian von Walldorf, Gutsbesitzer, derb und vierschrötig, ohne Manieren, aber brav und ehrlich, war der andere; dieser von geringem, jener von bedeutendem Vermögen, was aber ziemlich auf eins herauskam, da Walldorf sehr guter Wirth „ein äußerst solider Mensch" war, — wie die Tante zu Adele sagte, und Obernau ein Tollkopf und Verschwender „den Du zum schönen und nützlichen Gebrauch seines Vermögens anleiten wirst" — wie sie zu Faustine sprach.

Adele, emsig und thätig, von Kindheit auf mit hausmütterlichen Neigungen, froh der Kostschule entronnen zu sein, dachte sich keine lieblichere Zukunft, als ein eigenes Haus zu haben, und darin vom Morgen bis in die Nacht wirthschaftliche Geschäfte zu treiben. Ein Mann mußte sie freilich in dies Eldorado führen, denn auf dem Schloß der Tante hatte sie nicht so freie Hand, wie sie es wünschte, weil die Tante der Meinung war, Wirthschaftlichkeit und Fleiß sei ein Netz wie jedes andere, um den Mann darin zu fangen, welcher diese Eigenschaften suche; übrigens aber brauche man sie nicht gründlich zu treiben, nicht die Hände am Feuer zu verderben, und nicht die Haut in der Sonnenhitze auf dem Bleichplatz, oder an der Ofenglut beim Plätten. Adele aber kannte kein größeres Vergnügen, als die schöne, reinliche, weiße, feine Wäsche durch das Plätten zu ihrer Vollkommenheit zu

bringen; und kein Blick auf ein Gemälde von Rafael oder auf eine italienische Gegend hätte sie so innerlich befriedigt, als der in einen großen, weitgeöfneten Schrank voll glatter, silberweißer Leinwand.

„Das Mädchen ist wirklich gar nicht im Salon zu brauchen,“ sagte die Tante einst verdrießlich zu Walldorf, als Adele Abends dunkelroth im Gesicht und ganz schläfrig erschien. „Wenn ich sie wollte gewähren lassen, könnte ich zwei Mägde abschaffen und sie ersetzte deren Stelle. Heute früh um vier Uhr ist sie aufgestanden und hat Käse gemacht....— essen Sie gern Käse?“

„Wenn er gut ist — mein Leibessen! aber die Butter muß auch gut sein.“

„O die Butter! das versteht Adele gründlich! — Dann hat sie beim Buttern die Oberaufsicht geführt....—“

„Bei mir wird früher gebuttert, als Käse gemacht.“

„Das ist ja einerlei, wenn es nur tüchtig gemacht wird.“

„Nicht so ganz, freilich! doch Fräulein Adele ist noch so jung, kann lernen.“

„Ach, mein guter Walldorf, Sie müssen es nicht so genau mit mir nehmen; ich erzähle nur, was Adele heut Alles gethan hat: die Reihenfolge weiß ich nicht; aber gelungen ist Alles — das weiß ich.“

„Nun, was hat sie noch weiter gethan?“

„Sie hat Kirschen mit Zucker eingekocht; sie hat sich ein Kleid zugeschnitten, und zuletzt hat sie geplättet — darum ist sie so erhitzt.“

„Ein capitales Mädchen, das! wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen.“

„Und so anspruchlos, so einfach, so genügsam, so freundlich — das wäre eine Frau für jeden verständigen Mann.“

„Gnädige Frau — auf Ehre, das hab' ich auch eben gedacht.“ Und mit großen Schritten ging er durch den Saal zu Adele, die im letzten Fenster bei ihrer Arbeit saß, während Faustine und einige andere Personen um den Flügel versammelt waren.

„Was nähen Sie so emsig, gnädiges Fräulein?“ fragte er, um die Unterhaltung anzuknüpfen, was ihm stets sehr schwierig vorkam.

„Taschentücher,“ — entgegnete sie ohne aufzusehen. Daran ließ sich nicht fortweben. Er nahm einen neuen Anlauf:

„Essen Sie gern Kirschen, gnädiges Fräulein?“

„Außerordentlich gern“ — antwortete sie und sah ihn freundlich an.

„In Oberwalldorf sind herrliche Kirschen, alle mögliche Arten.“

„Das hat mir meine Tante erzählt.“

„Hat sie das? das freut mich. Sagen Sie — mögten Sie die Kirschen essen?“

„Hier sind auch recht gute Sorten“ — sprach sie ausweichend nach Mädchenart.

Er dachte im Stillen: Blitz und Donner! das Mädchen hat gute Qualitäten, ist aber etwas schwer von Begriff. Mit den verblümten Redensarten kommt man nicht vom Fleck bei ihr. Ich muß nur von der Leber weg reden.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie die Kirschen von Oberwalldorf essen oder einkochen oder was weiß ich! wollten, so würde es mir eine große Freude sein, vorausgesetzt, daß Sie mir gut genug sein könnten, um mich zu heirathen.“

Adele bückte sich tief auf ihre Arbeit und sagte: „Wenn die Tante erlaubt.“

„O, die erlaubt es sehr gern!“ rief Walldorf herzensfroh und überlaut. „Nicht wahr, gnädige Frau, Sie haben nichts dawider, daß Fräulein Adele mich heirathet?“

Alles gerieth in tumultuarische Bewegung. Adele lief verlegen aus dem Saal, Faustine lief ihrer Schwester nach, Walldorf machte Miene, ihnen zu folgen; doch ein befehlender Blick der Tante hielt ihn fest. Man machte einen Spaziergang, man verständigte sich, man machte Alles sicher und fest, und beim Souper stellte die Tante Walldorf und Adele als Verlobte ihren Gästen vor, und lud sie in sechs Wochen zur Vermälung ein.

„Bist Du denn recht glücklich, Adelchen?“ fragte Faustine zärtlich, als sie ihr am Hochzeittage den Myrthenkranz aufgesetzt.

„O, so sehr!“ rief Adele und faltete die Hände.

„Und worüber wol am meisten?“

„Eigentlich über Alles — so im Ganzen — daß ich ein Haus und eine Wirthschaft bekomme....“ —

„Aber das wird dir viel Plage machen.“

„Doch viel mehr Vergnügen noch! — daß ich die Tante verlasse....“ —

„Das ist freilich ein großes Glück.“

„Daß ich Frau werde und in Gesellschaften sitze, wenn die Mädchen haufenweise zusammen stehen.“

„Es mag sein Angenehmes haben.“

„Am meisten aber doch, daß Walldorf mein Mann wird. Keinem Andern würd' ich so gut sein können! Er spricht zwar etwas laut und macht nicht viel Complimente — doch

Niemand kann's ehrlicher meinen, als er, und warum soll er das nicht so laut und offen wie möglich sagen, liebe Ini? —“

„Nun, sobald es Dir nicht unbehaglich ist, daß die Wände dröhnen, wenn er lacht, und daß es einen rothen Fleck giebt, wo er küßt ....“ —

„Einen rothen Fleck?!“ rief Adele erschrocken und sah in den Spiegel. Als sie aber ihr hübsches blühendes Gesichtchen makellos fand, setzte sie tröstend hinzu: „Der vergeht wieder, Ini.“

Walldorf und Adele wurden und blieben ein glückliches Paar, d. h. glücklich auf ihre Weise; denn Jeder hat seine eigene. Und zu ihnen wollte Faustine jezt. Andlau sagte:

„Wie seltsam, daß Dein unceremoniöser Schwager solche steife, förmliche Briefe schreibt, die doch gar nicht in seiner Natur liegen.“

„Er hat so wenig Form, daß er gleich gezwungen wird, sobald er artig sein will, und was diesen Brief betrift, so mag er ihn wol aus einem uralten Briefsteller aus der Bibliothek von Oberwalldorf abgeschrieben haben, denn das Briefschreiben und Bücherlesen ist seine Sache nicht. Nur die Bücher studirt er mit wahrer Wonne, die er selbst schreibt, und wovon er schon eine recht hübsche Sammlung besitzt.“

„Also schreibt er seine landwirthschaftlichen Beobachtungen nieder?“

„Keinesweges! seine Gutsrechnung schreibt er nieder, aber auf eine Weise, die seine Zeit und sein Interesse gleich sehr in Anspruch nimmt. Erst wird mit der ausgesuchtesten Pünktlichkeit, bei Batzen und Kreuzer, die Rechnung geführt: das ist aber nur der Brouillon. Dann macht er eigenhändig Abschriften dieses wichtigen Werkes, in Sedez, in Duodez in

Octav, in Quart, in Folio und in Royal-Folio, auf dem schönsten Papier, elegant gebunden, das Royal-Folio gar prächtig in Maroquin mit goldenem Schnitt, und dann ordnet er die verschiedenen Ausgaben dieses Werkes nach ihrer Größe in den Bücherschränken seines Arbeitszimmers, worin schwerlich ein anderes Buch Zutritt findet. Das ist sein unschuldiges Steckenpferd."

„Ich wundere mich nur, daß dies Steckenpferd gleichsam in einem Gespann mit seinem Arbeitspferde läuft; daß etwas, das am Morgen seine Arbeit war, am Abend seine Erholung wird; daß er nicht lieber etwas Andres abschreibt, meinetwegen gewisse Zeitungsannoncen oder Wetterbeobachtungen, kurz, daß er in nützlicher und angenehmer Beschäftigung so gar keines Wechsels bedarf. Seine Einseitigkeit muß ihn für Jeden, der nicht Landwirth ist, erdrückend langweilig machen."

„Gehört nicht eine gewisse Einseitigkeit dazu, um etwas Großes in irgend einem Fache zu leisten oder zu werden? Kann man zugleich tüchtig als König und Dichter und Minister und Kunstkenner und Baumeister sein? mehr liefern als mittelmäßige Proben von mittelmäßigen Fähigkeiten in diesen verschiedenen Richtungen?"

„Das Genie ist seiner Essenz, seinem innersten Wesen nach vielseitig; denn was ist es anders, als die göttliche Kraft des Geistes, das Homogene aufzufassen, zu entdecken, zu schaffen, zu wirken, zu bilden, je nach dem Material, das man gerade unter der Hand hat. Das Genie findet es immer unter der Hand, es sucht nie. Es fragt nicht: soll ich lieber ein Held werden oder ein Künstler? sondern es greift nach Schwert oder Pinsel, und hat, ohne sich zu besinnen, die Welt erobert oder entzückt. Daß das Genie zuweilen mehre Talente hat,

verschiedene Materiale behandelt, gleichsam in drei oder vier Sprachen spricht, daß da Vinci Maler, Baumeister und Dichter war, daß Peter der Große ein Reich aus der Versunkenheit emporzog und Schiffe baute, daß Julius Cäsar der erste der Imperatoren war, und nach ein Paar tausend Jahren noch der Schriftsteller der Jugend ist —: das blendet und verführt die Leute. Sie meinen, mit der Vielseitigkeit sei auch das Genie da, und vergessen nur, daß man viel Fähigkeiten in sich ausbilden, viel Fertigkeiten sich aneignen, aber nimmermehr ein Genie werden könne. Man muß es von Natur sein. Es liegt in einer dem Menschenwitz unerreichbaren Region. Der liebe Gott hat es sich vorbehalten, seinen Lieblingen damit ein Geschenk zu machen, das, gleich allen bedeutenden Geschenken, schwere Verbindlichkeiten auf den Empfänger wälzt, obgleich es ihn beglückt. — — Aber weil der Mensch doch einen bewegbaren Kopf hat, der sich rechts und links, vor= und rückwärts wenden kann, so meine ich, er solle nicht muthwillig Stupidität, Vorurtheile, Launen und Eigensinn als Scheuklappen sich vorbinden, die ihn hindern, irgend etwas zu sehen, das nicht in seinem Kram passen könnte. Selbst ausgezeichnete Talente werden, zwischen Scheuklappen ausgebildet, zur Manie. Ich hörte einen berühmten Pianisten; er übte täglich vierzehn Stunden; er dachte, er wußte, er kannte, er sprach nichts, als seine Kunst — nun, er spielte wie eine vom Dämon der Musik gefertigte und besessene Maschine. Stelle ich mir nun Deinen Schwager als einen vom Dämon der Erdscholle Besessenen, aber ohne in sein Fach einschlagende besondere Talente vor, so wünsch' ich ihm der Abwechselung wegen doch Liebhabereien aus einem andern Gebiet — etwa Mongolfieren oder dergleichen." —

„Ich mache es, so wie Du meinst, daß man es machen müsse,“ sagte Faustine; „ich sehe mir die Dinge an, und assimilire davon, was ich brauchbar finde, mit meiner Eigenthümlichkeit. So bleibe ich doch Eins und werde nicht allzu sehr einseitig. — Aber nun hör' weiter! Die Liebhaberei meiner Schwester ist auch aus ihrem Fach: es ist das Anschaffen und der Besitz von Leinwand. Spinnen, weben, bleichen zu lassen, ist ihr Element. Nach jeder Niederkunft erhält sie von ihrem Manne als Wochengeschenk ein Stück Land — bei der Geburt eines Knaben noch einmal so groß als bei der eines Mädchens — womit sie machen kann, was sie will. Sie läßt darauf Lein säen, und ihn dann verarbeiten zur Aussteuer für ihre Töchter, von denen die älteste sieben, die jüngste ein Jahr alt ist. Da sie außerdem noch fünf Söhne hat, so ist ihr Leinwandschatz und ihr Grundbesitz schon ziemlich bedeutend, und wir können es vielleicht erleben, daß mein Schwager nur noch Oberlehnsherr seines Gutes sein wird.“

„Aber sie sammelt für ihre Töchter; das ist doch ein würdiger Zweck.“

„Und mein Schwager gedenkt seine Werke den Söhnen zu hinterlassen. Der älteste bekommt die Ausgabe in Royal-Folio und so abwärts der Reihe nach. Für die Zukunft arbeiten wir Alle — außer uns, in uns.“

„Kennst Du den Bruder Deines Schwagers?“

„Den kleinen Clemens? ja. Vor vier Jahren fand ich ihn einmal in Oberwalldorf. Ein Mensch, damals schon wie ein Riese, aber so kindisch, daß ich ihn immer den kleinen Clemens nannte. Gut, daß er da ist! er wird doch ein wenig

menschlicher und dann vielleicht recht angenehm geworden sein, und so etwas ist immer brauchbar — dort am meisten."

„Sprich nicht so leichtsinnig, Ini!" sagte Andlau ernst.

„O Gott, gar nicht!" rief sie; „ich freue mich wirklich, den Clemens dort zu sehen. Thue mir den Gefallen," setzte sie scherzend hinzu, „und werde ein wenig eifersüchtig; Du hast jezt die beste Gelegenheit. Ich mögte gern wissen, wie Du Dich in eifersüchtiger Stimmung, und ich mich ihr gegenüber benehmen würde."

„Du weißt, Faustine, bei mir kann darum nie von Eifersucht die Rede sein, weil ich keinen Rival anerkenne. Ein Gut, wonach ein Andrer die Hand ausstreckt, überlasse ich ihm gern."

„Ich weiß, daß Du ein schroffer Mann bist."

„Aber nicht für Dich."

„O doch! auch für mich! Du bist wie ein Felsen; daran rank' ich mich als Epheu mit geschmeidigen Armen empor und schmücke ihn so gut ich kann. Aber der Felsen bleibt ernst und unbewegt, und ich weiß nicht einmal, ob es ihm eine Freude ist." — Ihre Augen standen voll Thränen.

„Du kränkst mich, Ini," sagte Andlau mit tiefer Zärtlichkeit; Du weißt recht wol, daß Du meine einzige Freude, mein ganzes Glück auf der Welt bist. Es wäre eben so kindisch, wenn Du daran zweifeln könntest, als wenn ich es Dir alle zehn Minuten wiederholen wollte."

„Ich verstehe nur nicht zu zweifeln, wenn ich liebe; sonst, Anastas, würd' ich mir wol bisweilen Gedanken machen."

„Und was für Gedanken? böse oder gute?"

„Ich würde mir vorkommen wie die Eidergans."

„Das ist nicht sehr schmeichelhaft" — sagte er lachend

„Nein, gewiß nicht für die Menschen! denn die schieben dem armen Vogel Kreideeier statt der wirklichen ins Nest, weil er die Gewohnheit hat, sich die Federn auszurupfen, um die Eier damit zu erwärmen. Unermüdlich rauben die Menschen den weichen Flaum und machen sich bequeme Kissen daraus, und unermüdlich rupft sich der Vogel kahl für die unerwärmbaren Kreideeier.“

„Und die Nutzanwendung?“ fragte Andlau etwas erstaunt.

„Was ich an Liebe und Zärtlichkeit im Herzen habe, streue ich, ohne mich zu besinnen, vor Dir aus, und bin gewiß glücklich genug, daß Du es mir gestattest, denn wo sollte ich sonst damit bleiben? Aber Du, Du nimmst absichtlich den weichen Flaum fort, damit ich mir immer etwas Neues und Frisches, immer eine andere Weise aufdenken möge, um Dir zu sagen, wie ich Dich liebe.“

„Wenn Du das von mir glaubst, so bestrafe mich und denke Dir nichts Neues auf.“

„Das würde mir aber ein großer Zwang sein.“

„Du siehst, liebe Faustine, unsre Natur ändern wir nicht. Du mußt die Fülle, die Glut, die Pracht der Deinigen aushauchen durch Wort und Bild und Ausdruck. Ich, der ich ohnehin nicht Deinen Reichthum habe, muß stumm und anbetend zu Dir emporsehen. Nennst Du das Mangel an Theilnahme und Liebe?“

„Nein, nein, Anastas! ich sagte Dir ja, daß ich die Gedanken nicht dazu kommen lasse, sich wirklich auszubilden.“

„Es wäre auch schade um Dich, wenn in Deine lichte reine Seele Zweifel und Zwiespalt verfinsternd fielen. Du bist ein Kind des Lichts, meine Ini.“

„Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts — steht in der Bibel.“

„Ich dachte auch so eben nicht daran, Deine Klugheit zu preisen“ — sagte Andlau lachend.

„Du bist mein Verstand, ich brauche keinen besondern;“ antwortete sie, und drückte die Stirne an seine Wange. Die Locken fielen graziös über ihr Gesicht herab; die schlanke weiße Gestalt ruhte friedlich in seinem Arm. Sie sah aus wie eine junge Birke mit frühlingsgrünem, wehendem Gezweig an einen Felsen gelehnt.

Diese beiden Menschen lebten in und mit der Welt, wie auf einer goldenen Klippe, die mitten im Meer für sie emporgestiegen. Sie liebten sich so, daß sie zwar den Stürmen ausgesetzt, doch nicht vor ihnen zu beugen sich glaubten. Denn mogte Faustine auch zuweilen klagen über Andlau's immer gehaltenes Wesen, so war das doch nur so wie die Nachtigall Töne in ihrem Gesang hat, die gleich herzzerschmelzender Klage klingen, weil übermächtige Sehnsucht in ihnen wiederhallt. Faustine war eine von den flammendurstigen Seelen, die in jedem Moment des Lebens die Nektarschaale des Glücks verlangen und leeren, ohne Rausch, ohne Taumel, ohne Uebermuth; mit dem Bewußtsein, daß sie ihnen zukomme, und darum nicht trunken wie die Sterblichen, sondern wie die Ueberirdischen, beseligt! Aber nur an großen Jubelfesten und nicht an Wochentagen wird sie den Menschen gereicht und Trost und Beschwichtigung dafür fand Faustine immer bei Andlau. War er nicht von der Glut, so war er doch stets von der Höhe ihrer Empfindungen und wie ein Fixstern von unwandelbarem Licht. An diesem Abend, als sie mit Andlau von dem Spaziergang nach der Neustadt heimkehrte, wo sie

künstlerische Beobachtungen über Mondscheinbeleuchtung angestellt, verweilte sie auf der Brücke und sprach:

„Anastas! ich muß mir einen Zaubergesang aufdenken, womit ich, wie die alten thessalischen Zauberinnen, den Mond vom Himmel herabziehe. Er hat Geheimnisse, die ich ergründen mögte. Sein Stral berührt mich so kalt, daß ich schaudere, wie von einem Leichenfinger berührt, und sein Glanz ist doch so magisch, wie der eines geliebten Auges, in das man immer hineinblicken mögte."

„Laß den Mond in seiner Sphäre, und nimm Deinen Shawl zusammen, Ini."

„Und ich denke, wenn ich ihn ganz nahe bei mir hätte, ihm gleichsam Aug' in Auge schauete, so würd' er nicht so leichenkalt sein. Um seiner Schönheit willen thut mir seine Kälte leid, die gewiß ein großer Fehler ist."

„Besonders hier auf der Brücke. Nimm Deinen Shawl zusammen; die Luft weht kalt über die Elbe."

„Ich thu' es, lieber Anastas! — Aber ich mögte wissen, ob die Gestirne nicht einen wesentlichen und räthselhaften Einfluß auf den Menschen und seine Schicksale haben; ob der Stern, welcher in dem Augenblick unserer Geburt uns begrüßt, für immer unser Freund und mit uns in Verbindung bleibt."

„Dies zu beweisen und zu berechnen, mühten sich in früheren Zeiten die Astrologen ab. Unsere Tage der scharfen Analyse und der materiellen Industrie sind dieser nebulösen Wissenschaft abhold, und ich meine, die Ueberzeugung sei uns heilsamer und förderlicher, daß wir selbst mehr Einfluß auf unser Schicksal haben, als Sonne, Mond und der ganze gestirnte Himmel."

„Es kann wol Irrthum sein — dennoch bild' ich mir ein, daß die Sonne mich lieb hat, weil ich an ihrem Herrschertage geboren bin, am 22. Junius. Das ist der längste Tag des Jahres, da steht sie am höchsten über unserm Haupt, da tritt sie das mächtige Reich des Sommers an. Und nur wenn die Sonne hoch über mir steht, ist mir das Leben eine Lust, weil ich dann nicht abgesperrt von Erde, Licht und Luft bin, sondern ihr frisches, schaffendes Regen theile und genieße. Im Sommer, mein' ich, könne mir kein Unglück, nichts Böses widerfahren: die Sonne lächelt mich an! ist sie nicht das Auge Gottes? — O Anastas, ich habe wol Recht, die himmlische Sonne zu lieben, die mir Freuden bereitet, wie eine gute Mutter."

„Ich sagte Dir schon heute, Du wärst ein Kind des Lichts."

„Und der Stürme, Anastas! denn auch im Gewitter, unter Donner und Blitz, bin ich geboren. Darum thun mir die Stürme nichts! sie brausen über mein Haupt dahin, sie zerwühlen mein Haar und mein Kleid, ich drücke beide Arme kreuzweis über meine Brust, und senke den Kopf und lasse sie sausen — ich horche auf die Stimme des Ewigen in ihnen. Und auch der Donner schreckt mich nicht! nicht die leiseste Bangigkeit, die unwillkürlich, körperlich fast, sein soll — beschleicht mich im Gewitter. Wenn der Donner pomphaft über den Himmel, um hohe Berge und in tiefe Thäler rollt, so mein' ich, daß große Geister aus ihren ewigen Wohnungen herabsteigen, die arme kleine Erde mit dröhnendem Fußtritt berühren, wie ein alter in Eisen gewaffneter Ritter das Hüttchen des Landmanns. Und die Blitze gar! die gelten alle, alle mir! die greifen und züngeln nach mir, die mögten mein

Gürtel sein, meine Krone, meine Lanze — und ich Schwache, ich Bewußtlose verstehe nur nicht, sie zu brauchen. O die Blitze haben große Dinge mit mir vor! tödten will mich keiner, auch nicht blenden! als ich zuerst das Auge aufthat, hab' ich sie ja gesehen, und starb nicht und erblindete nicht. Aber versengen und aufzehren wollen sie alles Irdische — auch bei mir, glaub' ich. Darum sehe ich immer empor und breite die Arme aus zum Himmel, wenn es blitzt. Siehst Du, das Alles versteh' ich, aber den Mond versteh' ich nicht."

„Aber ich, Ini, denn er spricht eine unpoetische Sprache, die mir sehr geläufig. Sein kühler Stral ist ein Wegweiser, daß man spät Abends nach Hause, und nicht auf der Elbbrücke gehen soll, wo böse Kobolde sich tummeln und uns mit eisigem Athem anhauchen. Sie suchen Dir zu schaden, und Du ahnst sie nicht — da muß ich denn Wache halten."

„O Du bist gut!" sagte sie und drückte innig seine Hand. Er führte sie in ihre Wohnung und suchte dann die seine auf.

Zwei Tage später sagte Mengen auf der Terrasse zu Feldern:

„Du wolltest mich ja der schönen weißen Statue vorstellen, die vorgestern hier zeichnete, Gräfin ... wie heißt sie?"

„Obernau; eine Statue ist sie nicht; dafür aber heute früh auf mehre Monate verreis't;" entgegnete Feldern.

„Schade!" sagte Graf Mengen; „aber sie wird wiederkommen, und dann! — Manche Menschen sehen so wunderbar aus, daß ich übers Gebirge klimmen würde oder auf die Thurmspitze steigen, um ihnen wenigstens Einmal gründlich

ins Antlitz zu sehen, und habe ich das gethan, so vergesse ich sie nie."

„Dein Gesandter wird ja von der Badereise Tochter und Enkelin hierher bringen. Ob die junge Person hübsch ist?"

„Sehr hübsch, nach einem Porträt zu urtheilen, doch zu jung, um Eindruck zu machen."

„Und die Mutter?"

„Nicht mehr jung genug."

„Die diplomatische Laufbahn ist doch äußerst angenehm! Nicht nur, daß Ihr wie die Windrose für alle Weltgegenden und alle Classen der Gesellschaft eingerichtet seid: Ihr findet auch, wohin Ihr entsendet werdet, überall ein Haus, in dem Ihr zu Hause seid wie in dem eigenen, ohne die Unbequemlichkeit, welche häufig mit letzterem verbunden ist."

„Der Soldat hat seine Kameraden, der Beamte seine Collegen, was — beiläufig gesagt — unbeschreiblich philisterhaft klingt; und beide haben ihre Chefs; ich sehe keinen besonderen Vortheil in unseren Verhältnissen, als höchstens den, daß unser Chef seinem einsamen Secretär ganz genau auf die Finger sehen kann. Ich bin zuweilen dieser Stellung überdrüssig zum Todtschießen! Wäre Cäsar nicht groß durch sein Leben und seinen Tod, so wär' er es durch sein berühmtes Wort vom Ersten und Zweiten."

„Wir arbeiten rottenweise in einem weit ärgern Joch, als das ist, worin Ihr einzeln arbeitet; also habt Ihr doch immer die größere Chance für Euch, bald der Erste zu werden, und nicht in einem armseligen Dorf, sondern in irgend einer Weltstadt. Ich hätte mich auch gern der Diplomatie gewidmet, aber Rücksichten wiesen mich in eine andere Carriere, in der das Leben und die Gesellschaft geringere Ansprüche an uns machen."

„Du bist verlobt, hörte ich sagen ....“ —

„Seit vier Jahren.“

„Welche Geduld, mein lieber Feldern! — und Deine Braut lebt hier?“

„In der Nachbarschaft, auf dem Lande — Du wirst sie kennen lernen.“

„Ich würde mich auch gern verheirathen.“

„Ah, das freut mich! Auch schon verlobt?“

„Nein,“ sagte Mario lächelnd, „und am wenigsten vier Jahr. Ein weibliches Wesen hat mir noch nicht den Wunsch eingeflößt, mich zu verheirathen, sondern aus der öden Oberflächlichkeit des Lebens mögte ich mir in dessen Tiefe eine Zuflucht bereiten, wo ich dem Gewirr unerreichbar bliebe, wo andre Geister walteten, als die, welche für und in unserm Beruf uns zur Seite stehen. Ich mögte erfahren, ob es denn kein anderes Glück giebt, als das, welches unser unruhiges Bemühen, unsern Ehrgeiz, unsre Eitelkeit belohnt, d. h. aufreizt, indem es sie momentan befriedigt. Ich mögte ein stilles, dauerndes, unerschütterliches, schützendes Glück, das wie ein schattiger Fußpfad neben der breiten, sterilen Lebensheerstraße dahinliefe. Das Alles, mein' ich, müsse eine Frau mir geben und mir sein! Doch die, zu der ich dies Vertrauen haben könnte, hab' ich noch nicht gefunden.“

„Du machst wahrscheinlich große Ansprüche, lieber Mario .... —“

„Ganz und gar keine! ich verlange nur, daß wir so zu einander passen, wie zwei mal zwei vier ist.“

„Das ist freilich eine sehr bescheidene Foderung“ — sprach Feldern lächelnd.

Oberwalldorf war in lebhafter Aufregung. Eine festliche Taufe und ein wochenlanger Besuch galten in dem häuslichen, geregelten Leben für merkwürdige Begebenheiten. Heute sollte Faustine eintreffen, morgen die Taufe sein. Adele, eine sehr hübsche, aber kugelrunde Frau, rollte sich mit unglaublicher Behendigkeit und unermüdlicher Geschäftigkeit durch das Haus, um ihre sämtlichen Anstalten und Einrichtungen zum neunundneunzigsten Mal zu überschauen und zu besprechen, obgleich alle Dienstboten, gleich Kanonieren mit brennender Lunte bei ihren Kanonen, schußfertig und des Winkes gewärtig bei ihren Geschäften waren. Hinter Adele her zog, wie eine wilde Jagd, ihre Kinderschaar, bei der man die gute Mannszucht, welche im Domestiken-Corps herrschte, sehr vermißte. Ihre Kinder zum Gehorsam zu gewöhnen, dahin hatte die gute Adele es noch nicht gebracht. Sie waren ihr von Hause aus über den Kopf gewachsen, und diese Frau, ein Muster von Ordnung und Pünktlichkeit, duldete, daß ihre Kinder, wenn es ihnen gefiel, ihre Einrichtungen in die kläglichste Unordnung brachten. Wurde es einmal so arg, daß sie eine Züchtigung für unumgänglich hielt, so trat ihr Mann dazwischen und sagte, er könne nicht leiden, daß seine Kinder gemißhandelt würden. Er selbst verlor die Geduld mit ihnen nur dann, wenn sie an seine Heiligthümer, Schreibtisch und Bücherschrank, unheilige Hand legten. Vielleicht den größten Zorn seines Lebens hatte er empfunden, als seine älteste Tochter in ihrem vierten Jahr seine Abwesenheit aus dem Zimmer benutzt hatte, um auf einen Stuhl vor dem Bücherschrank zu klettern, und seine sämtlichen Werke, so weit sie ihren Händen erreichbar, auf den Fußboden zu schleudern. Damals hielt er ein Strafgericht, dessen Schrecknisse sich

traditionel bei den Kindern fortpflanzten, so daß sie dreister eine Löwenmähne, als die Schriften des Papa berührt haben würden.

„Kommt nur herunter, Kinder“ — sagte Adele, in das für Faustine bestimmte Zimmer tretend, wo die Kleinen verweilt waren, während sie die Runde durch die übrigen Gastzimmer gemacht. Aber die Kinder hörten und sahen nicht; denn drei rollten sich in der vom Bett herabgerissnen grünseidnen Decke kopfüber, kopfunter auf der Erde herum; und die beiden älteren voltigirten mit der höchsten Behendigkeit vom Bett auf den Fußboden und so wieder hinauf. Alle fünf kreischten, glühten, schwitzten, zappelten, balgten sich nebenher — kurz, es war ein außerordentlicher Spaß, den nur die Mutter nicht goutirte. Es gab ihr einen Stich durchs Herz, die derben Lederschuhe auf dem feinen Bettbezug umhertrampeln zu sehen. Sie rief zur Ordnung! doch leichter hätte sie eine Heerde junger Füllen als ihre Kinder zusammentreiben können. Da nahm sie ihre Zuflucht zu einer Kriegslist und: „Ein Wagen! die Tante kommt!“ rufend, verließ sie schnell das Zimmer. Die Kinder stürmten augenblicks ihr nach und die Treppe hinab, und Adele hatte das Schlachtfeld gewonnen, auf welchem nach zehn Minuten wieder die frühere Zierlichkeit herrschte.

Endlich kam Faustine. Sie hatte sich heute von Andlau getrennt, und das Gefühl, wie einsam sie ohne ihn auf der Welt stehe, beängstigte sie. In der Familie unsrer Geschwister wird es uns selten heimisch. Mag uns der Bruder oder die Schwester noch so lieb und werth und vertraut sein — die Schwägerin, der Schwager, deren Eltern, deren Vetter

und Muhmen, sind eben fremdartige Elemente, die uns häufiger abstoßen, als anziehen, vielleicht darum, weil man von uns begehrt, daß wir für Personen, die unserm Blute fremd und unsrer Neigung fern sind, Liebe und Freundschaft hegen sollen, welche Gefühle man doch gern nach eigener Wahl vertheilt. Seit zwei Jahren war Faustine nicht hier gewesen. Als sie sich Oberwalldorf näherte, vergaß sie etwas ihre Traurigkeit. Es lag äußerst freundlich am Eingang eines Thals, durch welches ein rascher Waldbach strömte, der weiter hinab sich in den Main ergoß und höher hinauf Schneide- und Sägemühlen trieb. Die Wohnungen der Landleute lagen zwischen blühenden Gärten; Wiesen und Felder grünten üppig; die Berge, welche das Thal zwischen sich nahmen, waren mit gemischtem Laub- und Nadelholz bedeckt: es war keine großartige, aber eine wolthuende, liebliche Natur. Das Wohnhaus, das man aus Artigkeit das Schloß nannte, lag mitten im Besitzthum, von Ulmen umgeben, alterthümlich ohne Pracht, wodurch es ein etwas vernachlässigtes Ansehen hatte, was indessen nur Nebendinge betraf. Das Wappen über der Eingangsthür war beschädigt, künstliche Steinmetzarbeit an einem Erker war ganz herabgefallen und die Urne versiegt, welche ein verstümmelter Triton im Hof über einem Wasserbecken hielt. Alles Wesentliche war solid.

Die ganze Familie umringte lärmend Faustinens Wagen, und es gab ein Gejubel beim Empfang, daß Niemand sein eigen Wort hören konnte. Ein Paar Kinder stiegen in denselben und befahlen dem Postillon, sie im Hof umher zu fahren, wozu er durchaus nicht geneigt war. Für seine abschlägige Antwort trösteten sie sich damit, daß sie abpacken halfen.

„Erinnern Sie Sich noch meiner?“ fragte endlich eine sanfte, wolklingende Stimme hinter Faustine.

„Recht gut!“ — wollte sie sagen, und blickte sich nach dem Sprechenden um, doch erschrocken fuhr sie zurück, denn ein baumlanger, schwarzer Mann mit einem Bart wie ein Jupiter, sah auf sie herab.

„Ich bin ja der kleine Clemens,“ sagte der Riese, und ein mitleidiges Lächeln über Faustinens Schreck legte sich in seine freundlichen Augen.

„Find' es begreiflich, daß Sie das Bürschchen nicht erkannt haben,“ sagte Walldorf mit schallendem Gelächter; „sieht ja aus wie der wilde Mann auf den Harzgulden, nur anständiger, versteht sich! war immer von tüchtigem Schrot und Korn. Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten — obgleich der Clemens nichts weniger als gekrümmt ist, sondern gerade und unverbogen an Leib und Seele.“

„Das freut mich“ — sprach Faustine mit einem Lächeln, so lieblich, wie Clemens schon vor vier Jahren gemeint hatte, es gleiche dem Sonnenstral.

„Sie sehen aber ganz aus wie damals!“ rief Clemens.

„Das freut mich auch,“ entgegnete sie.

„Willst Du nicht irgend etwas genießen, liebe Ini?“ fragte Adele; „Du mußt recht Hunger haben; den ganzen Tag im Wagen gesessen — das macht müde — gelt?“

„Weder hungrig noch müde, Adelchen! ich habe ja nichts dabei zu thun.“

„Aber das Nachtessen will ich denn doch früher anordnen.“

„Nicht meinetwegen! ich danke Dir tausendmal, und werde Dir zehntausendmal danken, wenn Du nicht die geringsten Um-

stände für mich machst. Ich bin nicht blöde und werde fodern, was ich brauche — wenn Du es erlaubst."

„Sehr verständig!" sagte Walldorf. „Ungenirt müssen Wirth und Gäste sein. Ehe ich es vergesse! welchen Namen wollen Sie denn Ihrem Pathchen geben?"

„Welchen Sie wollen, bester Walldorf."

„O nein! die Gevattern legen dem Pathchen einen ihrer Namen bei — so schickt es sich."

„Ich glaubte, das sei altmodisch."

„Kann wol sein; d'rum hab' ich's gern."

„Gefällt Ihnen denn Faustus oder Faustin für Ihren Sohn?"

„Nein, ganz und gar nicht! liebe nicht das Romantische, Abenteuerliche, wobei einem Räuber- und Gespenstergeschichten einfallen. Mögte Ihnen aber doch gern eine Ehre anthun. Haben Sie keinen Lieblingsnamen?"

„O ja, Anastasius."

„Gut! so soll der kleine Mann Anastasius genannt werden. Wird aber schlecht fahren — das arme Bübchen!"

„Wobei? warum?" riefen Alle.

„Bekommt die Duodez-Ausgabe meiner beobachtenden Berechnungen von Oberwalldorf. Ein garstiges Format, das! nicht Fisch, nicht Fleisch, weder imponirend noch zierlich. Sollte der Himmel keinen Sohn mehr bescheeren, so bin ich im Stande, die Duodez-Ausgabe ganz und gar zu streichen; dann bekäme er den Sedez, der ein allerliebstes Spielzeug ist, mit Krähenfedern geschrieben ... —"

„Faustine kennt es, lieber Max" — sagte Adele.

„So? Ei!" sprach er, ungemein erstaunt, daß seine Frau ihn in dieser Unterhaltung störte, denn sie war so daran

gewöhnt, daß sie für ihre Person nicht mehr darauf achtete, als auf fallende Regentropfen; doch jezt hörte sie mit dem Ohr ihrer Schwester.

Die Kinder stürmten herein und drängten sich dann, Faustine gewahrend, scheu und bewildert in einem Winkel des Zimmers zusammen, wo sie mäuschenstill die Tante angafften, einige mit den Fingern im Munde, andre an den Knöpfen drehend.

„Wollt ihr nicht schlafen gehen, Kinderchen?“ fragte Adele.

Da erhob sich ein Lärm, wie die Hühner machen, wenn sie Abends zum Schlafen auffliegen, und unter endlosen Gute-nacht-Wünschen und -Küssen zogen sie ab, denn die Tante war ihnen noch zu fremd, um nicht störend zu sein.

Der Tauftag ging vorüber mit vielem Geräusch und vieler Langenweile, wenigstens für Faustine, die keine Feste liebte, welche wochenlang vorbereitet waren. „Sie haben immer einen sauersüßen Beischmack,“ sagte sie, „von all den Verdrießlichkeiten, Umständlichkeiten, Plagen und Qualen, welche die Festgeber während der Vorkehrungen ausgestanden haben.“

Hernach lebte sie in ihrer Weise, störte Keinen, und ließ sich nicht stören, las, zeichnete, ging spazieren. Adele fand nichts unbegreiflicher, als daß man zum Vergnügen spazieren gehen könne. Sie ging in den Garten, um zu sehen, ob die Kirschen reiften oder ob die Kartoffeln blühten, zuweilen aufs Feld, um ihren Flachs zu inspiziren; aber nur für diese Zwecke trugen ihre Füße sie über die Schwelle des Hauses. Walldorf, wie die meisten Männer, deren Geschäfte sie viel im Freien und auf den Beinen erhalten, nannte den Spazier-

gang einen Zeitverderb. Männer hingegen, welche eine Lebensweise führen, welche sie viel über den Arbeitstisch bückt, betrachten ihn als eine Arzenei, die sie täglich in einer gewissen, nach Stunden gemessenen Dosis einnehmen müssen. Alles sehr erniedrigend für den lieblichen, freien, zwecklosen, vornehmen Spaziergang, der seinen verborgenen Reiz nur dem enthüllt, der ihn ohne Nebenabsicht auf Dienst und Nutzen genießt. Ein Rezept ist nicht über das zu geben, was zu einem angenehmen Spaziergang gehört, denn nach Regeln wird er nicht construirt. Hingegen ist sehr leicht zu sagen, was nothwendig nicht zu ihm gehört: Gesellschaft. Man muß allein sein oder mit einem geliebten Menschen gehen; denn Letzteres ist keine Gesellschaft: man ist nur zu Zweien allein.

Clemens begleitete zuweilen Faustinen, um ihr irgend eine hübsche Aussicht, oder einen prächtigen Baum oder einen versteckten Fußpfad in den Bergen zu zeigen. Nach und nach geschah es täglich. Wenn Adele sich arbeitsam mit ihrer Näherei Abends vor die Thür in den Garten setzte, und Walldorf mit der Pfeife langsam vor dem Hause auf und nieder ging, machte Faustine gewöhnlich eine Viertelstunde lang diese ermüdende Promenade mit ihrem Schwager, und trat dann eine größere mit Clemens an. Er war ein ganz liebenswürdiger Mensch, sanft und weich an Gemüth, wie die kolossalen Gestalten gewöhnlich sind. Zu ihren riesigen Körperkräften gab ihnen die ausgleichende Natur eine milde, wolwollende Seele, welche sie unfähig macht, ihre Kraft auf brutale Weise zu gebrauchen. Nur ausnahmsweise sind sie Raufbolde und Händelmacher. Die Kleinen, die sich auf die Fußspitzen recken müssen, damit man sie erblicke — das sind die Krakehler,

die Zanksüchtigen; die thun patzig, damit kein fremder Ellbogen um ihre Nasenspitze spiele. Doch, zum Ersatz, weil sie oft so lächerlich sind — versteckte die ausgleichende Natur in die kleinen Figürchen die großen Genies.

Clemens hatte schon vor vier Jahren eine besondere Zuneigung für Faustine gehabt. Er war etwas schläfriger Natur damals; Bruder und Schwägerin trugen, ihrer Eigenthümlichkeit nach, nicht dazu bei, ihn zu ermuntern, wol aber Faustine, die mit dem unbeholfenen blöden Menschen sprach und scherzte, bis er etwas seine eckige Scheu verlor. Dafür blieb er ihr innig dankbar. Weil er ihr in dem Zeitpunkt begegnet, wo er anfing, das Leben mit andern als kindischen Augen zu betrachten, glaubte er, daß sie diese Wendung und Lichtung seines innersten Wesens veranlaßt habe, und so knüpfte er seine lieblichernste Erkenntniß an ihre lieblichernste Erscheinung. Jedes Mal, wenn er seinen Bruder besuchte, hofte er heimlich Faustine in Oberwalldorf zu finden — immer umsonst! aber er bewahrte eine stille Sehnsucht nach ihr, wie man sie im Winter nach dem lang ausbleibenden Frühling empfindet. Handlung, Thätigkeit, welcher Art sie seien, sind den Einbildungen entgegen, wie Wasser dem Feuer, und ein Paar Studien- oder Arbeitsjahre, was sag' ich! Monate, bisweilen Wochen, bringen einen jungen Kopf sehr schnell ins rechte Gleis. Aber da Clemens sich keineswegs einbildete, Faustine zu lieben, sondern sie nur als das Holdseligste betrachtete, was ihm auf der Erde begegnet, so bewahrte er ihre Erinnerung in immer gleicher Frische. Und auch jezt war sie ganz, ganz wie damals; denn sie that nicht gern einen Schritt vorwärts, den sie später hätte zurückthun müssen. Sie that sehr oft Schritte, die gewagt, regellos, nicht zur

Nachfolge einladend waren, doch war es einmal geschehen, so stellte sie sich fest und sagte heimlich: „nur nicht zaghaft! nur immer vorwärts! wer gelenkige Glieder hat, muß springen und klettern, darf sie nicht einrosten lassen.“ Das, in Beziehung auf sich selbst. Für Andere hatte sie einen Takt in der Seele, der ihre Schritte so abmaß, daß kein fremder Gang dadurch beeinträchtigt wurde — so glaubte sie wenigstens.

Einst fand sie Clemens unter den Ulmen des Hofes, als sie am Morgen einen Spaziergang machen wollte.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen! Morgens brauch' ich Sie nicht,“ sprach sie freundlich.

„Brauchen Sie mich nicht!“ wiederholte er.

„Nein,“ sagte sie unbefangen, „am Morgen geh' ich nicht so weit, daß ich mich verirren könnte, es wird zu heiß! und dann ist's ja heller Tag! Abends fürchte ich, daß die Dunkelheit über mich einbrechen könnte — dann brauche ich einen Beschützer.“ Sie nickte ihm freundlich zu, und ging fort.

Dies war ganz wahr. Nebenbei dachte sie, es könne ihn in seinen gewohnten Beschäftigungen stören — „und ich mag Niemand stören,“ fügte sie hinzu. „Anastas! den stör' ich nie, der lebt für mich, meinetwegen, der kann mit mir spazieren gehen vom Morgen zum Abend; Clemens nicht! Clemens nur, wenn er nichts Anderes, nichts Besseres versäumt.“

Aber Clemens war mit dieser Rücksicht keineswegs zufrieden und sagte ihr am Abend:

„Gönnen Sie mir doch einige liebliche Stunden mehr in Ihrer Nähe für die Paar elenden Tage, die Sie noch hier sein werden.“

„Sie dürfen keinen zu lebhaften Geschmack an meinem nichtsthuerischen Leben finden," entgegnete sie, „es ist unglaublich ansteckend."

„Ja, so lange Sie da sind. Wenn Sie uns verlassen haben, gewinnt die alte Thätigkeit ihr altes Recht — und ein neues dazu: sie muß zerstreuen helfen."

„Die Verständigkeit der Männer ist außerordentlich groß," rief Faustine scherzend; „sie werden durch sie geschützt und nie um ein Haar breit weiter fortgezogen, als sie es sich vorgenommen haben."

„Billigen Sie es nicht?" fragte er ernsthaft.

„Ich billige Alles, was Andern gut thut, wenn es mich nicht verletzt," antwortete sie lachend.

„Und wenn es Sie verletzt?"

„So mag ich nicht mehr Richter sein. Wie Brutus über meine Söhne zu Gericht sitzen und ihnen das Leben absprechen — könnt' ich nicht. In Ermangelung der Söhne habe ich an meinen Neigungen und Meinungen Lieblinge und Schooßkinder, denen ich es gern gönne, daß sie ihr und mein Glück im Leben machen. Durch solche Schooßkinder sind wir Alle verletzbar."

„Sollte wirklich großer Kraftaufwand nöthig sein, um sie, wenn sie Verräther waren, hinrichten zu lassen?"

„Vielleicht nicht! — aber um sie als Verräther zu erkennen — ein großer. Unser ganzes Wesen liegt in der Deutung, die wir den Dingen geben; die Deutung ist der Keim, woraus unsre Meinung als Stamm entspringt, der sich dann wieder in das zahlreiche Gezweig der Ansichten theilt und verbreitet. Geb' ich meine Meinung auf, so gestehe ich ein, daß ich statt eines geraden Baumes einen verkrüppelten gezogen

habe, der umgehauen werden muß. Wo ich lieblichen Schatten fand, finde ich eine Wüste; wo Blattgesäusel und Vogelsang — einen öden, todten Fleck. O ich kann's begreifen, daß es der Tod sein könne, eine Meinung aufgeben zu müssen."

„Sollte nicht das Bewußtsein der besseren Erkenntniß uns vor der Verzweiflung über den Irrthum schützen?"

„Aber auf der Grenze zwischen jenem Bewußtsein und der Verzweiflung — stirbt man einstweilen. Georg Forster starb aus Gram, am gebrochnen Herzen, als die französische Revolution eine Wendung nahm, die seiner Meinung nicht entsprach."

„Georg Forster war ein enthusiastischer Mensch, dessen Feuereifer ihn aufgerieben haben würde, wenn auch die Revolution all seine Hofnungen realisirt hätte."

„Ja, Freund! mehr als Fischblut gehört allerdings dazu um an etwas Anderem, als am Alter zu sterben. — Aber ein andrer Georg, gewiß kein Enthusiast in der Bedeutung, welche Sie dem Worte beilegen, nämlich der von Frundsberg, ward vom Schlag gerührt, als bei der Eroberung Roms die verwilderten Kriegsknechte seinem Befehl nicht mehr gehorchten."

„Er würde viel besser daran gethan haben, auf irgend eine Weise seinen Einfluß wieder zu gewinnen, als sich todt darüber zu ärgern, daß er ihn verloren."

„Er sah ein, daß seine Zeit aus war, darum starb er! Als Carl V. sah, daß seine Zeit aus war, d. h. daß er sie nicht mehr beherrschen könne, legte er die Krone nieder. Er mogte nicht zum Schein Kaiser sein, und Frundsberg nicht zum Schein Feldherr, weil beide eine hohe Meinung von ihren Würden hegten."

„Sie sind erschrecklich gelehrt mit all Ihren geschichtlichen Beispielen.“

„Die geben mehr Nachdruck, als wenn ich nur von unsereins rede.“

Clemens hatte während des Gehens einen großen Strauß von Wald- und Wiesenblumen gepflückt. „Er ist prächtig,“ sagte Faustine, „aber ich kann unmöglich mit dieser Garbe mich befrachten.“ So trug er ihn denn geduldig, und sie nahm ihn nur dann und wann und drückte ihr Gesicht hinein, als wollte sie es in Duft und Frische baden. Nach einer Stunde waren die Blumen welk, matt und zerknickt. Nichts ist so schnell verwelkt, als eine Waldblume.

„Tragen Sie doch nicht mehr die Blumen,“ sagte Faustine.

Clemens reichte sie ihr. Sie warf sie fort.

„O Gott!“ rief er bestürzt, und blieb stehen.

„Bester, ich brauche meine Hände nothwendig zum Sprechen, das wissen Sie ja längst.“

„Aber ich hätte sie ja gern getragen.“

„Sie taugten nicht mehr. Blumen sind nur schön, so lange sie im Zusammenhang mit der Erde sind. Fehlt ihnen der, so haben sie nach fünf Minuten Leichenansehn und Todtengeruch. Ich pflücke nie Blumen.“

„Aber diese waren nun einmal gepflückt!“

„So wollen wir sie dem Elemente geben, das ihnen angenehm sein wird für ihren gegenwärtigen Zustand“ — sprach Faustine scherzend, kehrte um, hob den Strauß auf, und warf ihn in den Bach, der äußerst lebendig mit ihm thalab über Stock und Stein sprang. „Den Tanz hätten sich die stillen Blumen wol nicht träumen lassen! Ob er sie amüsirt?“

„Sie sind recht grausam, Gräfin.“

„Und Sie wol gar sentimental?“

„Warum gönnten Sie mir die Blumen nicht?“

„Also Ihretwegen lamentiren Sie?“ rief Faustine und lachte herzlich. „Ich meinte, das Schicksal der Blumen errege Ihr Mitleid, aber Sie bejammern ein verlornes Kräuterkissen gut gegen Zahnweh oder dgl. Denn daß Sie sie etwa als Andenken an diesen Spaziergang aufheben wollten, kann ich nicht glauben.“

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?“ sagte Clemens etwas verstimmt.

„Weil er dazu nicht wichtig genug war! wir haben gar nicht über besonders interessante Gegenstände geredet.“

„Das thut mir leid — für Sie. Mir ist Alles interessant, was und worüber Sie reden.“

„Das ist brav, an Allem Interesse zu finden.“

„Keineswegs ist das mein Fall! nur an Allem, was Sie sagen.“

„Da Socrates zu den Füßen einer Diotima lauschend und lernend gesessen hat, so ist's wol keine Schmach, wenn ein Mann glaubt von einer Frau profitiren zu können. Nur bin ich leider nicht gescheut und weise genug dazu.“

„O“ — sagte Clemens; aber Faustine unterbrach ihn schnell:

„Nur keinen Gemeinplatz! für mich bin ich klug genug — vielleicht! doch für Andre ganz gewiß nicht. Bei mir darf Niemand in die Schule gehen; die Praxis des Lebens, das Eingreifen, das Handanlegen, sind mir unerträglich, und die Männer sind dafür, wenn nicht geboren, doch erzogen. Wer nicht arbeitet wie eine Dampfmaschine, gilt nicht. Wer am

Längsten am Schreibtisch sitzt, ohne leberkrank — und am Längsten: „Rechts um! links um!“ commandirt, ohne brustkrank zu werden — wem die Augen nicht übergehen und die Geduld nicht ausgeht — der kann was werden, kann es zu etwas bringen, wie man sagt. Aber da ich glaube, daß man es leichter auf seine eigene Hand, als in Reih' und Glied zu etwas bringt: so würde ich gern Deserteurs, Ueberläufer, und Sie wissen — das ist schimpflich.“

„Ach, Gräfin,“ sagte Clemens aus voller Brust, „Sie sind unbeschreiblich liebenswürdig.“

„Die ächte Liebenswürdigkeit ist immer unbeschreiblich,“ entgegnete sie, „denn sie besteht aus den Elementen, die nicht mit Worten wiederzugeben sind.“

„Ja, das fühlt man Ihnen gegenüber! Nehmen Sie es nicht übel! ich weiß wol, man sagt nicht so geradezu Complimente, aber ich denke, Sie wissen recht gut, daß ich Ihnen keine sagen will, — sondern mehr, weit mehr! oder weniger — wie Sie es betrachten wollen.“

Faustine ließ die Unterhaltung fallen. Nächsten Tags schrieb sie an Andlau:

„Anastas, ich bin traurig! die Tage laufen mir wie Was„ser zwischen den Fingern durch: es bleibt nichts davon zurück, „und wovon nichts zurückbleibt, das lebt man ja nicht, man „träumt es höchstens, und ach! ich lebe so gern! Wie ich „mich fürchte, sterben zu müssen, ohne gesehen, gekannt, er„kannt zu haben! Was? wirst Du fragen. Alles, Lieber! „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft! ja, die Zukunft sogar. „Müßte man sie nicht eben so gut aus ihren beiden Gefähr„tinnen beurtheilen können, wie der Arzt die Diagnose einer „Krankheit stellt. Freilich gehört dazu tiefe Wissenschaft und

„ernster Scharfblick, und nicht alle Leute sind Aerzte, und „nicht alle Aerzte sind geschickt und glücklich. So tröste ich „mich selbst. Doch die Sehnsucht bleibt. Dann sehe ich mit „unaussprechlichem Erstaunen Menschen an, die so gar nichts „davon empfinden. Zuweilen beneide ich sie, und denke, eine „unendliche Fülle von Glück mache sie unempfindlich für das, „was außerhalb ihrer Sphäre liegt. Aber wenn ich mich „besinne, so sehe ich wol ein, daß ein enger Gesichtskreis nur „für den taugt, dessen Auge darauf eingerichtet ist, und dann „erstaune und beneide ich nicht mehr. Wollte ich zu meinem „Schwager sagen: „ich mögte gern die Zukunft wissen“ — „so würde er mir antworten: oben im Dorfe wohnt eine „Kartenschlägerin; aber glauben Sie denn das dumme Zeug? — „Er ist sehr brav, mein Schwager, tüchtig, redlich, rechtschaf- „fen, kränkt und betrügt Niemand, und meine Schwester ganz „eben so, beide wie nach einem Muster zugeschnitten, was „zwei Menschen wol sein müssen, um glücklich mit einander „zu leben. Wir sind uns auch Alle recht gut; allein, müßte „ich mein Leben hier beschließen, so glaub' ich es würde sehr „bald beschlossen sein: ich langweilte mich todt. Mein Gott, „was habe ich denn bei Dir für Unterhaltung von außen? da „leb' ich ja auch zuweilen Tage und Wochen ganz einsam, „ganz still — aber nie beschleicht mich diese seelenabspannende „Mattigkeit. Immer giebt es etwas zu denken für uns. „Hier giebt es immer nur etwas zu thun. Du weißt, es „giebt eine Krankheit, den Veitstanz, so ansteckend, daß wer „die Verrenkungen sieht, Lust bekommt sie nachzumachen. „Sehe ich hier das Treiben und Arbeiten vom Morgen bis „zum Abend, so ist mir bisweilen zu Muth, als müsse ich in „der allgemeinen Thätigkeit und zum allgemeinen Besten meine

„Händ' und Füße schwenken, so gut wie alle Uebrigen — aber „die wunderlichen Glieder wollen sich bei mir nicht anders „brauchen lassen als zu nichtsnutzigen Dingen. O Anastas, „wie dank' ich Dir, daß Du nicht auf meine Schultern die „Last eines solchen betriebsamen, sorglichen, schaffenden Lebens „gewälzt hast. Ich würde gar nicht wissen, wie ich mich „dabei benehmen sollte. Adele sagt zwar: das lernt sich! — „aber ich kann nur die Dinge lernen, die ich schon weiß. „Adele interessirt sich für nichts, als für ihre Wirthschaft und „für ihre Kinder, was gewiß sehr achtungswerth ist; wenig- „stens scheint mir, es gehöre die größte Selbstverleugnung „dazu, für diese kleinen unbändigen Geschöpfe in steter Auf- „merksamkeit zu sein und nichts zu beachten, als was mit „ihnen in Verbindung zu bringen ist. Daher red' ich auch „nur über ihre Kinder mit ihr. Kinder sind etwas allgemein „Menschliches, für die Jedermann sich interessirt; aber um für „diese eine besondere Zärtlichkeit zu hegen, muß man eben „Vater und Mutter sein. Ich gebe zuweilen Erziehungsan- „sichten zum Besten, nicht weil ich glaube, daß sie Nutzen „stiften könnten, sondern lediglich, um aus den persönlichen „Beziehungen heraus zu kommen; Einmischung in Erziehung „seiner Kinder verträgt Niemand, und hat Recht zu glauben, „daß kein Dritter diesen Punkt so überdacht hat. Ansichten „über die Oekonomie hab' ich aber gar nicht, und muß mich „bei solchen Gesprächen schweigend und hörend verhalten, „was auf die Dauer nicht amüsant ist. Dafür räche ich „mich an Clemens Walldorf; mit dem red' ich und er hört „mir zu; von Antworten ist nicht viel die Rede. Antworten „nach meinem Sinn giebt mir Niemand, als Du. Ich sehne „mich sie zu hören. Sie zu lesen — bin ich überdrüssig.

„Der fatale Ueberdruß! muß er sich überall einschleichen? „Nun, ich hoffe, Du nimmst es nicht übel, daß Deine Gegen„wart mir lieber ist, als Deine Briefe."

Clemens war halb gekränkt in seiner Eitelkeit und halb betrübt in seinem Herzen, daß Faustine ihn ganz in früherer Weise behandele. Was ihn anfänglich erfreute, gnügte ihm nicht mehr. Bin ich denn noch immer ein knabenhafter Schüler in ihren Augen? fragte er zuweilen leise; und gern hätte er laut an sie selbst diese Frage gerichtet. Aber wenn sie Ja sagte! Er fürchtete sich vor diesem Ja. Was könnte ich ihr auch sonst sein? setzte er seufzend hinzu; braucht sie überhaupt einen Menschen zu ihrem Dienst und kann ein Mensch ihr genügen? Ach, ich wollte sie ja nur auf der Hand tragen, wie einen Schmetterling.

Faustine hatte keine Ahnung, daß Clemens oder irgend ein anderer Mann ein Interesse für sie hegen könne, welches die gewöhnlichen Grenzen der Theilnahme und des Wolwollens überstiege. Eine tiefe Neigung einzuflößen, schien ihr unmöglich, weil sie keine erwidern zu können glaubte, und sie hatte die feste Ueberzeugung, dies stehe ihr, so zu sagen, auf der Stirn geschrieben. Die Männer wüßten es auf ein Haar, behauptete sie, wo ihre Liebenswürdigkeit Eindruck mache und wo nicht, und „verlorne Liebesmüh" spielten sie nie. Clemens war für alle Menschen, mit denen er lebte, so freundlich, hatte stets ein so gutes Lächeln, ein so sanftes Wort, daß sie sich verwundert haben würde, sie, die Verwöhnte, wenn er es nicht doppelt für sie gehabt.

Als er einmal unermüdlich Ball mit den Kindern gespielt, sagte sie:

„Sie sind ein herziger Mensch, der eine recht liebe Frau verdient.“

Clemens sah sie groß an. Sein Bruder sagte:

„Denkst Du denn schon an eine Frau, Clemens?“

Clemens wandte sich zu seinem Bruder, sah den an und schwieg.

„Warum sollte er nicht?“ fragte Adele statt seiner.

„Er ist so jung, so unerfahren in der Landwirthschaft .....“ —

„Ach, Guter!“ rief Faustine, „auf tiefe Wissenschaft wartet die Liebe nicht.“

„Und Du warst ja auch nicht viel älter, als wir uns verheiratheten,“ setzte Adele hinzu.

„Die Weiber mögen doch nichts lieber als selbst heirathen oder wenigstens Heirathen stiften“ — sagte Walldorf und lachte donnernd über seine Bemerkung, die ihm eben so neu als geistreich vorkam.

Adele sagte empfindlich: „Ich dächte, das wäre sehr schmeichelhaft für Euch.“

Faustine rief: „Immer besser, sie stiften, als sie stören! — aber was meint denn Clemens dazu?“

„Daß es Zeit hat,“ sprach er lakonisch.

„Seht ihr, wie gut ich meinen Bruder kenne!“ rief Walldorf triumphirend. „Er macht erst eine tüchtige Schule gründlich durch, kauft dann ein Gut in meiner Nachbarschaft und läßt sich nieder. Während der Zeit ist die Josephine herangewachsen .... gelt, Clemens?“

„Da muß er lange in die Schule gehen,“ sagte Faustine, „wenn er auf Ihre Josephine warten soll. Wie lange rechnen Sie denn die Lehrzeit?“

„Nun, sieben Jahr gewiß! ich fing bei vierzehn an, und verdarb dazwischen nicht meine Zeit mit Studien auf Gymnasien, Universitäten und was weiß ich! doch darf ich nicht sagen, daß ich vor dem einundzwanzigsten Jahre meine Lehrzeit vollendet hab'. Er fängt in dem Alter an, als ich aufhörte. Ist nicht meine Schuld! hab' ermahnt und gepredigt."

„Jeder hat seine Weise, guter Max" — sprach Clemens gelassen.

„Und nicht wahr, auch seine Weise eine Frau zu nehmen?" fragte Faustine.

„Gewiß!" entgegnete er; „ich würde nie eine heirathen, die unter meinen Augen erwachsen wäre."

„Warum denn nicht?" fragte Adele, wieder ganz empfindlich.

„Weil ich gern von meiner Frau glauben mögte, daß sie für mich vom Himmel herabgefallen wäre."

„Ueberspannte Ansichten!" brummte Walldorf.

„Das gefällt mir!" rief Faustine, und klatschte vergnügt in die Hände; „ich hab' es gern, wenn der Mann etwas mehr von seiner Frau wünscht und erwartet, als daß sie ihm die Suppe nicht versalze."

„Bei den hochgespannten Foderungen kommt selten ein sonderliches Glück zum Vorschein!" — bemerkte Adele; „dafür kann ich einstehen, daß meine Töchter ihren Männern nie die Suppe, noch irgend eine andere Speise versalzen werden; aber wenn die begehren, daß meine Töchter sich wie überirdische Genien benehmen sollen, so muß ich antworten: versucht's in Gottes Namen! ich habe nie etwas Ueberirdisches weder an ihnen bemerkt, noch für sie gewünscht."

„Das ist nun so verschieden!“ — sagte Faustine. „Hätte ich eine Tochter, und ein Mann bewürbe sich um sie, weil er doch eben eine Köchin oder, wenn's hoch kommt, eine Wirthschafterin braucht: so würde es mich sehr kränken.“

„Mit Unrecht!“ rief Adele, „gemeinsame Sorgen verbinden so herzlich.“

„Ich glaube selbst, daß es thörig ist,“ entgegnete Faustine gelassen, „und der Himmel hat mir diese Thorheit erspart, indem ich keine Tochter habe. Allein daran hab' ich nie gezweifelt, daß Sorge und Mühe, zusammen durchkämpft, zusammen getragen, die Herzen aneinander binden. Ich will ja auch sehr gern Haushälterin sein und Magd und Alles — aber ich will nur, daß der Mann mich als Faustine begehre mit all meinen Fähigkeiten, und nicht als Magd.“

„Ich erstaune!“ sagte Walldorf, und ließ die Hand mit der Pfeife sinken.

„Ueber meine verständigen Ansichten?“ fragte sie.

„Nein; daß Sie nicht grade heirathslustig, aber doch heirathsfähig sprechen, — das überrascht mich unaussprechlich.“

Faustine war äußerst belustigt durch ihren Schwager. Sie lachte sehr und fragte:

„Warum sollte ich nicht heirathsfähig sein? finden Sie mich zu alt?“

„O,“ sagte er mit einer verbindlich sein sollenden Verbeugung, „eine so schöne Frau wird nie alt.“

„Bravo! Sie üben sich in der Galanterie. Also jung und schön genug wär' ich! — doch nicht reich genug etwa?“

„Nebensache, das! aber.... nehmen Sie's nicht übel, ich dachte, Sie wollten ganz auf gleichem Fuß mit dem Mann leben — und das geht doch nicht an. Darum mein freudiges

Erstaunen bei Ihrer demüthigen Aeußerung, die vom Gegentheil zeugt. Ja gewiß! der Mann muß herrschen und die Frau gehorchen — dazu ist sie geboren."

„Gott," rief Faustine, „wie komisch sind die Männer! ganz ernsthaft bilden sie sich ein, der liebe Gott habe unser Geschlecht geschaffen, um das ihre zu bedienen!"

„Zu beglücken!" verbesserte Walldorf.

„Das kommt Euch gegenüber auf Eins heraus! Der gute Gott schuf nicht das Lamm, damit der Wolf es fresse; und nicht die Fliege, damit der Vogel sie erschnappe — sondern Lamm und Fliege, weil sie in seine Schöpfung gehören und auch ihre Lust am Leben haben sollen. Und die eine Hälfte des Menschengeschlechts wäre geschaffen, damit die andre sie brutalisire!"

„Welch ein Ausdruck ...." —

„Ihr wollt winken, und wir sollen kommen — ein Wort sagen, und wir sollen anbeten — lächeln, und wir sollen auf die Knie fallen — zürnen, und wir sollen verzweifeln — Alles auf allerhöchsten Befehl, den ihr von Gottes Gnaden decretirt. Was ist das anders als uns brutalisiren? — ich frage. Das ist Euch schon zur Natur worden! in diesem Sinn richtet Ihr die bürgerlichen Verhältnisse ein, erzieht Ihr die Kinder, schreibt Ihr Bücher. Himmel! wenn ich neuere Romane aufschlage, besonders französische, was erdulde ich für Aerger! In ewiger Anbetung, wie der Pater Seraphicus im Faust, schweben die Frauen vor ihren Geliebten, und die lassen es sich gnädig, zuweilen auch ungnädig, gefallen. Könnt' ich nur Bücher schreiben — ich kehrte das Ding um, und brächte den guten alten Sprachgebrauch, der jezt ganz widersinnig ist: „Er ist ihr Anbeter" — wieder zu

Ehren. Ich werde es auch gewiß noch thun, nur um meiner Empörung Luft zu machen, und vielleicht giebt mir der Aerger liebliche Inspirationen."

„Willst Du denn, daß die Frauen das Regiment führen?" fragte Adele.

„Nein, ich will nur, daß die Männer mit ihnen umgehen wie mit ihres Gleichen, und nicht wie mit erkauften Sclavinnen, denen man in übler Laune den Fuß auf den Nacken stellt, und in guter Laune ein Halsband oder ähnlichen Plunder hinwirft. Das demoralisirt die Frauen, es stumpft ihr Zartgefühl ab. Heut lassen sie sich eine Brutalität gefallen, um dafür morgen einen neuen Hut zu bekommen. Ich war einmal bei einer Freundin, ihr Mann kam von der Jagd heim, sehr verdrießlich, weil die Schnepfen sich nicht hatten wollen schießen lassen. Er warf sich aufs Sopha und commandirte: „Charlotte!" — sie stellte sich. „Knöpfe die Kamaschen ab!" große, schwere, plumpe, beschmutzte, lederne Kamaschen! Sie that es. Hernach sagte ich ihr: „Ich war recht verwundert, daß Du nicht den Bedienten riefst." — Sie antwortete: „Das hätte meinen Mann noch verdrießlicher gemacht, und er würde mir nicht den Gefallen thun, meine Rechnung bei dem Juwelier zu bezahlen, was ganz nothwendig ist." — Ich rief: „Du bist ja wie Esau, verkaufst Dein Erstgeburtrecht für ein Linsengericht!" — Diesen Vergleich mit Esau hat sie mir, beiläufig gesagt, nie vergeben. Aber diese Behandlung verdirbt die Frauen so, daß, wenn der Mann spricht: „Ich habe Kopfweh, bleibe doch heute Abend zu Hause" — so entgegnet sie: „Sehr gern, allein dafür bekomme ich doch dies oder das?" — Clemens — wandte sie sich plötzlich an diesen — wenn Sie dereinst nicht Ihre

Frau als ein Wesen Ihrer Art behandeln, so sage ich Ihnen die Freundschaft auf."

„Als ein Wesen höherer Art wird er sie betrachten, das hat er uns ja vorhin gesagt" — warf Walldorf spöttisch hin.

„Ich wollte Ihnen gönnen, wenn Sie ein Wesen fänden, welches das verdiente und rechtfertigte" — sagte sie freundlich zu Clemens.

Jedes ihrer Worte grub sich in sein Herz. Nur war es ihm unbegreiflich, wie sie ihm eine Frau wünschen konnte. Ahnet sie denn gar nicht, daß es für mich nur eine Faustine und gar keine Frauen giebt? fragte er sich heimlich. Er war zerstreut und blieb es auch, als er mit ihr spazieren ging. Er sprach wenig, doch das fiel Faustinen nicht auf, sie wußte, wie gern er ihr zuhörte. Er achtete auch nicht auf den Weg, und das fiel ihr auch nicht auf, weil sie sich immer unbekümmert von ihm führen ließ, und die ungebahnten Stege sehr liebte.

„Wo sind wir denn eigentlich?" fragte sie endlich, als sie aus einem dichten Gehölz auf eine Wiese heraustraten, die rings vom Wald umgeben war und durch die ein sumpfiger Bach langsam floß. „Es ist recht schauerlich hier! — muß ich hier über den Bach?"

„Freilich!" sagte Clemens, und ohne weiter zu fragen, nahm er sie zierlich auf den Arm und trug sie hindurch. Als Faustine drüben wieder festen Fuß gewonnen, sagte sie verdrießlich:

„Das verbitte ich mir! ich kann meine Füße gebrauchen! — Wohin nun?" Sie schüttelte ihr Kleid ab, als wollte sie seine Berührung abstreifen. Sie that es ganz unwillkürlich und das eben kränkte ihn tief. Er antwortete auf ihre Frage:

„Das weiß ich wirklich nicht."

„Warum trugen Sie mich denn durch den Bach, wenn's unnütz ist?"

„Das weiß ich auch nicht."

„Nun so gehen Sie, bitte, den Weg suchen." Sie setzte sich auf einen Stein. Clemens blieb unbeweglich neben ihr stehen. „Sind Sie zu ermüdet?" fragte sie.

„Nein, ich mögte Sie nur um etwas fragen."

„Was zaudern Sie denn? es ist so unbehaglich hier! — Also?"

„Weshalb schüttelten Sie vorhin Ihr Kleid ab, als krieche garstiges Gewürm darauf?"

„Ich mag nicht, daß man mich anfaßt," sagte sie und lachte. „Nehmen Sie es nicht übel, es ist eine Eigenheit. Und da Sie mich sans rime et sans raison durch den Bach getragen, so sehe ich wirklich nicht ein, weshalb ich Ihnen dankbar sein soll."

„Ich bin recht unglücklich!" rief er.

„Weil Sie den Weg verloren haben?"

„Nein, den Kopf."

„Das ist freilich übel," sprach sie ernst. „Suchen Sie erst jenen, dann finden Sie auch wol diesen wieder. Es wird regnen, glaub' ich."

Clemens sprang über den Bach zurück und verschwand im Gehölz. Faustine wartete; die Zeit wurde ihr lang. Es dunkelte zwar noch nicht, allein finstere Wolken zogen sich herauf. Ihr graute auf dem öden Fleck. Sie beschloß, mit dem Bach zu gehen, ohne die Rückkehr ihres Gefährten abzuwarten. Einige Regentropfen fielen. Sie stand auf und ging durch die Wiese, durch das Gehölz, und stand nach einer

tüchtigen Viertelstunde auf der Landstraße. Der Clemens hat wirklich den Kopf verloren, dachte sie; dies ist ja das Thal von Oberwalldorf und der kleine sumpfige Bach, der mir ein treuerer Führer gewesen ist, als er, fällt dort in unsern, großen, wolbekannten Waldbach. Nur nie auf Menschen sich verlassen, immer auf die Natur! — Es regnete stark. So kam sie tüchtig durchnäßt, aber wolbehalten nach Hause, wo sie ihr Abentheuer der staunenden Schwester erzählte und sich sehr über Clemens Ungeschick lustig machte. Adele sagte:

„Er wird Dich jezt suchen und in Todesangst sein."

„Freilich wird er das!"

„Du hättest ihn doch lieber erwarten sollen."

„Dort auf der unheimlichen Wiese sitzen und mich naß regnen lassen? Nein, seine Unachtsamkeit verdient die kleine Strafe."

„Solche Widerwärtigkeiten hat man von den Promenaden! Du wirst den Schnupfen bekommen und er...." —

„Vielleicht den Husten!" sagte Faustine lustig. „Das ist ja kein Unglück! aber ich werde nicht mehr mit ihm spazieren gehen."

Clemens hatte den Weg wieder zurückmachen wollen, den sie gekommen. Da er ihn aber nicht beachtet, so kam er seitab zu einem Köhler, dessen Buben er mitnahm, um den Heimweg sich zeigen zu lassen. Auf die Waldwiese zurückgekehrt, fand er zu seinem Entsetzen Faustine nicht mehr. Statt gradeswegs nach Oberwalldorf zu gehen, fing er an umher zu irren und zu suchen, er rechts, der Bube links. Es regnete, es dunkelte; er begegnete keiner Seele, kein Hirt, kein Kohlenbrenner, der sie gesehen hatte! Daß ihr ein Unglück zugestoßen, glaubte er zwar nicht; es gab hier keine Räuber, keine

gefahrvollen Abgründe; aber verirrt konnte sie sein, geängstigt. Er raufte sich das Haar aus vor Verzweiflung. Endlich that er, was er gleich hätte thun sollen, und gethan haben würde, wenn er eben nicht den Kopf verloren: er ging nach Oberwalldorf, um die Schloßbewohner, und sollte es Noth thun, auch die Dorfbewohner nach Faustine auszusenden — dachte er. Die Thurmuhr schlug eilf. Sonst war um diese Stunde das ganze Schloß dunkel. Heute Licht in einigen Zimmern! Sie ist nicht da, sonst wären sie wol schlafen gegangen — dachte er. Er trat in den Saal. Sie war da. Er flog auf sie zu, ergriff ihre Hände, küßte sie mit stürmischem Entzücken und sank dann halb ohnmächtig auf einen Stuhl, keines Wortes mächtig. Walldorf besprengte sein Gesicht mit Wasser, Adele hielt ihm Aether vor. Faustine sah zu.

„Was dachten Sie denn eigentlich?" fragte sie, nachdem er sich erholt.

„Nichts!" sagte er. „Sonst würd' ich wol das Richtige gedacht haben. Meine Angst war zu groß."

Als er am andern Tage eine Promenade vorschlug, antwortete sie:

„Das haben Sie verscherzt! ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren. Sie lassen mich einsam auf der sumpfigen Wiese."

Er gelobte und flehte. Aber Faustine ging nicht mehr. Ihre Abreise rückte ganz nah heran, und sie verbarg nicht, wie sehr sie sich darüber freute. Clemens war wie vernichtet. Am letzten Abend, als sie zufällig allein waren, faßte er Muth und fragte:

„Wüßte ich nur, ob Sie ohne Verdruß an mich denken!"

Auf Faustinens Lippe schwebte ein Lächeln, das soviel bedeutete, als: ich denke ja gar nicht an Dich. Sie sagte gleichgültig:

„Sie haben mir gar nichts Leides gethan."

„Doch! jenen Abend auf der Waldwiese...."—

„Das sollt' ich übel genommen haben? nein, guter Clemens, beruhigen Sie Sich. Wir scheiden, wie wir uns fanden — als gute Freunde."

„Und thun die nichts für einander?"

„Schwerlich!" rief sie heiter. „Freunde thun schon wenig genug für einander — aber gute Freunde wünschen sich glückliche Reise und damit Basta!"

„Würden Sie mir nicht erlauben Ihnen zu schreiben?"

„Da ich schwerlich Zeit haben würde, Ihnen zu antworten, so mein' ich, daß Sie von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen mögten."

„Sie sind von einer eisigen, übermenschlichen Kälte! Fünf Wochen haben Sie hier gelebt, so freundlich, so liebenswürdig, daß es eine Wonne war, mit Ihnen zu verkehren, Sie zu sehen, sich von Ihnen anstralen zu lassen — und nun gehen Sie, als wäre Alles Spaß oder gar nicht gewesen."

„Ich gehe mit derselben freundlichen, theilnehmenden Gesinnung, die ich beim Kommen hatte. Kummer über meine Abreise zu affectiren würde gewiß lächerlich sein. Ich bin sehr gern hier gewesen, zwischen guten Menschen, aber ich gehe auch gern; denn heimisch bin und werde ich hier nicht."

„Und wann werd' ich Sie wiedersehen?"

„Müssen Sie mich denn durchaus wiedersehen?"

„Durchaus!" sagte er fest. „O Gott, nur sehen! das können Sie mir doch gönnen?"

„Wenn es Ihnen zu etwas hilft, Sie fördert — gern! wenn nicht — ungern! Ueberlegen Sie Sich das.“

„Sie sind schauerlich, Faustine!“

„Hab' ich denn Unrecht? — Kommen Sie, wir wollen Schach spielen.“

Sie spielten; doch Clemens so unaufmerksam, daß Faustine ihm seine Königin nehmen konnte.

„Die Königin ist fort, das Spiel ist aus,“ sagte er und verließ das Zimmer.

Der allgemeine Abschied am nächsten Morgen war herzlich und kurz. Einen besondern nahm Clemens nicht. Faustine kam zu Andlau mit jubelvoller Freudigkeit.

„Nun will ich wieder leben,“ sagte sie. „Ich muß zum Leben einen weiten Horizont, einen hohen Standpunkt, eine schöne Aussicht, eine reine Atmosphäre haben — Alles haben, was ich auf hohen Bergen finde, und was Deine Nähe, Dein Umgang, Dein Wesen mir geben. Ohne Dich wandle ich im Thal umher, immer den Ausgang suchend, immer auf die Berge verlangend, durstend nach Luft, nach Freiheit, nach Dir, Anastas!“

Stralendes Glück lag auf ihrem schönen Antlitz, aber sie weinte. Sie schloß Andlau mit jener Kraft in die Arme, welche den Mann schauern macht, weil er darin die Herrschaft der Seele über den Körper wahrnimmt. Er ist von Kindheit auf gewöhnt, dessen Kräfte zu üben, er führt die Waffen, er theilt die Wellen, er bändigt die Pferde; Ernst und Scherz, eiserne Nothwendigkeit und fröhliche Erholung machen ihn stark. Neigung, Gewohnheit, Erziehung machen heutzutage aus der Frau ein gebrechliches Wesen; aber man stelle sie mit

einer Leidenschaft dem Mann gegenüber, und er wird zittern — so wie man beim Erdbeben zittert.

Andlau suchte immer Faustinens wetterleuchtendes Wesen zu beruhigen. Sie war zauberhaft schön mitten in den Stürmen der Empfindung, so wie im Grunde alle Menschen nur dann schön sind, wenn sie sich in ihrem eigenthümlichen Element bewegen; allein er liebte sie so sehr, daß er weniger Freude darüber hatte, sie in ihrer Herrlichkeit zu sehen, als er Furcht empfand, daß die häufige Wiederkehr oder die Dauer solcher Momente das irdische Leben aufzehren könnten. Die Liebe sorgt stets um das Geliebte, obgleich ihre Sorge fast immer so überflüssig wie Andlaus Furcht ist. Kein Fisch ist gestorben, weil man ihn ins Wasser gelassen hat. Der Himmel und ich — pflegte Faustine zu sagen — wir müssen uns ausdonnern; das ist unsre Natur, und ihr Leute mit euern Blitzableitern langweilt uns sehr.

„Warum weinst Du denn jezt, Ini?“ fragte Andlau; „ehe Du bei mir warst, hattest Du doch einen Grund — aber jezt? ....“ —

„Pedant!“ rief sie; „soll ich mich etwa nach Regeln freuen? Wenn Jubel, Küsse, Liebkosungen nicht ausreichen, so kommen Thränen und Klagen an die Reihe. Jenes ist Glück im Sonnenlichte, dieses im Mondschein. Auf die Beleuchtung kommt's ja nicht an, wenn's nur überhaupt etwas zu beleuchten giebt.“

„Aber Thränen erinnern doch an Schmerz, und ich mögte gern, daß Du bei mir ohne Schmerz glücklich wärest, befriedigt, ruhig“ ... —

„O, ich bin außerordentlich ruhig.“

„Nun so setze Dich zu mir und erzähle mir von Deinem Leben.“

„Erzählen — ja! sitzen — nein! Das Sitzen, lieber Anastas, ist eine entsetzliche Erfindung. Zum Gehen, Stehen und Liegen ist der Mensch geschaffen, das zeigt seine schöne, lange, gestreckte Gestalt, die vom krummen, geknickten, verbogenen Sitzen ganz krüppelhaft wird. Meine Gedanken verrosten, wenn ich sitze, und das macht nicht ruhig, sondern nur schläferig. Ruhig bin ich, wenn alle Kräfte in Bewegung sind und wie die Stralen einer Fontäne springen. Ruhig bin ich, wenn meine Seele eine große Landschaft ist, wo im Westen die Sonne purpurgolden glüht, und unter ihr Blitze gleich Silberschlangen aus dem Gewölk auftauchen, wo im Osten der Mond friedlich hervorkommt wie ein unschuldiges Kind, das von fern einer Schlacht zusieht, wo der Donner wie ein geschlagener, grollender Feind scheu entflieht, indessen die Vögel ihre Siegeshymnen anheben, wo die ganze Erde opferraucht und glänzt wie ein geschmückter Altar — o mein Anastas, dann bin ich himmlisch ruhig! und nur dann.“

Sie warf sich auf das Sopha, ganz erschöpft. Andlau kniete neben ihr nieder und wollte ihren Kopf an seine Brust legen; aber sie sagte:

„Laß mich! da steht ein Piano, es wird schlecht genug sein, aber spiele! ich habe Dich so lange nicht gehört! und nie sprichst Du lieblicher zu mir als in Tönen.“

Andlau küßte ihre wunderschönen Füße, und setzte sich ans Piano. Er spielte vortreflich; am liebsten und am schönsten phantasirte er. Er fing zuweilen an nach Noten zu spielen, aber wenn ein Akkord oder eine Melodie oder irgend etwas kam, was ihn frappirte, so verließ er den Componisten,

und lös'te in eigener Weise jenen Akkord auf. Er überdachte in Tönen den Tongedanken des Componisten, so wie man Randbemerkungen auf ein Buch schreibt. Musik! das ist eine Kunst! alle andere Künste sind keine, sie haben immer ihr Vorbild in der Natur, und wollen die nachahmen, wenn's hochkommt — sie verklären. Menschenform und Menschenwesen zu idealisiren, oder den Raum zu verherrlichen, worin der Mensch sein Treiben hat — ist ihr Ziel, lieblich wie jedes Ziel, das über die Befriedigung des materiellen Bedürfnisses hinausgeht. Aber der Marmorgott und die gemalte Heilige werden unsersgleichen, gehen mit uns Hand in Hand! aber die Poesie, welche die natürliche Sprache des unbefangenen Menschen ist, giebt unsre eigenen Gedanken mit unsern eigenen Worten uns wieder! Die Musik hingegen verschönt nicht diese Welt und ihre Erscheinungen, sondern überwölbt sie mit einer zweiten, in der wir schweben gleich körperlosen Engeln, die Flügel haben unter einem stralenden, liebenden, gläubigen Angesicht. Und das bewirkt sie durch Klänge, welche auf Zahlen sich begründen, durch Zahlen bezeichnet werden können, und aus der Zusammenstellung von Holz und Metall zauberisch, fabelhaft, hervorgelockt werden. Nach klugen, tiefsinnigen, regelrechten Berechnungen, entdeckt die Musik über der Erde eine neue Welt, wie Columbus auf der Erde es gethan — eine Welt von primitiver Kraft und Herrlichkeit, eine Welt, in der jeder sein Eldorado sucht, und zwar ohne Klugheit und Tiefsinn zu haben, und ohne die Regel zu verstehen! ein Paradies, worin jeder Zutritt hat, der eine Seele empfing. Kinder, Wilde, Greise, zu unentwickelt oder zu stumpf für die Schönheiten des Meißels und Pinsels, nehmen Theil an dem Zauber der Musik, und Wiegenlied und Grabgesang geleiten

unsre ersten und unsre letzten Schritte im Leben. Die Poesie hieß in ihrer Frühlingszeit „die heitre Kunst,“ und damals mit Recht, denn sie mußte aus der harmlosen Sprache, der noch die Eierschaalen der Rohheit und Unbeholfenheit anklebten, den buntgefiederten, tirilirenden Vogel herausschälen, den man Minnelied nannte, und der unter Musikbegleitung, als Improvisation, oft nach selbsterfundener Melodie, bei glänzenden Festen und frohen Gelägen zur Erhöhung der Lust über die Lippen des Dichters schwirrte. Seitdem sind aber lange Jahrhunderte vergangen, und die Poesie hat sich im Laufe derselben mißlaunig wie eine alte Jungfer in die Einsamkeit zurückgezogen, und sich auf Gelahrtheit und Schulmeistereien geworfen, weil sie doch gern, wie alle alte Jungfern, ein Wörtchen mitredet, und weil ein dozirender Ton, bald spöttisch lächerlich machend, bald superklug ermahnend, am meisten Effekt macht bei den spöttischen, superklugen Leuten unserer Zeit. Sie ist nun ein Stubenhocker, ein Bücherwurm, die Poesie! hat die Beine unter dem Schreibtisch und Dintenflecke an den Fingern, treibt finanzielle und administrative Speculationen, schreibt Hymnen über Dampfmaschinen und Oden über Trottoirs von Asphalt, und wenn Jemand sie sich anders vorstellen kann, als mit einer blauen Brille über einer impertinenten Nase, den beneide ich um seine frische Phantasie. Das bischen Heiterkeit, das noch in der Welt, hat sich in die Musik geflüchtet, und wo es nur ein Fest giebt, für vornehm oder gering, in frescogemalten Sälen oder unter grünen Bäumen, Musik muß dabei sein. Nie wird munterer geplaudert, als wenn es Musik giebt: in jeder Soiree, bei jeder Tafel kann man sich davon überzeugen. Und das Volk nun gar! Wie schmaus't der Wiener so behaglich seine gebackenen

Hähnel, mit welchem Wolgefallen trinkt der Dresdner seinen miserablen Kaffee, wenn es nur Musik dabei giebt. Wie es hier in Berlin zugeht, weiß ich nicht. Ich habe gehört, daß das Volk viel Weißbier trinken soll, kann mich aber nicht davon überzeugen, weil ich gar keine Menschen erblicke, die wie „das Volk“ aussehen. Geputzt und geziert, geschniegelt und gebiegelt wie unser einer, habe ich wol im Thiergarten große Schaaren gehen und sitzen sehen; aber sie kamen mir Alle vor, als sprächen sie: „wir sind viel zu gebildet, um uns mit etwas so Gemeinem wie essen und trinken abzugeben.“ Wenn hier wirklich „Volk“ existirt, so muß es ausgeschieden wie Parias leben. Man dringt nicht zu ihm. — Dies Alles nur so beiläufig. Eigentlich wollt' ich sagen: da die Musik von Orpheus an bis zum Rattenfänger immer Wunder gethan, so ist es kein Wunder, daß sie auch Faustinens rasches, heißes Herz zur Ruhe brachte.

Ohne sich länger in Kissingen aufzuhalten, ging sie mit Andlau nach Belgien, dessen alte Geschichte und alte Künste sie mehr interessirten als dessen moderne industrielle Betriebsamkeit.

Graf Mengen lebte ziemlich einsam in Dresden. Die Häuser einiger Minister gaben dann und wann den Ueberresten der zerstreuten Gesellschaft Gelegenheit sich zu sehen; jedoch war kein Nerv und kein Magnet darin, am wenigsten für ihn. Die Oberfläche des Lebens mußte sehr schillernd sein, sollte sein Auge an ihr haften bleiben, und um in die Tiefen hinabzusteigen, muß man einen andern Impuls haben,

als Neugier und momentane Theilnahme. Stolz, kalt und rein ging er durch die Welt, nichts fürchtend, als aus seinem inneren Gleichgewicht zu kommen, in Schwankungen zu gerathen und die Herrschaft über sich zu verlieren. Das geschieht aber leicht, wenn man sich in die Tiefen des Lebens hineinwagt. Dante zagte in der Hölle und war geblendet im Himmel; aber er ging, weil Beatrice es gebot und ihm den Führer schickte. Nicht alle haben eine Beatrice und einen von ihr gesendeten Virgil. Mengen hatte keine. Er liebte den Umgang mit Frauen — als Unterhaltung und weil die Eitelkeit eines schönen und gescheuten Mannes immer ihre Rechnung dabei findet. Doch ward er besser von Männern verstanden, als von Frauen. Er lachte viel; darum hielten ihn die Frauen für sehr lustig; die Männer wissen aus Erfahrung, daß der Mann oft lacht, weil es sich für ihn nicht schickt zu weinen. Mario lachte über seine eigenen kolossalen Wünsche und ihre winzige Erfüllung; er lachte über das Maskenspiel, welches Kopf und Herz treiben, wenn dem einen Theil daran liegt, sich auf drei Minuten von dem andern hintergehen zu lassen; er lachte über den Sieger, wenn Verstand und Gefühl ihre kleinen Händel zusammen ausfochten, und sprach zu ihm: morgen wirst du der Geschlagene sein; er lachte über sich selbst, wenn er sich gegen die Macht der Empfindung durch Spott und Scherz wie hinter Wall und Mauer verschanzte; er lachte, weil er sehr ernst war, ein fester Pilot, der seinen Nachen ungefährdet durch die Strömung zu bringen sucht, indessen die Brandung des konfusen, strudelnden Lebens ihn die wunderlichsten Sprünge, welleauf, welleab, machen läßt. Und weil er lachte, so behielt er den frischen Muth, welcher nie die Arme schlaff sinken läßt. Jeder Zu-

stand, jedes Verhältniß war ihm ein neuer Sporn, eine höhere Stufe. „Sei Dir selbst getreu — hatte sein Vater zu ihm gesagt, als der funfzehnjährige Mario das älterliche Haus verließ — sei bereit für das, was Du als recht erkannt, nicht blos zu sterben, das ist bisweilen dem Jünglinge sehr leicht, sondern zu leben, und das ist fast immer sehr schwer. Aber es lohnt nicht der Mühe des Lebens, wenn Du nur das Leichte thun willst.“ Dies war der Segen, den der Vater dem Sohne gab, und als der Sohn ihn zu seiner Richtschnur machte, ward der Vater sein Freund; denn nach denselben Grundsätzen leben und handeln — das stiftet Freundschaft zwischen Männern; Mario betete seinen Vater an. Trotz der großen Selbständigkeit, zu welcher dieser ihn früh gewöhnt, brachte er Alles vor des Vaters Forum, was — nicht der Entscheidung, die traf er selbst — der Billigung bedurfte. „Das war recht,“ sagte dann der alte Mengen, und Mario erwiderte: „Ich wußte es.“ Bei großen und kleinen Dingen, bei ernsten und unwichtigen Gelegenheiten, erklang oft die Stimme des Vaters, ohne daß Mario daran dachte, vor seinem Ohr. Er liebte einst eine Frau, ein schönes, liebliches, verlockendes Wesen. Es mußte zu irgend einer Entscheidung kommen. „Nun, Mario?“ fragte ihn der alte Mengen, obgleich er fünfzig Meilen von dem Sohn entfernt war, und Mario zerbrach die Fessel. Ein andres Mal hatte er die tollkühne Wette gemacht, auf der Balustrade eines hohen Kirchthurms frei umherzugehen. Er begann die gefahrvolle Promenade und war fast am Ziel, als der Schwindel ihn so gewaltig packte, daß Blei in seinen Füßen und ein Flor auf seinen Augen lag. Da hörte er seinen Vater: „Aber Mario!“ sagen; der Schwindel wich, er ging um den Thurm. — In

jeder Krisis, auf jedem Wendepunkt des Schicksals gab ihm sein Vater hülfreich die Hand.

Mit Feldern verkehrte Mario ziemlich viel, obgleich kein tieferes Interesse Beide verband, als Erinnerung an die lustigen Studentenjahre. Feldern, in Vermögensumständen beschränkt, mit trocknen Arbeiten überladen, von gewöhnlichen Fähigkeiten, nur dem Wunsch nachgehend, sobald wie möglich die Geliebte in das bescheidne eigne Hüttchen zu führen — war ziemlich gleichgültig gegen allgemeine Verhältnisse, sobald sie nicht auf irgend eine Weise ihn berührten. Er that das Nächste, das ihm Vorliegende, pünktlich und treu, aber nur, weil es eben sein Geschäft war, und ohne Faden daraus zu ziehen, die er zu eigenen Webereien hätte verbrauchen können. Von Marios rastlosem Vorwärtsstreben, von dessen glühender Theilnahme an jeder Erscheinung der Zeit, von dessen regem Ehrgeiz, durch selbständiges Handeln und Wirken mehr zu sein, als eine Null, welche die Zeit in ihrem großen Rechenexempel gebraucht, um die Zahl voll zu machen — hatte Feldern keine Vorstellung. „Minister werd' ich doch nicht," sagte er einst zu Mario, als dieser ihn gefragt, warum er nicht eine Stelle annehme, die man ihm, zwar mit überhäufter Arbeit und ohne pecuniäre Verbesserung, aber in einem höhern Collegium, vorgeschlagen.

„Wie kannst Du so genügsam sein!" rief Mario ungeduldig; „warum Du nicht so gut Minister wie ein Anderer? Als man den nachmaligen Papst Johann XXIII. fragte, weshalb er nach Rom gehe, antwortete er: um Papst zu werden! und wurde es. Man muß nur Hand anlegen, und vor allen Dingen die Zuversicht haben, daß in der Sphäre, die wir durchwandern, das Höchste uns erreichbar sei."

„Aber ich bin genügsam, das liegt in meinem Charakter! ein kleines Glück, nur recht rund, nur recht ruhig, das befriedigt mich. Ein großes würde mich betäuben, verwirren, trunken machen, und in dem Rausch würde ich es nicht festhalten können. Und dann der Neid! und dann die Scheelsucht! und dann die feindlichen Blicke und Worte, die den Glücklichen treffen: Basiliskenaugen bei Katzenbuckeln! und dann die Launen der Gönner, welche immer sultansmäßig mit den Lieblingen verfahren — die Glücksgöttin selbst nicht ausgenommen — und dann die innern Anfechtungen....“ —

„Bester Feldern, nimm's nicht übel, Du sprichst wie ein zaghaftes Frauenzimmer. Ist denn die ganze, große, reiche, prächtige Welt nicht für uns Alle da? und nicht blos als ein Tafelaufsatz von Glas und Porzellan, den wir, die Hände unterm Tischtuch, bewundern — sondern als eine Arena olympischer Spiele, wo es zwar Staub giebt, Getöse und Geschrei, Pferdegestampf und Wagengedränge — aber Triumph am Ziel.“

„Und was wird uns für den mühsam errungenen Triumph?“

„Ein grüner Kranz.“

„Nun warlich, Freund, Du bist genügsam, ich erwartete doch wenigstens, mit einem goldnen Diadem oder einer Rosenkrone Dich geschmückt zu sehen! aber ein schlichter, grüner Kranz!....“ —

„Ja, ein schlichter, grüner Kranz!“ rief Mario und seine Augen flammten von tiefem Feuer, „Gold- und Purpur- und Blumenkränze wären ja Lohn, und wer mag denn dafür belohnt werden, daß er sein Ziel erreicht hat? das Bewußtsein

will er! und der schlichte, grüne Kranz ist ein Symbol des Bewußtseins."

„Und das genügt Dir wirklich vollkommen? nach keinem andern Glück verlangst Du? kein heitrer Genuß des Errungenen würde Dich freuen?"

„O," sprach Mario lachend, „was das Verlangen betrift, so verlange ich ein ganz foudroyantes Glück — wenigstens! sonst aber nichts! nichts Halbes, nichts Mittelmäßiges, nichts Theilbares, sondern eben — Alles. Und wie es dann mit dem Genuß beschaffen sein mag — das mögen die Götter wissen, die allein solch Glück verleihen können. Bis jezt war Streben mein Leben, und der Genuß des Erstrebten war ein kurzer, rosenroth verträumter Schlaf, aus dem ich noch immer erwacht bin, begierig nach fernerem Leben."

„Und bist Du glücklich mit diesen Gesinnungen? ich meine, abgeschlossen in Dir, sicher, ruhig, befriedigt?"

„Glücklich nenne ich nur den, welcher Spielraum findet, all seine Kräfte zu entwickeln und dadurch sein Wesen zu höchstmöglicher Vollendung zu bringen. Selten wird es dem Menschen so gut, daß alle seine Knospenanlagen Blüten — noch seltener, daß sie Früchte werden — es kommen zu viel Stürme! Wenn Du nur fertige Menschen glücklich nennst, so bin ich nicht glücklich, und werde es dann auch vielleicht nie werden. Mir scheint, wer in der Jugend abgeschlossen, ist im Alter verdorrt, oft vor dem Alter — ein versteinter, bemoos'ter Säulenheiliger. Ich mag keiner sein. Ich will auf der Erde stehen und mit allen Sinnen ihrer Lieblichkeit mich freuen."

„Und Du denkst ernsthaft daran, Dich zu verheirathen?"

„Zuweilen — für die Zukunft. Ich denke, es muß angenehmer sein, eine Sonne zu werden, um welche ein ganzes Planetensystem sich bewegt, als ein Planet zu bleiben, der die Familiensonne umkreis't. Der Fixstern gefällt mir zwar am Besten durch seine grandiose Unabhängigkeit; aber die unruhige, bewegliche Seele verträgt sich nicht mit der Fixstern-Natur."

„Doch gehört sie einigermaßen zur Ehe."

„Ich meine, die Ehe giebt sie."

„Wenn man die Fähigkeit dafür mitbringt."

„Diese zu entwickeln, werd' ich meiner künftigen Frau überlassen. Aber wann werd' ich die Bekanntschaft Deiner Braut machen?"

„Willst Du morgen mit mir hinaus?"

„Gern."

Sie ritten am andern Tage das heitre Elbufer gen Meißen hinab. Der Landsitz von Fräulein Cunigundens Eltern lag auf halbem Wege dorthin. Mario foderte seinen Freund auf, ihm eine Beschreibung der Geliebten zu machen.

„Sie würde parteiisch ausfallen," entgegnete Feldern; „Cunigunde ist nicht eigentlich schön, wenigstens glaub' ich, daß ihre Schwestern schöner sind ...." —

„Diable! sie hat Schwestern? warum sagtest Du mir das nicht früher? Du mußt wissen, ich hüte mich sehr, in ein Haus eingeführt zu werden, wo unverheirathete Töchter sind. Man steht oft mit dem linken Fuß noch auf der Schwelle und soll schon mit dem rechten vor den Altar treten."

„Cunigundens Schwestern sind allerliebst."

„Und sie selbst?"

„Allerliebst wäre keine Bezeichnung für sie."

Es wird eine häßliche, verständige, grundgute Person sein — dachte Mario, und wandte das Gespräch. Bald war das Ziel erreicht. Durch ein Gitterthor, an dem zwei prächtige Linden Wache hielten, ritten sie in einen zierlichen, gartenmäßigen Hof, vor das nette Landhaus, unter dessen um einige Stufen erhöhter Vorhalle Damen arbeitend saßen. Feldern ward freundlich empfangen, und stellte der Frau von Stein und ihren beiden jüngsten Töchtern Graf Mengen vor. Dann fragte er nach Cunigunden. Sie war mit dem Vater in den Weinberg gestiegen, um zu sehen, ob die Trauben noch nicht reifen wollten — was seine einzige, aber ihm durchaus genügende Beschäftigung war. Eben als Feldern sie aufsuchen wollte, kam sie mit dem Vater zurück. Mario stand versteinert bei ihrer Erscheinung. Ist Feldern toll geworden, dachte er, oder will er mich necken! diese Person soll nicht schön sein? nicht einmal so schön, wie die beiden kleinen albernen Schwestern? er ist blind — er ist rasend! — Feldern näherte sich äußerst zärtlich der Braut; aber — war es die Gegenwart des Fremden oder lag es überhaupt in ihrer Weise — sie empfing ihn kühl. Sie machte eine so graziös ausweichende Bewegung, daß es ihm nicht möglich war, sie zu umarmen, und als sie Hand in Hand neben ihm stand, da sah sie ihn zwar recht freundlich an, aber, o weh! sie sah auf ihn herab, sie war größer als er — vielleicht nur einen halben Zoll, jedoch größer! — Nun, das wird nimmermehr gehen, dachte Mario.

Frau von Stein sprach gescheut, und das ist immer angenehm; Herr von Stein nur, wenn er gefragt wurde, und das ist bei bornirten Leuten auch angenehm; Cunigunde fast gar nicht; ihre Schwestern plapperten so viel wie möglich.

Die Conversation stockte nie. Dennoch ward es Mengen nicht behaglich, und er verstand es doch sonst so gut, in jedem Kreise heimisch zu werden! Eine verstimmte Saite verdirbt das ganze Concert für ein feines Ohr. Cunigunde war diese verstimmte Saite. Ihre Befangenheit, ihre Zerstreutheit wirkte ansteckend auf ihn, den einzigen Unbefangenen des Zirkels. Die Uebrigen mußten wol daran gewöhnt sein. Aber wie konnte der Verlobte es sein! Wenn das Mädchen meine Braut und immer so zerstreut bei mir wäre, dachte Mario, so würd' ich um alle Schätze der Welt nicht sie heirathen. Wäre er so verliebt wie Feldern gewesen, er würde sie doch geheirathet haben!

Cunigunde trug einen großen runden Strohhut, dessen breiter Rand Gesicht, Schultern und Nacken fast ganz verschattete. Feldern bat sie, den Hut abzunehmen.

„Die Sonne!“ sagte sie ablehnend. Da aber die Vorhalle gegen Osten lag, so fiel kein Sonnenstral hinein, und sie setzte hinzu: „Die Mücken!“

„Wie unfreundlich!“ sagte Frau von Stein halblaut.

Cunigunde nahm schweigend ihren Hut ab. Sie hatte wunderschönes dunkelbraunes Haar, das sich in schweren Zöpfen um ihre Schläfen legte und sich dann im Nacken zu einem griechischen Knoten verband. Feldern nahm eine Weinrebe, die ihren Hut wie ein Kranz umschlang, und drückte sie auf ihr Haar. Sie sah aus wie Ariadne — aber ohne Verzweiflung über den treulosen Theseus, und ohne Triumph über die Liebe des Bacchus. Sie freute sich nicht darüber, daß der Bräutigam sie reizend fand, sie duldete es; und nur es dulden heißt: es erdulden. Heißes Roth überflog momentan ihr feines, edles Antlitz und sie warf einen dunkeln

melancholischen Blick auf Feldern. Später, als sie und ihr Schmuck unbemerkt waren, machte sie eine rasche Wendung des Kopfs, wodurch die locker hängende Rebe herab fiel. Feldern konnte sich keines Lächelns, keiner Aufmerksamkeit von ihrer Seite erfreuen, aber Mengen konnte es noch weniger. Nicht nur, daß sie nicht sprach — sie sah auch Niemand an. Manche Menschen brauchen gar nicht zu reden, nur zu blicken, und man wähnt eine tiefsinnige Musik zu hören, ein Gemälde des innersten Wesens sich aufrollen zu sehen — solche Magie hat das Auge. Menschen, die reden, ohne aufzublicken, müssen ein hinreißendes Organ oder einen außerordentlichen geistigen Reichthum haben, wenn ihre Rede jenen Eindruck machen soll. Ein unsichtbar Sprechender überzeugt nur halb, und reißt nie hin. Das Antlitz ist wahrer als die Worte. Worte lügen so oft; eine Miene, ein Lächeln, ein Zucken der Augenwimper oder der Lippe sagen oft das Gegentheil von dem, was das Wort sagt, und offenbaren dadurch die eigentliche Meinung. Das Wort ist ein kluger, berechneter, feiner Zögling des Geistes; aber der Ausdruck der Bewegung, das Mienenspiel, ist ein Kind der Seele, und die Seele durchschimmert es, wie der Körper ein Musselinkleid durchschimmert. Cunigunde mogte die Absicht haben, ihre Seele zu verhüllen; dies Spiel gelingt zuweilen denen gegenüber, welchen daran liegt, daß es gelinge; wer aber nicht dabei betheiligt ist, erkennt das Spiel. Sie sah Niemand an — man hätte glauben dürfen, daß sie in sich selbst versunken sei; allein sie hob doch bisweilen ihr Auge und dann war es leicht zu erkennen, daß sie in die Zukunft versunken war, solch ein heißer Durst lag in diesem Auge. Aber nicht nach Liebe, nicht nach Glück! nichts Sehnsuchtsvolles, nichts Träumerisches! Ein Schiffer,

der das Land erreichen mögte, und den die Brandung nicht landen läßt, mag diesen Ausdruck haben.

Es wurde Musik gemacht und mit gutem Geschmack solche, welche sich für einen häuslichen Kreis schickt. Cunigundens Schwestern sangen zweistimmig, mit jungen frischen Stimmen heitre und launige Volkslieder und neckten Cunigunde mit ihrer Abneigung gegen mehrstimmigen Gesang. Sie sei so einsiedlerisch, sagte die Eine; und die Andere: sie möge nicht Takt halten mit einem Zweiten.

„Ich kann es nicht," sagte Cunigunde, „ich würd' es ja gern thun."

„Nun, so singen Sie allein" — bat Feldern, und sie sang mit einer schönen, aber eiskalten Stimme und ohne Leben im Vortrag, so viel und was er wünschte. Beim Abschied entließ sie ihn gerade so, wie sie ihn empfangen hatte. Kein inniger Blick, geschweige ein inniges Wort, war zwischen ihnen gewechselt.

Kaum saßen die Freunde zu Pferde, als Mario ausbrach:

„Du hattest ganz Recht: allerliebst ist keine Bezeichnung für Deine Braut! sie ist ja wirklich bildschön, ohne alle figürliche Redensart! ich meine, schön wie ein Bild."

„Ich glaubte, die Schwestern würden Dir besser gefallen."

„Bester! ich verbitte mir diese Beleidigung meines Geschmacks. Zwei weiße schnatternde Gänschen und ein Schwan! Wann wirst Du Dich verheirathen?"

„Im November, denk' ich."

„Das ist ein Monat, in welchem ich regelmäßig das Leben im Norden verwünsche. Du thust sehr Recht, ihn Dir zum

Rosenmonat umzuwandeln! — Aber sie ist äußerst schweigsam — Deine Braut."

„Ihre Art so!"

„Gott, was sind die Frauen schön, wenn sie schön sind."

„Du bist ja ganz in Ekstase" — sagte Feldern mißtrauisch.

„Wie kann Dich das befremden, Dich, der Du vier Jahr lang unter ihrem Zauber stehst und sogar die Qual der langen Sehnsucht ertragen kannst."

„Was mir gewiß ist, nur in die Ferne geschoben, macht mir keine Qual."

„Und wartest Du nicht? erzeugt Erwartung nicht Ungeduld, und nennst Du Ungeduld nicht Qual? O laß das nicht Fräulein Cunigunde hören, sie würde nicht mit Deiner stoischen Kälte zufrieden sein."

„Jeder muß am Besten wissen, wie er mit der Geliebten umzugehen hat" — sagte Feldern übellaunig.

Er sollte es wenigstens — schwebte schon auf Marios Lippen; aber er hielt die kränkende Bemerkung zurück und sagte: „Schade, daß die Eisenbahn noch nicht fertig — Du würdest dann manche schöne Stunde mehr genießen können. Es ist doch hübsch, daß die Liebe, auf die von den administrativen und industriellen Köpfen keine andere Rücksicht genommen wird als die, welche die Propagation des Menschengeschlechts betrift, auch von Dampfmaschinen und Eisenbahnen ihren Vortheil zieht. Es giebt keine Pyrenäen mehr, sagte Ludwig XIV. großsprecherisch, und log obenein bis auf diese Stunde, wo die Pyrenäen sich dadurch sehr bemerklich machen, daß sie Frankreichs Influenza nur theilweise nach Spanien hineinschlüpfen lassen. Aber wir können mit voller Wahrheit

sagen: für Liebende giebt es keine Trennung mehr. In vier Wochen bin ich mit dem Dampfschiff, vom Rhein ausgehend, auf der andern Hemisphäre. Wie Untreue und Pflichtvergessenheit vorfallen sollten, ist gar nicht zu begreifen, denn in jedem Moment muß man gewärtig sein, von einem lieben Besuch überrascht zu werden, und wenn man seiner Liebsten nur keine Zeit läßt zum Vergessen: so wird man es auch nicht. Es ist bewundernswürdig, welchen guten Einfluß die Dampfmaschinen auf die Moralität haben. Und dann wagen verstockte Finsterlinge zu behaupten: deren Verfall und der Fortschritt der Industrie gehen Hand in Hand."

Feldern antwortete einsylbig. Er foderte nie mehr in Zukunft Mario auf, ihn zu seiner Braut zu begleiten, und da er es nicht that, so sprach auch Mario den Wunsch nicht aus. Wirklich interessirte ihn Cunigunde nicht genug, um ihn zu veranlassen, Felderns Eifersucht zu reizen. Und Feldern war allerdings eifersüchtig, nicht auf einen bestimmten Gegenstand, sondern im Allgemeinen, weil er, trotz des vierjährigen Brautstandes, so unbekannt in dem Herzen seiner Braut war, wie die Alten im Ozean. Manche beschränkte und selbstzufriedene Leute macht solche Unbekanntschaft erst recht ruhig. Sie denken: da existirt nichts weiter, als was sie sehen und verstehen. Andre aber, die weniger beschränkt und selbstzufrieden sind, macht es unruhig, weil sie fühlen, daß ihr Auge und ihr Verstand nicht ausreicht, daß da viel vorgehen mag, was sie nicht ergründen können, und daß es doch eigentlich eine große Demüthigung ist, ein geliebtes Wesen nicht zu verstehen. Das giebt der Liebe ihre Göttlichkeit, daß sie, wie Gott, das Verständniß der Seelen hat. Der Verstand zweifelt, die Forschung grübelt, die Vernunft prüft

— die Liebe weiß. Aber das ängstigende, lose, unzusammenhängende, verliebte Wesen, das die Leute Liebe nennen, kann freilich nicht viel wissen. Das räth so herum, auf gut Glück, auf Gerathewol, irret, trift, trift aber nie den Mittelpunkt des Seins, nie den Moment, wo die Knospe der Aloe aufspringt, welche alle hundert Jahr nur Einmal blüht. Ist ein Mährchen! ist eine Fabel! sprechen die Klugen; die Naturforscher wissen nichts von solcher Aloe! — Aber die Dichter wissen von ihr, meine Herren und Damen; wer hat nun Recht? Die Dichter sind ein uraltes, mystisches Volk, das ganz andre Dinge geschaffen hat, als eine Aloe, die nur alle hundert Jahre Einmal blüht. Bei den chaldäischen Schäfern ist's in die Schule gegangen, und die Priester von Memphis und von Dodona sind seine Zöglinge gewesen. Schlagt nach den Homer! die Götter hat er geschaffen. Was wüßte man denn von dem ganzen Olymp, wenn der alte Homer ihn nicht so genau beschrieben? Schlagt nach den Moses. Die ganze Welt hat er geschaffen. Die weisesten Hypothesen späterer Jahrhunderte taugen nur dann etwas, wenn sie mit seiner übermenschlichen und doch so ganz menschlichen Poesie übereinstimmen. Was die Geschichts- und Naturforscher auch entdeckt haben mögen — Homer und Moses sind noch nie dabei zu kurz gekommen. Verlaßt euch auf die Dichter, meine lieben Menschen, selbst wenn sie euch von der fabelhaften Aloe erzählen, die nur alle hundert Jahr Einmal blüht. In der dürren, heißen Wüste des Lebens, wo die Bäche versiegt sind und die Bäume versandet, wo kein Lüftchen weht und kein Vogel singt, unter dem brennenden Aequator des Herzens — da steht sie doch und blüht allen Naturforschern zum Trotz — aber freilich — nur alle hundert Jahr Einmal. Wer kann

aber wissen, ob die hundert Jahr nicht gerade um sind, wenn er vor sie hin tritt?

Wenn Jemand mein Büchlein ungeduldig fortwirft, so kann ich es ihm kaum verargen. Er hat sich darauf präparirt, eine kleine Geschichte zu lesen, und ich erzähle ihm Mährchen! Er verlangt, daß ich ihn — nicht, daß ich mich selbst amüsire. Es ist recht schwer, Autor- und Leserkopf unter einen Hut zu bringen.

Die Zeit vergeht mit derselben Schnelligkeit, wenn man in beständigem Wechsel und in ruhigster Einförmigkeit lebt. Wieder ein Tag vorbei! spricht der, welcher zwölf Stunden friedlich bei seiner Arbeit verbracht hat, und der, welcher die Sehenswürdigkeiten eines fremden Ortes wie ein Irrwisch durchrannt ist. Dann gehen Beide zu Bett: der Ruhige dankt Gott für seinen Frieden, und bittet ihn um ein wenig amüsante Abwechselung; der Unruhige dankt ihm für seine amüsanten Drangsale und bittet ihn um ein wenig Erholung. Zuweilen denkt auch Keiner an Dank und Bitte, und dieser streckt nur ermüdet seine Füße aus, und Jener eben so ermüdet seine Arme. Es ist erstaunlich, wie im Grunde die Menschenschicksale sich gleichen.

„Wieder ein Sommer dahin!" sagte Faustine, als sie mit Andlau Ende Oktober bei kurzen Tagen und nebeligem Wetter in Mainz, auf der Heimkehr begriffen, eintraf. „Wie soll ich es prästiren, die ganze Welt zu sehen? bald reicht das Geld nicht aus, bald die Zeit nicht! heut wollen die Verhältnisse es nicht dulden, und morgen giebt's Umstände, die es unmöglich machen. Am liebsten schnürte ich mein Bündelchen, zöge Männerkleider an, und streifte umher. Es sieht nur etwas vagabondenmäßig aus, ich könnte in keinen Salon gelangen

und eine Gräfin Obernau, der die Salons verschlossen sind, ist eine verlorne Person. Dafür zu gelten, kann ich mich nicht entschließen, und so muß ich mir denn den Hauptspaß des Lebens versagen."

„Du bist im Mittelpunkt Deines Lebens so fest, Ini; wie können die Radien, welche davon auslaufen, in solcher ewig zitternden Bewegung sein? Wäre meine Seele nicht der Deinen gewiß, so würdest Du mir große Sorge machen."

„Ist unnütz!" sagte sie; „mein Herz ist fest; darauf kannst Du Felsen bauen. Giebt es etwas Zuverlässigeres in der Natur, als die Magnetnadel? nun, sie zittert immer hin und her, und weis't doch unverrückt gen Norden. Nur in der Polnähe weicht sie ab. Dahin komme ich aber nicht. Ich bleibe im Tropenklima. Wollen wir nicht in den Dom gehen? Es regnet nur ein ganz klein Bischen."

„Du bist eine unermüdliche Kirchengängerin! wir haben gewiß über hundert Kirchen in diesen drei Monaten besehen, und wie wenige darunter gefunden, die in reiner Vollkommenheit den Gedanken des Baumeisters auf die Nachwelt gebracht. Zerstört, geflickt, überpinselt, ausgebaut, angebaut, ruinirt, durch barbarische Vernachlässigung und barbarische Geschmacklosigkeit, standen sie da, wie wunderschöne Menschen mit Kröpfen am Halse und Warzen auf der Nase."

„Leider wahr! aber mein Auge ist ein geschickter Operateur und trennt die Auswüchse vom Körper. Und dann ist diese Stadt mit ihrem Dom noch eine von den alten entstandenen, keine moderne gemachte, die plötzlich aufschießt, weil der Monarch eine hübsche Avenue zu seinem Schloß haben will, oder weil die Leute reich werden wollen, und darum Häuser auf Actien bauen. Wie ich sie hasse, diese charakter-

losen, flachen, öden Häuser mit ihren hundert tausend blanken Fenstern! Kann da Häuslichkeit drin gedeihen, kann da Treue drin wohnen? Wenn ein Wagen vorbeifährt, zittern Thür und Fenster; wenn der Wind weht, bebt das ganze feige Ding, als bäte es ihn unterthänigst um Verzeihung, daß es wagt noch auf den Füßen zu stehen! O ihr lieben, stillen, alten Häuser, die ihr bescheiden mit der schmalsten Seite auf der Gasse steht, um eure Nachbarn nicht zu beeinträchtigen, um euch nicht in die Breite zu verflachen, wie gut bin ich euch! hinter euren starken Mauern und sparsamen, aber weiten Fenstern, in eurer verschwiegenen Tiefe, in euren traulichen, geräumigen, gewölbten Zimmern, da ist's doch noch möglich, Gedanken zu haben, welche sich auf Häuslichkeit beziehen. Wär' ich ein Mann, so holte ich mir nur aus solchem Hause eine Frau. Mädchen, in einem modernen Hause erzogen, sind es für fremde Augen! alle Welt guckt da hinein und fragt neugierig: was thust du? was treibst du? Die Sonne scheint in all' die Fenster wie in einen Glaskasten hinein, wo die Blumen vor der Zeit blühen müssen, und für die Mädchen ist Schatten gut, stiller, kühler, grüner Schatten — da bleiben sie frisch, frisch von Wangen, frisch von Seele. Es existiren aber gar keine Mirakelmädchen mit frischen, apfelblütnen Wangen mehr! sie müssen so viel lernen, so viel schöne Künste treiben — das fatiguirt, und glaub' mir, es hängt Alles mit den modernen Häusern zusammen. Wär' ich ein Mann, ich schlenderte durch die alterthümlichen Gassen, und schaute rechts und schaute links. Da auf einmal, in jenem dunkeln Hause, wo über der gewölbten Thür drei Eicheln ausgehauen sind, im Erdgeschoß, am offnen Fenster, das mit Gitterstäben geschützt ist, die aber so weit geschweift

sind, daß die Katze in dem Ausbug Raum hat, und der große Blumentopf, aus welchem sich die Kapuzinerkresse emporrankt — verstehst Du, lustige Kapuzinerkresse, kein sentimentaler Epheu — da sitzt ein herziges Mädchen und arbeitet fleißig. Sie arbeitet nicht hastig, nicht gebückt wie eine Magd, wie um's liebe Brot — sondern aus anmuthiger Gewohnheit an Beschäftigung: Gute Gedanken steigen mit der Nadel hinauf und herab, vom Kopf zum Herzchen, und die schelmischen Lippen summen ein Lied. Das Haar hängt ihr leicht und lose, wie Gott will, an den Wangen herab, die Augen — wenn sie sie aufschlägt — blicken ernst und verweisen gleichsam dem Munde seinen Muthwillen — das Mädchen müßte meine Liebste werden! Alle Tage ginge ich zweimal vorüber, einmal am Morgen, einmal am Abend; grüßen thäte ich nicht, das wäre befremdlich; aber ohne Gruß würden wir nach und nach ganz bekannt. Dann legte ich mir einmal Morgens den Zwang auf, nicht vorbeizugehn, damit Abends ihre Augen fragten: aber wo warst du denn heute früh? — O Anastas, komm, wir wollen das Haus suchen und das Mädchen. Heirathen kann ich es zwar nicht....“ —

„Aber ich kann es“ — sagte Andlau neckend.

„Eben so wenig!“ rief Faustine, und warf muthwillig und stolz den schönen Kopf zurück, als brauche sie sich nicht einmal die Mühe zu geben, ihn anzusehen, um ihn zu fesseln.

„Und welchen Ersatz willst Du denn dem armen Mädchen dafür bieten, daß es nicht geheirathet wird?“

„Ich will es malen.“

„Brav! das wird ein hübsches Bildchen werden,“ sagte Andlau, und machte trotz Nebel und Wind einen Spaziergang mit ihr. Er freute sich ihres schönen Talents — nicht blos

weil es ihm Wonne war sie zu bewundern — sondern weil er es betrachtete als einen Canal, in welchen der übervolle Strom ihres Wesens wolthätig, ohne die Ufer zu zerstören, sich ergoß. Ihren Phantasien lieh er immer Gehör. Ihren Gedankensprüngen setzte oft sein Urtheil, seine Meinung, Schranken; niemals seine Laune. Darum war Faustine außerordentlich durch seinen Umgang verwöhnt; sie fand jeden andern langweilig und steril, wo sie nicht dieser Theilnahme, dieser Ermunterung, diesem Verständniß begegnete. Er hatte sie daran gewöhnt, sich rücksichtlos, absichtlos, in unbefangener keuscher Freiheit vor ihm zu offenbaren; darum wurde es ihr schwer, in die zurückhaltenden, abwehrenden Formen der Gesellschaft sich zu fügen, und sie that es auch nur innerhalb selbstgewählter Grenzen, die angeborner Takt und kein Herkommen ihr bestimmten; aber eben deshalb fühlte sie sich nur bei Andlau glücklich. „Mon aller n'est pas naturel, s'il n'est à pleines voiles, sprech' ich mit Montaigne" — sagte sie — „wenn ich in der kleinen Nußschale oberflächlicher Gespräche und nichtsbedeutenden Verkehrs balanciren muß, so legt sich dieses Unbehagen gleich einer eisernen Schlafmütze auf meine Stirn, und lieber rede ich in dreimal vierundzwanzig Stunden keine Sylbe, als in einer Stunde unaufhörlich von den Fliegen, die brummen, und den Mücken, die stechen." Andlaus Liebe war ihr die Frühlingsluft, in welcher sie, wie die Lerche, ihre Flügel ausbreitete, sich hob, und steigend und singend hängen blieb.

In Frankfurt fand Andlau einen Brief vor, der ihm den Tod seiner Mutter meldete, und den Wunsch seiner beiden Brüder, ihn bei der Regulirung der Geschäfte zu sehen. „Sie brauchen mich," sagte Andlau; „sie wollen einen Zeugen

haben, daß Keiner von ihnen mit dem Pistol in der Hand dem Andern einen Napoleon mehr, als ihm zukommt, abgefodert hat.“

„Du willst in den Elsaß?“ fragte Faustine ungläubig; „willst mich verlassen; Anastas, thu' es nicht! Ich in Dresden, Du jenseit des Rheins — das liegt zu weit auseinander!“ Sie schlang die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn, ängstlich und fest wie ein junger Vogel unter den Flügel der Mutter. Sie hatte die großen diamantenen Augen einer Gazelle, und mit diesen Augen sah sie ihn so zärtlich und traurig an, daß er sie mit seinen Küssen schloß, denn er fühlte, wie sein Herz an diesen Stralen zerschmolz.

„Ich kann meinen Brüdern nützlich sein,“ sagte er, „vielleicht dazu beitragen, daß Alles in Liebe und Güte abgethan wird. Meine Mutter mag ihren Liebling, meinen jüngsten Bruder, bevorzugt haben, und ich fürchte sehr, Aloys wird es sich nicht wollen gefallen lassen. Jeder handelt für seine Familie, jeder behauptet, das Recht seiner unmündigen Kinder vertreten zu müssen....“ —

„Himmel!“ unterbrach ihn Faustine, „wie hasse ich all' diese Verhältnisse, welche unter der Firma: Familie! den Menschen in gefühlempörende Zustände bringen. Kaum hat ein Wesen die Augen zugethan, welches für uns das ehrwürdigste unter der Sonne war, so stürzen wir heißhungrig über den Nachlaß her, und zanken uns im Angesichte der geliebten Leiche um die klägliche Erbschaft. Alle Andacht und Trauer geht unter in Berechnungen und Auseinandersetzungen. Und dann heißt es: meinetwegen führe ich nicht diesen Prozeß und werfe ich nicht dies Testament um, aber meine Kinder! — Muß man denn seiner Kinder wegen Skandal treiben, so gehe

man doch lieber auf die Landstraße und plündere den ersten besten englischen Reisewagen aus, als mit dem Bruder um drei Batzen zu hadern."

„Liebe Ini, ich will ja versuchen, ob ich meine Brüder daran verhindern kann."

„Ja, das schmerzt mich eben, Anastas! Wenn sie Dich ruhig an das Grab Deiner Mutter treten ließen, wenn Ihr Euch an diesem Grabe freundlich und ernst die Hände drücken wolltet, so spräche ich zuerst: gehe hin! — aber um zu verhindern, daß sie sich bei dieser unglückseligen Erbschaft todtschlagen oder bestehlen, dazu bist Du viel zu gut! dazu ist die Polizei da, ich meine die Juristen, die Grenzwächter auf dem Mein- und Dein-Gebiete, die Flurschützen, welche aufpassen, daß keiner eine Traube vom Weinberg nasche — aber sie selbst dürfen naschen für ihre Mühe."

Doch was Faustine auch vorbringen mogte, Andlau blieb bei seinem Entschluß.

„Einige Wochen vergehen schnell; das hast Du ja im Laufe des Sommers erfahren," sprach er; „und welche Freude, wenn wir uns nach der Trennung wiederhaben!"

„Weil ich es bereits erfahren habe," entgegnete Faustine weinend, „so bin ich ja mit dieser Erfahrung gleichsam abgefunden; ich brauche sie nicht mehr. Und wie kannst Du wissen, ob nach einigen Wochen Alles abgethan sein wird! Nimm mich wenigstens mit, als Dein Page verkleidet etwa."

„Ich werde Dich erst nach Dresden bringen," sagte Andlau, ohne den letzten Vorschlag sonderlich zu beachten, „und dann zurückreisen."

„Du bist ein eiskalter Mensch!" rief sie und warf unwillig seine Hand aus der ihren.

„Das kann wol sein," entgegnete er sanft.

„Und ich sehe durchaus nicht ein, warum ich Dich liebe."

„Das hab' ich nie eingesehen, und es Dir auch oftmals gesagt."

„Aber da ich Dich nun einmal liebe — rief sie, wieder mit süßer, schmeichlerischer Stimme — so schmerzt mich tödtlich die lange, dumpfe Trennung! Dich nicht?"

„Faustine, Du kennst mich, Du weißt, daß mein Leben in Dir ist, daß Du nicht blos mein Glück, nicht blos meine Liebe, nein! mein Glaube und meine Hofnung bist, daß Deine Krystallseele mich gleichgültig gemacht hat gegen alle staubigen, buntgefärbten, flitterhaften Erscheinungen, daß neben Dir nichts, unter Dir eine Welt steht, daß ich von der Ewigkeit nichts wünsche, als Dich, weil ich in der Ewigkeit nur Dich, den schönsten Gottesgedanken, sehe; — das weißt Du, und fragst, als ob Du nichts wüßtest! Mache mir nicht das Herz schwer, und glaube nur, ich vermisse Dich durch die Trennung weit mehr, als Du mich. Du setzest Dich an Deine Staffelei und malst und erschaffst, und vergißt bei Deinen Schöpfungen alle Schmerzen, vielleicht alles Glück. Die Phantasie pflanzt goldene Stäbe rings um Dich her, und Deine Trauer rankt sich an ihnen empor, und Du stehst schnell in einer duftenden, blühenden Laube, die Du selbst gezogen hast. Der Mensch deutet die Dinge, wie er sie versteht, nach seinen Fähigkeiten; Du bist so reich, daß Dir die Welt ein Golkonda ist. Ein vorübergehendes Leid wird für Dich ein Brunnen tiefer Freuden werden — das solltest Du doch wissen!"

„Ja," sagte sie, „ich mag aber doch kein Leid! mag nicht aus dem tiefen Brunnen mühsam das helle, reine Freudenwasser emporziehen! Ich thue es nur, wenn ich eben muß,

weil ich meine, es sei doch besser, als die Arme schlaff herabhängen zu lassen; aber lieb hab' ich solche Arbeit nicht."

„Hernach, Engel, ruhst Du doppelt süß bei mir."

„Aber einstweilen trägt mich Niemand auf Händen .... muß ich ganz allein auf der harten Erde stehen...." —

„Wünschest Du einen Stellvertreter?"

„Nein."

„Sonst könntest Du ja Clemens Walldorf kommen lassen," sagte Andlau lächelnd, „der, nach Allem, was Du mir von ihm erzählt hast, überglücklich sein würde, Dich auf Händen tragen zu dürfen."

„O ja," erwiderte Faustine gelassen, „das glaub' ich recht gern! ich habe nur nicht die heilige Zuversicht, daß wir nicht Beide der Sache überdrüssig werden könnten. Ich würde fürchten, er ließe mich fallen oder ich spränge herunter."

„Aber bei mir hast Du es nie gefürchtet?"

„Nie!" sagte sie sorglos.

Ein solches „nie" — ist die größte Ehre, welche eine Frau einem Mann erzeigen kann.

Andlau hatte so oft schon Aehnliches von ihr gehört und gesehen, daß er nicht überrascht davon sein konnte; allein hingerissen und bezaubert war er immer von Neuem durch die anmuthige Nachlässigkeit, die gedankenlose Grazie, mit der sie stets das zu treffen wußte, was sie instinktmäßig als das Schönste erkannte.

„So lange ich noch bei Dir bin, will ich mein schönes Vorrecht nicht blos figürlich gebrauchen" — sagte er, hob Faustine empor, und hielt sie in beiden Armen an seine Brust gedrückt; — „Sonnenstral, Rosenduft, meine Ini, bist Du für mich Weib geworden? wirst Du mir nicht verschweben in

den beweglichen, unfaßbaren Elementen, woraus Du durch ein Wunder geschaffen bist, wie die Venus aus dem Schaum des Meeres? oder hast Du selbst das Wunder gethan, und wie eine Fee Dich sichtbar in der Welt gemacht?"

Faustine lag graziös auf seinen Armen, ihr Haar hing aufgelös't herab, ihre Augen waren halb geschlossen, nach ihrer Art. Wenn es nichts zu sehen gab, sparte sie sich gern die Mühe sie zu öfnen, und blickte nach innen. Sie sprach:

„Rede nur weiter, es klingt gar lieblich! ich freue mich, wenn Du einmal mit meinen Worten sprichst und aus Deiner kühlen Weise heraustrittst."

„Aber ich verweichliche Dich zu sehr!" sagte er, wie sich besinnend, und stellte sie auf den Fußboden zurück und küßte ihr lockiges Haar, als sei es der Schleier einer Heiligen. Er trieb Abgötterei mit seinem lieblichen Idol.

Seiner Absicht treu, um ihr die Langweiligkeit der einsamen, herbstlich trüben Fahrt zu sparen, brachte er sie nach Dresden, und Faustine, die, wenn sie glücklich war, wol in die Ewigkeit hinüber sah, jedoch nicht über das irdische Heute hinweg — dachte nicht daran, daß am erreichten Ziel der Abschied ihr bevorstehe, und war während der Reise so liebenswürdig, daß Andlau selbst zu glauben anfing: er bringe den Wünschen seiner Brüder ein unermeßliches Opfer. Manche Menschen werden immer liebenswürdiger, je mehr Augen sich auf sie richten; nicht aus Eitelkeit, sondern weil ihnen der allgemeine Beifall Zuversicht giebt und sie anregt. Andere sind am liebenswürdigsten einer einzigen Person gegenüber, wenn diese ihrer Eigenthümlichkeit zusagt; viel Augen, viel Fragen, viel Einwürfe stören sie. Es kommt dabei sehr auf die jedesmaligen Gaben an, sogar auf physische. Wer witzig

ist, wer schlagende Antworten giebt, wer eine elegante Form des Ausdrucks, ja gar ein woltönendes Organ besitzt, fühlt sich behaglich in dem größeren Zirkel. Wo Ernst und Sinnigkeit vorherrschen, wo die Rede nicht schimmert, wo der Ton der Stimme leise ist, da sind weniger Zuhörer willkommen. Faustine, wie fast alle einsam, d. h. ohne großen Familienkreis, lebenden Personen, hatte eine leise Stimme. Wo eine bedeutende Schaar von Geschwistern ist, mit denen man doch auf gleichem Fuß stehen — oder von Kindern, denen man befehlen muß — da wird die Stimme von selbst laut und tönend; sie soll gehört werden und bisweilen dominiren; aus dem Hause bringt man diese Gewohnheit in die Gesellschaft hinüber. Wer allein lebt, ohne Kinder, ohne Hauswesen, nur mit einem oder zwei Menschen in vertrautem Umgang, der ist nicht im Stande, in einem übervollen Salon zu sprechen, es müßte denn sein, daß Alles schwiege, wenn er redete. Faustine hatte eine leise Stimme, die immer leiser wurde, je inniger und eindringlicher sie sprach. Es ward zuletzt wie ein Klingen der Seele, aber ganz verständlich, so wie man die Aeolsharfe und das Murmeln des Baches ganz genau versteht. Daher sprach sie in der Gesellschaft nur mit ihren Nachbarn rechts und links, sie machte kein allgemeines Aufsehen, aber der jeweilige Nachbar war captivirt, wenn sie sprach, — was auch nicht immer geschah. Den Wecker an der Uhr stellt man auf eine bestimmte Stunde: dann schnurrt er sein Stückchen ab; der Mensch ist keine Sprechmaschine, die ihr gegebenes Thema abhaspelt. Von innen muß er angeregt werden, nicht von außen, wenn er etwas Gescheutes hervorbringen soll. In Faustinen war Alles vereinigt, um sie Andlau gegenüber am liebenswürdigsten zu machen; ein

Hauptgrund aber war der, daß er sie liebte. Es ist die schwierigste Aufgabe für eine Frau, auf die Dauer und durch lange Jahre hindurch, liebenswürdig wie keine Andre für den Mann zu bleiben, mit dem sie verbunden ist. Die entnervende Gewohnheit weht über ihn hin, wie feuchte Luft über eine Harfe, und die Saiten erschlaffen. Ihre Liebe reicht nicht aus. Aber die Sache wird ihr sehr leicht gemacht, sobald er sie liebt; und dies seltene Glück hatte Faustine.

Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft in Dresden fuhr Andlau seiner Heimat zu. Beim Abschied sprach er zu Faustinen, nachdem er alle Ausdrücke der Liebe und Zärtlichkeit erschöpft hatte:

„Nun zum Schluß das Wichtigste: Ini, vergiß mich nicht."

„Das ist ein abgebrauchter Scherz, Anastas!"

„Kein Scherz, Ini! Du weißt ja noch gar nicht, was Du Alles vergessen kannst."

„O Alles, Herz, Alles, nur aber Dich nicht!" sie umfaßte ihn mit stürmischem Schmerz, und als er gegangen, und die Thür hinter ihm zugefallen war, da meinte sie, ihr Schutzgeist habe sie verlassen, da sank sie auf die Knie und rief:

„Er ist fort! er ist fort! o mein Gott, bleib du nur bei mir!"

Sie fühlte sich unaussprechlich einsam, obgleich ihre Freunde und Bekannte sie sogleich aufsuchten, sie einluden, auf jede Weise suchten sie zu zerstreuen.

„Andlau ist fort, ich langweile mich überall" — sagte sie ebenso aufrichtig als unverbindlich zu Frau von Eilau, mit der sie sehr liirt war.

„Eben darum werden Sie Sich nicht mehr bei mir langweilen, als hier in ihrer Einsamkeit;“ entgegnete diese liebreich. „Sie werden ganz hypochonder zwischen Ihren vier Wänden, unter Menschen müssen Sie Sich ein wenig Gewalt anthun, und Selbstüberwindung ist für uns Alle eine gute Schule.“

„Meinen Sie? nun, so will ich heute Abend zu Ihnen kommen — wenn ich es über mich gewinne. Es werden doch nicht viel Leute bei Ihnen sein?“

„Das weiß ich nicht! Da ich nie Jemand einlade, können eben so gut zwanzig Personen mich am Abend besuchen, als zwei. Aber seit wann sind Sie denn menschenscheu?“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Seit Andlau fort ist“ — sagte Faustine melancholisch. Sie hatte keinen andern Gedanken.

Mitten im Salon der Frau von Eilau stand ein großer runder Tisch und Fauteuils rings umher, worauf die Damen saßen, Tapisserie nähten, plauderten. Die Herren schoben Stühle und Tabourets dazwischen — Worte weniger. Rechts daneben stand Frau von Eilaus Theetisch, woran sie so saß, daß sie zugleich das Theegeschäft besorgen und an den Gesprächen des runden Tisches Theil nehmen konnte. Links war eine Schachpartie etablirt. Dies Alles in der Mitte des Zimmers, damit jede einzelne Person zugänglich und uneingesperrt sei. Hinten an der Sophawand ward eine solide Bostonpartie gemacht, und die Spielenden bekümmerten sich nicht um das Vordertreffen. Frau von Eilau sagte zu Feldern:

„Es ist über neun Uhr; die Obernau kommt schwerlich mehr. Gehen Sie doch morgen früh gleich zu ihr und machen Sie ihr in meinem Namen ernste Vorwürfe.“

„Aber sie mag krank sein" — sagte Feldern.

„Keineswegs! nur verdrießlich, nur eigensinnig."

„Auf jeden Fall gehe ich morgen früh zu ihr, und hätte nicht so lange gezögert, wenn ich nicht diese letzten acht Tage draußen gewesen und erst vor einigen Stunden heimgekehrt wäre."

„Und wie geht es Cunigunden jezt?"

„Besser! sie erholt sich langsam."

„Bleibt es bei dem festgesetzten Vermälungstage?"

„Ich darf es nicht hoffen, kaum wünschen! sie ist von einer ängstigenden Nervenschwäche."

„Das schöne, kräftige Mädchen! welch ein Jammer! wie kann denn eine armselige Erkältung solche Umwandlung bewerkstelligen?"

„Die Aerzte wissen keinen anderen Grund, als Erkältung bei der Weinlese."

„Die Schröder-Devrient verliert ganz ihre Stimme," hieß es am runden Tisch, „sie wurde auch eiskalt als Norma aufgenommen."

„Schade um sie, sie war eine pompöse Norma."

„Diese Gleichgültigkeit wird ihr sehr wehe thun! wer auf den Triumph des Augenblicks angewiesen ist, will in jedem Augenblick Triumphe."

„Natürlich! wie sollen diese Künstler denn wissen, ob ihnen Auffassung und Darstellung gelungen, wenn das Publikum kein Zeichen des Beifalls giebt? Die Malibran, von der man doch hätte glauben können, daß sie zum Voraus des tobendsten Beifalls gewiß sei, hörte und sah nichts vor Befangenheit, bis jubelnder Applaus ihre erste Szene belohnt hatte. Dann war sie sicher."

„Gott, welche traurige Existenz, trotz eines weltberühmten Talents so abhängig von der Laune des Publikums zu sein! Jeder andere Künstler darf an die Nachwelt appelliren; der Schauspieler hat es nur mit seinen Zeitgenossen zu thun. Wer ihn nicht sah, nicht hörte, weiß nichts von ihm."

Die Thür öfnete sich. Faustine trat ein. Frau von Eilau rief:

„Je später der Abend, je schöner die Leute!" ging ihr entgegen und umarmte sie herzlich.

Faustine legte beide Hände auf ihre Schultern, und sagte eben so herzlich:

„Liebe, Sie sind eine so kluge Frau! sprechen Sie doch, bitte, mit Ihren eigenen Gedanken und nicht mit denen eines ganzen Volks. — Bon soir! wie geht's? charmirt Sie wiederzusehen!" — wurde mit den Uebrigen gewechselt.

Als Faustine eintrat, schlug der Mann, welcher ganz mit der Schachpartie und mit einer schönen Gegnerin beschäftigt war, die Augen auf und erkannte sie. Es war Graf Mengen. Sie sieht aber doch aus wie eine schöne Statue, dachte er, den ersten Eindruck festhaltend. Faustine war wieder ganz weiß gekleidet, und dann stand sie so graziös! Schön tanzen können manche Frauen, schön gehen — wenige, schön stehen — die allerwenigsten. Woran es liegt, weiß ich nicht, vielleicht an der Ungewohnheit, vielleicht an zu engen Schuhen, vielleicht an einem Mangel an Selbständigkeit. Die meisten wackeln. Ruhig zu stehen, ist die Hauptsache beim Stehen; aber darum darf es doch nicht schwerfällig, nicht bewegungslos, nicht plump, nicht niet- und nagelfest aussehen. Es muß eine Ruhepause zwischen der vergangenen und der kommenden Bewegung, es muß verschwebend, nicht wurzelfassend im Erdboden, sein. Eine Frau,

die schön steht, gleicht einer Königin, um die sich Dienerinnen — der Sonne, um die sich Planeten bewegen. So stand Faustine. Sie hatte sich spät und schwer entschlossen zu gehen, da sie aber einmal in der Gesellschaft war, so war sie nach ihrer Art munter und triumphirend; nur so zeigte sie sich den Gleichgültigen. Konnte sie das nicht über sich gewinnen, so blieb sie daheim.

Feldern sagte: „Wie freu' ich mich, daß Sie wieder bei uns sind, anbetungswürdige Gräfin."

„Grüß' Sie Gott, Herr von Feldern!" antwortete Faustine. „Sie hätten aber doch wol sagen können: angebetete Gräfin! da sogar Junker Tobias sagt: „Ich bin auch einmal angebetet worden.""

Mengen horchte hoch auf. Aber sie scherzt ja! sprach er zu sich selbst; so schön und so munter — das ist recht selten. Schönheiten begnügen sich gewöhnlich damit, schön zu sein. Sie wollen sich nicht selbst — Andere sollen sie amüsiren! das macht sie kläglich langweilig. — Zü diesen hochverrätherischen Gesinnungen gegen die Schönheit veranlaßte ihn seine Gegnerin im Schach: Lady Geraldin, die das non plus ultra von Liebenswürdigkeit gethan zu haben wähnte, dadurch, daß sie sich zeigte und sich anblicken ließ.

Faustine setzte sich zu Frau von Eilau. Die Herrn und Damen der Tafelrunde verbargen sie fast ganz vor Mengens Blick, der nur dann und wann ihren Kopf wahrnahm, wenn ein Anderer sich rechts oder links bog. Er hätte für sein Leben gern diesen Kopf ununterbrochen betrachtet, studirt — man konnte ihn studiren wegen der interessanten Mischungen des Ausdrucks — er schob seinen Stuhl bald so, bald anders, aber es half ihm zu nichts, als daß Lady Geraldin fragend

ihn ansah und einen seiner Springer nahm. Er mußte sich gedulden. Dieser Kopf, der über einer mit Schwan besetzten Mantille schwebte, wie der Mond über lichtem Gewölk, und der bald auftauchte, bald hinter Wolken verschwand, hatte etwas seltsam Reizendes: er kam immer mit einem neuen Ausdruck zum Vorschein. Faustinens Augen faßten ihren Gegenstand fest an, wie mit einer sichern Hand; sie forschten nicht, sie fragten kaum, sie wußten; sie verhehlten und überschleierten auch nichts, sie waren wolkenlos und vertrauenerweckend, wie der Himmel; unbekümmert, als gäbe es nichts Häßliches auf der Welt zu sehen, und rein, als wären sie nie der Gemeinheit begegnet. Die Augen eines Engels! dachte Mengen. Um ihren Mund gaukelten Muthwille, Schalkheit, Stolz, Bewußtsein der Ueberlegenheit, Spott. Und der Mund eines Menschen! fügte er hinzu. Aber das warme Colorit, das bewegliche Mienenspiel, die weichen Umrisse verschmolzen den Engel und den Menschen zu einem äußerst lieblichen Weibe. Und gerade diese Mischung ist so anziehend! Das allgemein Menschliche macht, daß solch Gesicht uns gleich ganz vertraut anblickt und uns gewinnt, indem es uns glauben macht, wir hätten einen lieben Freund, der so aussieht. Und wenn wir es genauer beobachten, so wird es durch das Charakteristische dermaßen individualisirt, daß wir nach zehn Minuten die Ueberzeugung gewinnen, es sei lediglich für diese Person geschaffen, vielleicht gar, sie selbst habe es sich geschaffen — was im Grunde jeder Mensch thut, der zum Bewußtsein gekommen. Die Richtung der Seele drückt dem Körper ihren Stempel auf.

Lady Geraldin hatte das Spiel gewonnen; Mario stand auf; da sagte sie gleichmüthig:

„Sie haben mich absichtlich gewinnen lassen; das mag ich nicht. Noch eine Partie!“

Mit freundlichem Grimm gehorchte er, und beschloß, so gut zu spielen, daß sie in fünf Minuten matt sein sollte. Allein sie war ihm gewachsen: es ging nicht so rasch. Am runden Tische wurde lebhaft geredet.

„So heirathet der junge, reiche, gescheute Mann, der eine der ersten Partien in Europa hätte machen können, diese intriguante Person, die wenigstens zehn Jahre älter ist, als er“ — beschloß Jemand eine Tagesgeschichte.

„Desto früher wird er ihrer überdrüssig werden.“

„Und auf ein zärtliches Glück ist es wol nicht von ihrer Seite abgesehen! sie will einen glänzenden Namen, Vermögen, welches selbst im Fall einer Scheidung ihr ausgemacht ist....“ —

„Bravo! im Ehecontract die Scheidung zu bedenken — das gefällt mir! das ist eine Vorsicht im grandiosen Styl.“

„Ich nenne das gemein“ — sprach Faustine ruhig.

„Eltern können aber wirklich kaum mehr ohne jede mögliche hypothekarische Sicherheit ihre Töchter einem Manne anvertrauen. Nach zwei drei Jahren ist die Sache zu Ende, wie ein Schauspiel, und die ganze Zukunft eines Mädchens zerstört.“

„Ich weiß wol!“ entgegnete sie; „aber ich finde es entadelnd für ein Mädchen, wie ein Ballen Waaren assekurirt, hin und her spedirt zu werden. Kaufmännisch gemein, gehört diese Institution ganz einer Zeit an, die gleich der Schlange, nach der Edda, an den Wurzeln des Baumes nagt, der den Himmel und die Götter trägt. Das Gefühl wird an der Wurzel untergraben. Ein Mädchen soll die Zuversicht

haben, daß weder Himmel noch Hölle sie von ihrem künftigen Gatten trennen können. Hat sie die nicht, so heirathe sie ihn nicht."

„Aber sie hatte sie oft, und verliert sie nur später."

„Ich meine blos, daß ich einen Kaufmann nicht achte, der auf seinen Bankerott speculirt, um reicher zu werden, als er vor demselben war."

„Vertheidigen Sie denn gar nicht Ihre arme Cousine?" wurde ein junger Mann gefragt.

„Nach zehn Jahren werd' ich es thun! so lange Zeit brauche ich, um die Wendung der Dinge zu beobachten! in zehn Jahren müssen sie sich auf eine oder die andere Seite geneigt haben, und dann kann man etwas Anderes vorbringen, als Muthmaßungen und Voraussetzungen."

„Ich finde auch wirklich die Zumuthung etwas stark," sagte Faustine lachend, „daß wir alle Dummheiten und Thorheiten unserer Verwandten vertreten und vertheidigen sollen. Ich danke Gott, wenn es mir bei meinen eigenen gelingt."

„Wie können Sie Sich Selbst so verleumden!" rief Feldern.

„Keine Verleumdung!" antwortete sie; „aber das Wort Dummheiten ist Ihnen zu kräftig, nicht wahr? also will ich lieber sprechen: meine allerliebsten kleinen Thorheiten machen mir so viel zu schaffen, daß ich nicht Zeit habe, die anderer Menschen wahrzunehmen. Allerliebste kleine Thorheiten, bester Feldern, können Sie nun doch einmal Ihrem Schützling, dem Menschengeschlechte, nicht wegleugnen, so viel Mühe sich auch ihr gutes Herz deshalb giebt."

„Es ist wirklich wahr, der Herzog von *** hat auf einem Maskenball in Pilgertracht dem Herrn *** ein bairisches

Adelsdiplom überreicht — selbst überreicht, **en masque**! ist das nicht himmlisch?" sagte einer der Herren.

„Ein Scandal ist es! eine Entwürdigung! — Nicht himmlisch, sondern himmelschreiend! — Eine verbesserte Auflage von der altmodischen Form: besser Ritter als Knecht!" — rief man durcheinander.

„Warum denken die Fürsten nicht Belohnungen aus, welche auf ihre Kosten gehen?"

„Weil es ihnen bequemer ist, auf die unsern zu geben."

„Und weil der Belohnte so sehr viel lieber „von" vor seinen Namen schreibt, als Ritter des und des Ordens neunundneunzigster Classe" — hinter denselben — der Kürze wegen!"

„Der Adel sollte beim Bundestage einkommen gegen diesen Mißbrauch."

„Den die Fürsten treiben! wir sind keine Reichsritterschaft mehr und müssen uns Alles gefallen lassen, vom Plebs des Volks und der Fürsten."

„Und dann," sagte Faustine, „klingt Herr von Fischer von Schmerlenbach und Herr von Schwarz von Mohrenland so durch und durch plebejisch, daß es keiner Seele einfallen wird, sie in einer alten Chronik oder einem Turnierbuch zu suchen; und das ist ja der alleinige Spaß, den wir noch von unsern Namen haben."

„Ich verlange keinen Spaß von meinem Namen, gnädigste Gräfin, sondern Ehre."

„Das weiß ich, Graf Kirchberg," antwortete sie freundlich; „weil Letzteres lediglich von unsrer Persönlichkeit abhängt, so hat es ja gar keinen Einfluß auf Sie, ob der Herr Peter — Baron von Petershausen wird. Dalberg und Ber-

lichingen klingen doch anders, nicht blos für unser Ohr, auch für das unserer Gegner und Rivale, und das eben, daß etwas Unfaßbares darin liegt, etwas Idealisches, tönender als der Geldbeutel, gewichtiger als Berge von Akten, zauberhafter als die schwarze Kunst der Industrie — das ist mein Gaudium! Ich bitte um Verzeihung wegen dieses Studentenausdrucks, aber ich bleibe beim Gaudium! — Die Leute zucken die Achsel über den leeren Schall des Wortes: er ist von Adel; sie machen sich lustig über den Adel, sie suchen bald ihn mit Füßen zu treten, bald ihn zu überflügeln, sie coudoyiren ihn — hier mit der sterilen Aufgeblasenheit des Reichthums, dort mit dem würdigen Bewußtsein des Verdienstes, und wenn ihnen die Möglichkeit eröfnet wird, in die Reihen der gehöhnten Kaste einzutreten, so wischen sie den plebejen Schweiß von der Stirn, holen Athem, lassen sich nieder, kurz, sie zeigen, daß sie am Ziel sind. Meine lieben Freunde, ist denn das kein Gaudium für uns?"

„Man kann sich freilich über Alles lustig machen," sagte Kirchberg, „aber die Sache hat doch auch ihre sehr traurige Seite. Freilich lassen diese Leute, eingedrängt und eingeschoben — gleichviel! sich zwischen uns nieder, und dafür drängen sie uns, wie der Kuckuck den Hänfling, aus dem Neste. Sie bekommen den Grundbesitz in die Hände. Viehhändler, Fabrikanten, Banquiers kaufen uraltadelige Herrschaften. Der Erdboden wird unterminirt für die Aristokratie; sie steht nur noch auf einer dünnen Erdschicht — überall! sogar in Oesterreich, wo der Banquier Sina jährlich für mehre Millionen ungarische Besitzungen kauft, und wo überhaupt die ganze Finanz mit unbeschreiblich bitterm Haß dem Bestehen der Aristokratie zusieht. Sie können ihr ihren frivolen Uebermuth

nicht vergeben! als ob ein schwerfälliger besser wäre! Wenn diese Leute oben sein werden, so werden sie mit Fäusten schlagen, wo wir mit dem Schwert."

„O der Uebermuth, der uns immer zum Mißbrauch der herrlichsten Gaben und Kräfte verlockt," rief Faustine, „ist für Völker und Individuen das, was ich die Erbsünde nenne."

„Ach wie gut," sagte eine Dame, „daß ich endlich einmal eine verständliche Erklärung von der Erbsünde bekomme! Bitte, gute Gräfin, können Sie mir nicht eben so kurz und faßlich erklären, was Sie unter der Sünde gegen den heiligen Geist verstehen?"

„Die Dummheit," — sagte Faustine.

„Oh!" rief die Dame bestürzt.

„Ja, die Dummheit, die sich gegen die bessere Erkenntniß sträubt."

„Weil ihr die Einsicht fehlt."

„Nein, weil es nicht in ihren Kram paßt. Die dümmsten Leute sind pfiffig und schlau, wenn es ihren Vortheil gilt, und nur dumm, wenn ihnen die Sache gleichgültig, aber stockdumm, wenn sie zu ihrem Nachtheil ist. Was der Mensch nur ernstlich verstehen will, das versteht er auch."

Nach diesen Worten wickelte Faustine sich in ihre Mantille und glitt aus dem Salon. Als Mario endlich mit einem erlösungsfrohen: „Matt!" die Augen aufschlug, war sie verschwunden. Er that innerlich das Gelübde, in drei Monaten kein Schachbrett anzusehen — so ärgerlich war er. Lady Geraldins Versicherung: sie habe sich gut unterhalten — was eine große Auszeichnung für ihn sein sollte — dünkte ihn gar kein Ersatz. Er hatte zwar kein Wort von dem verstanden, was Faustine gesagt, allein es schien ihm, als habe ihr

allerliebster Mund das Brevet empfangen, nichts Alltägliches vorzubringen. Er war im höchsten Grade verstimmt.

Faustine schrieb an Andlau:

„Anastas, mein Viellieber, komm bald zurück, ich beschwöre „Dich. Zehn Tage sind es erst, seit Du gegangen, aber jeder „Minute in diesen zehn Tagen hab' ich ihre Länge angefühlt, „habe empfunden, daß sie sechszig Secunden hat. Du wirst „mir Vorwürfe darüber machen, wirst mir sagen, ich sei nicht „einfältig genug, um mir selbst einen solchen Dämmerungs„zustand zu erlauben, und dies und das! aber wie soll ich „ihn denn vermeiden? Bin ich allein, so denk' ich: Allons, „meine Hände und Gedanken, tummelt euch, zerstreut mich. „Bin ich unter Menschen, so mögte ich ihnen dasselbe zurufen. „Aber eine Zerstreuung auf Commando ist ein Handwerk, „welches nur in der untergeordneten Sphäre unserer Thätig„keit getrieben wird. Rede ich, so thut es mir leid, daß Du „mir nicht zuhörst; schweige ich, so thut es mir leid, daß „meine Gedanken so in der Stille umkommen. Es ist ein „Nichtgenügen in dieser Existenz, welches mich aufreibt, weil „doch immer der brennende Wunsch da ist, es auszufüllen. „Menschen, welche große Heilige geworden sind, müssen durch„aus auf diesem Punkt gestanden haben, als sie sprachen: „Ich will mich aufmachen und zum Vater gehen! — Aber es „gehört ein gewaltiges Genie dazu, um ein Heiliger zu wer„den; ich meine, ein gewaltiges, beflügeltes, weltüberwinden„des, Glück und Schmerz geringachtendes Herz; und was ich „von diesen Eigenschaften besitze, reicht nur gerade aus, mich „an das Deine zu legen. — Du wirst sagen: ich sei im ver„gangenen Sommer und auch früher schon auf einige Wo„chen von Dir getrennt gewesen, und hätte mich darein

„geschickt. Ja, Herz! im Sommer da ist es ganz anders, „weil die Natur mir zugänglich ist. Die Sonne ist mein „Plafond, der Himmel repräsentirt meine vier Wände, da „giebt's Freiheit und Schönheit, Lust und Leben. Jezt bin „ich eingemauert wie eine verbrecherische Nonne, bedrückt, ge„ängstigt. Der Sturm heult, es regnet und schneit durchein„ander, die Wolken wissen nicht, wohin sie sollen, die Paar „armen dürren Blätter, welche noch am Baum festhielten und „welche jeder Windstoß abwirbelt, wissen nicht, was mit ihnen „geschehen wird, und flattern gepeinigt umher, die Bäume „ringen in Verzweiflung ihre Aeste, wie dürre abgemagerte „Hände, und es geht ein Aechzen und Heulen und Wimmern „durch die Natur. Wie sollte ich diese Desolation nicht em„pfinden! ich fürchte mich — und es kann mir doch Niemand „ein Leid thun! mich friert — und es ist doch ganz warm „und behaglich in meinem Zimmerlein! Furchtsam und zit„ternd mögt' ich mich verbergen und erwärmen an Deiner „Brust, mein Freund! mein Engel! — Wenn nur kein Un„glück einbricht! auf diese unbestimmte Angst sollte ich gar „nichts geben, weil sie mich immer fern von Dir überfällt; „aber doch sehe ich mich um in der Welt nach der Wolke, die „über meinem Haupte hängt, und wage nicht einen Schritt „vorwärts zu thun, aus Besorgniß vor einem verborgenen „Abgrund. — — — So weit schrieb ich gestern Abend. Weil „lauter Gespenster um mich tanzten, mogte ich nicht unter „ihrem Einfluß den Brief beenden; ich ging schlafen, und „heute, wo die Sonne am Himmel steht, hab' ich meine Ban„gigkeit ziemlich verloren. Beachte sie nicht, d. h. halte mir „keine Strafpredigt deshalb. Ich weiß selbst, wie wenig es „sich für einen verständigen Menschen schickt, gleich einer

„Wetterfahne abhängig von Wind und Wetter zu sein. Aber „bedenke die geringen Anlagen, welche ich zu einem verständigen Menschen habe, und Du wirst Nachsicht üben — gelt? „— Ueberdas bin ich selbst meiner Gespensterscheu müde, — „ich will arbeiten! das bannet böse Geister. Und wer kann „mir denn etwas anhaben? Draußen scheint die Sonne, frei„lich nur ein mattes, schwächliches Novembersönnchen, weil „die Erde an ihrem Gängelband so weit abgelaufen ist, als „sie nur kann; aber drinnen wohnt die Liebe, und gar nicht „novemberlich, glaube mir! Darum werde ich gut malen! „Der Genius der Kunst hat einen so starken Flügelschlag, daß „er meine Atmosphäre mit dem reinsten, feinsten Aether er„füllt. A tout prendre, Anastas, bin ich doch eins der „glücklichsten Geschöpfe auf der wunderschönen Gotteswelt. „Das muß Dich unaussprechlich glücklich machen; denn was „ich vom Glück weiß, weiß ich durch Dich. Gott mit Dir, „wie ich es bin!“

Sie führte ihren Vorsatz aus und widmete sich mit dem regsten Eifer der Malerei. Sie malte den ganzen Tag; sie speis'te in später Stunde, um keine Zeit zu verlieren. Dann, um etwas frische Luft zu athmen, fuhr sie spazieren, weil sie im Finstern nicht gehen konnte. Endlich beschloß sie ihren Tag damit, daß sie die Abendstunden mit ernster Lectüre von geschichtlichen Werken hinbrachte. Für die Gesellschaft war sie unsichtbar. Frau von Eilau, Feldern, Graf Kirchberg besuchten sie zuweilen am Abend. Letzterer fragte einmal:

„Wie lange denken Sie dies einsiedlerische Leben fortzuführen, Gräfin?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „aber es ist mir so angenehm, daß ich es gern immer führte. Man muß nur den Kopf sehr

voll und die Phantasie sehr beschäftigt haben, um es zu ertragen und Vergnügen daran zu finden. Ich vermisse nichts, denn meine guten Freunde suchen mich auf."

„Aber wir vermissen Sie in größeren Cirkeln."

„In Gottes Namen!" sagte Faustine lachend.

„Sie glauben es nicht?" rief er eifrig.

„Ja, ja! ich glaube es sehr gern! die Leute unterhalten sich gut mit mir, weil ich immer sage, was ich denke, immer von innen heraus rede, und das ist ihnen neu. Aber was habe ich davon, für gleichgültige Menschen eine Amusements-Maschine zu sein?"

„Allgemeines Interesse zu wecken und zu gewähren, ist ein Vorzug, um den Tausende Sie beneiden würden, und den Sie nicht so spöttisch wegwerfen sollten. Jeder reichbegabte Mensch hat eben durch seine Gaben die Verpflichtung übernommen, sie im weitmöglichsten Kreise wirksam werden zu lassen. Thut er es nicht, speichert er seine Schätze auf, sei es des Goldes, sei es der Wesenheit...." —

„So ist er ein Geiziger!" unterbrach Faustine. „Ach, guter Graf, der Vorwurf trift mich nicht. Giebt es ein Geschöpf, das immer und ewig zu geben bereit ist, so bin ich es — nur nicht für alle Welt! Und wenn ich es bedenke — ja selbst für alle Welt! ich lüge nicht, ich heuchle nicht, ich verstecke nicht meine Herzempfindung, ich gebe immer Wahrheit — wer thut mir ein Gleiches?"

„Aber Sie weisen doch zuweilen Menschen von Sich ab."

„Wenn ich fühle, daß wir nicht zusammenpassen."

„Nein, von Hause aus."

„Ich bitte um ein Beispiel."

„Nun, als Feldern Sie vorgestern gebeten hat, Ihnen seinen Freund Graf Mengen vorstellen zu dürfen, haben Sie es ganz verdrießlich abgelehnt.“

„Verdrießlich? o das ist ein Feldernscher Einfall! er ist ein wenig empfindlich, der gute Feldern, und wenn ich nicht gleich auf der Stelle mit ofnen Armen seinem Freund entgegeneile, so spricht er: ich sei verdrießlich. Ich habe ihn nur gebeten, noch ein wenig zu warten. Wenn ich in besserer geselliger Laune sein werde, will ich Graf Mengen herzlich gern empfangen.“

„Ist es Ihnen nicht sehr auffallend, daß der sonst allerdings höchst empfindliche Feldern das Verhältniß zu Fräulein Stein erträgt?“

„Wie so? was ist vorgefallen?“

„O gar nichts! sie zeigt nur eine äußerst geringe Sehnsucht, seine Frau zu werden.“

„Es schickt sich nicht anders.“

„A la bonne heure! aber sie zeigt dezidirt das Gegentheil!“

„Herr des Himmels!“ rief Faustine, „er wird sie alsdann doch nicht heirathen?“

Kirchberg zuckte die Achseln. Sie fuhr fort:

„Lieber Graf, gehen Sie auf der Stelle zu Feldern und bitten Sie ihn, zu mir zu kommen.“

„Wollen Sie ihm verbieten, sie zu heirathen? können Sie es? — Sonst aber.... was haben Sie ihm über diesen Punkt zu sagen?“

„Nichts, als ihn zu beschwören, sie nicht zu heirathen.“

„Das ist mißlich, theure Gräfin. Vielleicht wird er es von selbst nicht thun, denn die Hochzeit ist ins Ungewisse

verschoben, bis zur gänzlichen Herstellung von Fräulein Stein; und ich glaube — die erfolgt nie. Was wollen Sie Sich in unbehagliche Verhältnisse mischen, da beide Personen Ihrem Herzen nicht nah genug stehen, um Ihnen über das Verdrießliche einer solchen Einmischung hinweg zu helfen — für die man ohnehin selten Dank findet?"

„O ihr Weltmenschen!" rief Faustine. „Oberflächliches Herumtreiben in der Gesellschaft begehrt Ihr von mir! schwatzen und tanzen, witzeln und kokettiren soll ich! Wenn ich sage: das langweilt mich — so antwortet Ihr ganz ernsthaft: Es ist Pflicht, mit den Nebenmenschen umzugehen! Und wenn ich es dann auf meine Weise thun will, so heißt es: Halt! halt! nur nicht mit der Thür ins Haus gefallen! nur nicht gleich treuherzig die Hand geschüttelt! nur kein ehrliches, wolmeinendes Wort gesprochen! nur immer geflittert und geflattert — das ist ganz genug! — O Kirchberg, ich mag Euch Menschen nicht leiden."

„Ich verdenke es Ihnen nicht, holde Gräfin, ich mag sie auch nicht leiden, und eben darum ist es eine solche Erquickung, einem Wesen wie Ihnen zu begegnen, daß Sie vor Keinem Ihr Dasein verhüllen sollten."

„Sie sind en train mir Liebenswürdigkeiten auszukramen," sagte Faustine lachend; „ich kann sie nur leider gar nicht brauchen. Ein Paar Notizen über Feldern wären mir lieber."

„Die kann ich leider nicht geben!" antwortete Kirchberg in demselben Ton, und ging.

Schon zwei Monat waren vergangen; Andlau kam nicht wieder. Die Geschäfte seiner verstorbenen Mutter waren in großer Unordnung. Seine Brüder hatten lebhafte Neigung ihren Nachlaß zu theilen, gar keine — ihn zu entwirren. Er

stand mit seiner grandiosen Uneigennützigkeit so frei zwischen ihnen beiden, daß sie gleiches Vertrauen zu ihm hegten und ihn beschworen, das Ganze in seine Hand zu nehmen, um es zu schlichten. „Das Gut meiner verstorbenen Mutter muß erst „verkauft werden — schrieb er an Faustine — das mag sich „bis zum Frühling hinziehen: so lange müssen wir Geduld „haben, meine Ini! dann bin ich frei, und doppelt meiner „Freiheit froh, weil ich sie durch ein Opfer mir erkauft habe. „Meine Geschäfte sind langweiliger Art! ich muß hier und „dorthin fahren, muß mit diesen und jenen Leuten unterhan= „deln — nun, das ist nichts für Dich! Dir soll ich von andern „Dingen erzählen! Süße und Liebe, wer kann auch anders, „als von süßen und lieblichen Dingen zu Dir sprechen? wer „kann anders, als zu Deinen Füßen niedersinken und Dich „anbeten, nicht weil Du schön, nicht weil Du anmuthig bist, „nicht weil Du diesen oder jenen Vorzug hast, sondern nur „weil es eine Wonne ist, ein Geschöpf anzubeten, das, wie „von silbernen Flügeln getragen, über die staubige Erde hin= „geht. Der Gedanke an Dich ruhet mich aus, wenn ich müde „bin von dem künstlichen Treiben der Menschen; erfrischt mich, „wenn mir die Seele welk wird von ihrem Lügenhauch; er= „hebt mich, wenn Zweifel an Treue und Wahrheit mich be= „schleicht. Du bist für mich das Compendium der Schön= „heit. In Dir hab' ich Alles vereint, und ein Atom Deines „Wesens beseelt mir jede Erscheinung des Lebens. Die Frauen „haben größern Einfluß auf die Männer, als umgekehrt. „Sie sind so subtil, daß sie in das gesamte Lebensgeäder des „Mannes wie Balsam oder wie Gift eindringen. Obgleich „es ihrer Eitelkeit schmeichelt, wollen die Frauen doch nichts „von diesem immensen Einfluß wissen, weil sie sich vor der

„Verantwortung fürchten, welche er nach sich zieht. Aber er „ist unleugbar. Hier stirbt ein Mensch, weil ihm seine Liebste „untreu gewesen ist, ein gemeiner Mensch — hör' an die „Geschichte: Es war ein wunderhübsches Bauermädchen auf „dem Gut meines jüngsten Bruders, das einzige Kind ihrer „Eltern, der Stolz des Dorfes, Braut von einem jungen „Knecht, der nicht reich war, nicht hübsch, kurz keine andern „Vorzüge hatte, als den, daß er sie und sie ihn liebte. Ein „reicher Bauersohn aus der Nachbarschaft, so wie ein Jäger „meines Bruders, hatten um das Mädchen geworben und „waren spöttisch abgewiesen worden; sie hatte ihren Schatz! „Diesen Herbst sollte die Hochzeit sein. Ehe es so weit kam, „schien wol eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, „aber wie das gewöhnlich geht: das fiel Allen erst ein, nach= „dem die Sache sich aufgelös't hatte. Drei Tage vor der „Hochzeit geht sie mit ihrem Bräutigam zum Jahrmarkt in „die Stadt. Da tritt bei einer Bude ein junger Soldat, „etwas betrunken, zu ihr heran, und sagt ein Paar Worte, „die das Mädchen und ihren Bräutigam zittern und erbleichen „machen. Letzterer ruft dem Soldaten zu: „Du lügst!" und „er erwidert lachend: „Es steht ja der Verena auf die Stirn „geschrieben." Da, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, „ohne ein Wort zu sprechen, nimmt der Knecht das Messer, „welches er eben gekauft, und stößt es dem Mädchen bis ans „Heft in den Busen. Sie starb binnen vier und zwanzig „Stunden, unaufhörlich wiederholend, daß ihr Liebster ganz „recht daran gethan, sie zu tödten, denn sie sei ihm falsch ge= „wesen und habe auch keinen ruhigen Tag mehr gehabt, seit „sie sich mit dem Soldaten zu weit eingelassen. Der Soldat, „schnell ernüchtert, beschwor die Aerzte, das Mädchen zu

„retten, und betheuerte immer bei Seele und Seligkeit, er habe „nur in trunkenem Muthe gesprochen, er wisse nichts von dem „Mädchen. Der unglückliche Mörder, in Kerker und Banden, „sagte nichts als: „Ich will sterben, denn das Verenli ist „falsch gewesen und die Welt taugt nichts.“ Weiß der Him- „mel, welch Urtheil man ihm sprechen wird. Ist das nicht „eine hübsche Geschichte? Du meinst, nur in höhern Ständen, „unzerstreut durch Arbeiten und geringe Bedürftigkeiten der „Existenz, könne sich die Liebe bis zur intensesten Leidenschaft „ausbilden, und nichts halte ihr besser das Gleichgewicht, als „wenn man sich um das tägliche Brot bemühen müsse. Hier „hast Du einen Beweis vom Gegentheil. Vielleicht ist's eine „Ausnahme; wie ich denn überhaupt eine gewaltige, dauernde „Liebe zu den Ausnahmen rechne, beim Volk und bei den „Vornehmen. Jene kommen nicht dazu, weil ihre Seelen- „kräfte unentwickelt bleiben beim sterilen Handwerk; diese, weil „das hohle, entnervende Treiben der Gesellschaft auf sie wirkt, „wie Regenschauer auf Vogelflügel: sie verlieren ihre frische „Elastizität. Und selbst wenn bei allen Classen die Energie „sich vollkommen entfaltet hätte, so würde man deshalb kaum „häufiger die Liebe finden, denn sie ist wie das Genie etwas, „das man empfängt, nicht erstrebt; und man könnte sie in „ihrer Unwillkürlichkeit capriciös nennen, wenn man sie nicht „lieber göttlich nennen mag. Lebe wol, Du — meine Göttin „mag ich nicht sagen: sie steht kläglich außer dem Bereich des „Lebens, als habe sie Schiffbruch gelitten! Mein Engel — „ist so abgebraucht wie die Rosenwangen und Lilienhände der „Dichter, welche nach gerade ganz welk sein müssen! Was „bleibt da übrig als: meine Ini, lebe wol.“

Als Faustine diesen Brief empfing, war sie fertig mit

ihren Gemälden, fertig mit ihren Büchern, fertig mit Phantasie, Beschäftigung und Geduld. Sie hielt es für eine Unmöglichkeit, wenigstens drei Monat noch diese Lebensweise fortzuführen, denn nicht ihr Körper allein, auch ihr Geist ward abgemattet durch die wechsellose, spannende, schaffende Richtung ihrer Gedanken. Wenn mir der Himmel doch irgend etwas recht Schönes bescheeren wollte, dachte sie, so eine ächte Weihnachtsfreude, ich könnte sie brauchen.

Es war ganz dunkel in ihrem Zimmer, sie lag auf dem Sopha von wachen Träumen so umschwirrt, daß sie fast dem Einschlafen nahe war, denn sie hatte angestrengt gemalt, um keine unvollendete Arbeit ins nahende neue Jahr hinüber zu nehmen. Sie hörte die äußere Thür des Vorzimmers aufgehen, hörte darin flüstern und leise auftreten; aber sie mogte nicht klingeln und fragen, was es da gebe. Plötzlich fiel ihr ein, Andlau könne sie mit seinem Besuch überraschen wollen, und sie sprang auf. Doch eben so schnell nahm sie ihre vorige Stellung wieder ein, der Scherz sollte ihm ganz gelingen, sie wollte ihn erst erkennen, wenn er vor ihr stand. Sie blieb unbeweglich; nur ihr Herz schlug athemraubend in jubelnder Erwartung. Die Thür ging auf. Kaum aber war eine Männergestalt eingetreten, von der Faustine nicht einmal die äußern Umrisse erkennen konnte, so wußte sie auch, daß dies nicht Andlau war. Sie richtete sich auf, schellte, und fragte zu gleicher Zeit mit eiskaltem Tone:

„Wer ist so gütig, mir diesen seltsamen Besuch zu machen?“

„Ich! nehmen Sie es nicht übel“ — war die Antwort.

„Clemens Walldorf? willkommen tausendmal! — Aber, Bester, man läßt sich melden bei einer Dame.“

„Ich fragte Ihre Kammerfrau, ob Sie zu Hause, allein, und wol wären....“ —

„Da wußten Sie freilich Bescheid, aber ich nicht! — Und was wollen Sie denn nun eigentlich hier in Dresden?“

Es war eine Lampe hereingebracht und vor ihr auf den Tisch gestellt; sie war zufällig wundervoll beleuchtet. Glänzende Lichtstreifen fielen auf ihr schwarzes Atlaskleid und verriethen ihre liebliche Gestalt. Der weiche Nacken, die zarten Hände tauchten aus den dunkeln Falten auf, und die Farben, welche dem Anzug fehlten, lagen alle auf ihrem holden Antlitz. Clemens war bewundernd in ihren Anblick versunken, und vergaß zu antworten.

„Bitte, geben Sie mir meinen Arbeitskorb von jenem Tische,“ sagte Faustine; „ich finde es zwar nicht sehr verbindlich, Tapisserie neben der Unterhaltung zu machen, aber Sie scheinen kein Freund der Conversation zu sein und deshalb auch wol kein Feind der Tapisserie.“

Clemens ermannte sich, holte den Korb; statt ihn aber ihr zu geben, behielt er ihn und sagte:

„Sie frugen, was ich hier wolle? nun, zum Beispiel den Inhalt dieses Körbchens besehen. Darf ich?“

„Bürden Sie Sich doch nicht muthwillig die Plage des Besehens auf, hier, wo wirklich Augen und Seele zum Genuß mannigfacher Schönheit aufgespart werden sollten.“

Clemens untersuchte genau die kleinen Arbeitsgeräthschaften des Körbchens: „Fingerhut und Scheere von Kokosnuß? das ist sauber gemacht und dauerhaft nebenbei, zu dauerhaft für eine vorübergehende Mode. Ein Flacon von Hyalith, ein Bleistift in Schildkröt: Etui mit Silber eingelegt — niedlich! Aber welche abscheulich plumpe Nadelbüchse von Porzellan!“

„Abscheulich? Unglücklicher! sie ist anbetungswürdig, denn sie ist **rococo.**“

„Ein Erbstück Ihrer Urgroßmutter vielleicht, und respectabel als solches....“ —

„Nichts von respectabel! das ist ein unmodisches Wort, und **rococo** ist modisch **par excellence.**“

„Wie Sie befehlen! wenn es nur nicht schön sein soll. Dies Täschchen von russischem Leder mit Ihren Visitenbillets gefällt mir besser. Ah! ein Brief. (Es war Andlaus letzter Brief.) Es muß angenehm sein, Ihnen schreiben zu dürfen.“

„Viel angenehmer, mit mir zu plaudern.“

„Sind Sie mit mir zufrieden, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe?“

„Ich bin ganz damit zufrieden. — Jezt legen Sie die Sächelchen wieder hübsch ordentlich in den Korb. So. Das grüne Gewölbe wäre exploitirt!“ Sie lachte so munter, daß Clemens auch ganz heiter ward. Er rief:

„Dresden gefällt mir herrlich. Morgen besehe ich die Bildergallerie — die Ihre.“

Felderns Eintritt störte seine Heiterkeit, und noch mehr störte es ihn, daß Faustine sagte:

„Meine anachoretische Laune ist vorüber! ich werde viel ausgehen und mich sehr freuen, wenn man mich häufig besucht. Graf Mengen, mein bester Feldern, soll mir sehr willkommen sein. Ich schmachte förmlich nach Gesellschaft, nach Mittheilung, nach Anregung.“

„Und warum haben Sie es zu diesem Punkt kommen lassen, gnädige Gräfin?“

„Künstlerlaune, lieber Feldern! ich bin zwar nur eine armselige kleine Dilettantin, aber ich habe große Anlagen zu

einer ächten Künstlerin, nämlich immense Launen. Ich treibe Alles by Fits and starts.

„Dadurch wird die tiefe Einheit Ihres Innern doppelt interessant.“

„Alle Welt sagt, ich sei interessant! ich wüßte gern, was sich alle Welt unter diesem Worte denkt — und ob überhaupt etwas.“

„Ein Gemisch von Eigenschaften, die sich scheinbar widersprechen: tiefer Ernst und Kindesheiterkeit, z. B. eine sanfte Seele und ein starkes, muthiges Herz, Laune und Gemüthlichkeit, männliche Entschiedenheit und jungfräuliche Grazie.—“

„Habe ich denn das Alles?“ fragte Faustine verwundert.

„Nein, weit mehr,“ sagte Clemens trocken.

Feldern, sah ihn überrascht an, er glaubte bereits den höchsten Grad der Bewunderung an den Tag gelegt zu haben. Faustine sagte:

„Lieber Feldern, ich empfehle Ihnen diesen meinen jungen Freund hier, Herr von Walldorf, Bruder meines Schwagers, der hergekommen ist, um recht gründlich Dresden kennen zu lernen.“

„Ganz und gar nicht,“ sagte Clemens, wieder sehr trocken.

„So geben Sie Selbst Ihre Gründe an,“ entgegnete Faustine.

„Ich bin gekommen, um Sie zu sehen, und nun da diese Absicht erreicht ist —“

„Fahren Sie nach Oberwalldorf zurück?“ rief sie lachend.

„Will ich schlafen gehen.“

„Um morgen in besserer Stimmung wiederzukommen — hoff' ich.“

Feldern sah dem Abgehenden nach und sagte:

„Der junge Mann scheint keine besonders gute Erziehung genossen zu haben.“

„Keine gute, das ist wahr! aber zum Glück auch keine schlechte, sondern gar keine. Daher fehlt ihm Manches, aber verdorben ist nichts. Nehmen Sie Sich freundlich seiner an.“

„Sobald Sie ein Gleiches für meinen Freund Mengen thun.“

„O der hat es nicht nöthig, ist seit sechs Monaten hier, hat festen Fuß gefaßt in der Gesellschaft und überall —“

„Wenn Sie wüßten, wie er ihre Bekanntschaft wünscht!“

„Sonderbar! was weiß er denn von mir?“

„Er hat Sie zweimal gesehen, in der Ferne zwar nur —“

„Ach,“ rief Faustine, „er hat mich gesehen! Ja, dann begreif' ich.“ — Feldern lächelte. „Warum lächeln Sie?“ fuhr sie fort; „muß ich Ihnen denn auseinandersetzen, was doch sehr einfach, daß der frische, unvorbereitete Eindruck einer Persönlichkeit genügend ist, um uns ihre Bekanntschaft wünschen oder meiden zu lassen. Dann haben wir keine Vorurtheile für oder gegen, und die unbefangene Seele weiß, was sie brauchen kann und was nicht. — Es ist wirklich ein Jammer, daß man gar nicht mehr unbefangen sprechen darf! Alles wird uns als Eitelkeit gedeutet.“

„Wenn die Deutung Sie nicht trift, so werden Sie mir deshalb nicht zürnen.“

„Nein! nur bedauern, daß Sie Sich Selbst um das Vergnügen bringen, an die Unbefangenheit zu glauben.“

„O Gräfin, man muß sehr jung, sehr unerfahren, oder sehr verliebt sein, um das zu glauben — nicht den Frauen gegenüber: das ist unmöglich! Nur einer einzigen Frau ge=

genüber! Es liegt ein Abgrund von Lügenhaftigkeit in ihnen!"

Faustine entsetzte sich fast, den sonst so gemessenen, vorsichtigen Feldern so heftig sich äußern zu hören. Welche Erfahrung, welche Kränkung mußte ihn getroffen haben, um einen so ungewöhnlichen Ausbruch zu veranlassen! — Ehe sie noch eine Erwiderung gefunden, wendete aber Feldern das Gespräch, indem er sagte: „Also morgen darf ich Mengen herführen, und Sie entschuldigen, daß es früh geschehen wird, denn ich muß hinausreiten, und die Geschäfte wälzen sich erdrückend auf mich."

Er ging bald. Was sind das alles für confuse Zustände! dachte Faustine; darf man sich gar nicht mit den Menschen einlassen, ohne im Sturm umgewirbelt zu werden, wie jene Verdammten in Dantes Hölle? Darf man Keinem die Hand reichen, ohne befleckt oder verwundet zu werden? Und warum stehe ich denn so friedlich-glücklich zwischen all dem Wirrsal? O mein Anastas! —

„Endlich!" sagte Mario, als er am nächsten Tage vor Faustinen stand.

„Grade zu rechter Zeit!" sagte Faustine. Beider Blicke begegneten sich und sanken in einander wie zwei gefaltete Hände. Er fühlte, daß die ungekannte Königin seiner Seele ihm nahe war. Er sprach ungewöhnlich wenig; er ließ Feldern reden, und Kirchberg, den er schon vorfand, und Clemens, der später kam, und sie, die allein für ihn mit süßer Melodie und nicht mit Schellengeklingel redete. Und wenn sie es that, so sah er sie an mit einer Befriedigung, als habe er durch ein glückseliges Ohngefähr die Lösung eines seltsamen Problems gefunden. Clemens sah sie an mit gespannter

Unruhe, mit leidenschaftlicher Angst, ob ihr Auge länger, lieber auf einem andern Gegenstande ruhe; Mario — als wolle er seinen Blick zu einem Teppich machen, der ihr zartes, traumähnliches Wesen ungefährdet und unverletzt tragen dürfe. Heute, bei hellem Tageslicht und in der Nähe, kam sie ihm nicht so blendend vor wie im Salon von Frau von Eilau, nicht so majestätisch wie auf der Terrasse; das eigene Zimmer gab ihr einen Anstrich von traulicher Häuslichkeit. Sie selbst und Alles um sie her war so friedlich, so bequem. Kein Fußtritt war auf dem starken Teppich zu hören; tiefdunkelrothe Vorhänge fielen lang über die Fenster herab, verhüllten die Aussicht auf Schnee und Reif, fingen den matten Stral der Wintersonne auf und gaben ihm eine glühendere Färbung. Die Thür nach einem zweiten Zimmer war geöfnet; auch dort dieselbe blaßgraue Tapete, derselbe Teppich, dieselben dunkelrothen Vorhänge. Diese gleichmäßige Farbentemperatur that dem Auge, und dadurch auch der Seele wol. Es war nur Alles so schnurgerade verschieden von dem, was man sonst zu erblicken pflegt! Ein Gemälde hing in dem ersten Zimmer, auch eins von denen, welche man nicht häufig sieht: es war eine sehr gelungene Copie vom Titianischen Christus mit dem Zinsgroschen, von der Dresdner Gallerie. Clemens fragte, ob sie es gemalt.

„Nein," sagte sie, „ich kann nicht copiren. Ich thue vorschnell stets etwas von dem Meinigen hinzu, und das wäre doch Jammerschade um dies himmlische Bild gewesen."

„Keins von allen auf der ganzen Gallerie hat mich so angezogen, wie dieses Bild," sagte Mario, „und überhaupt niemals hab' ich einen Christus gesehen, der mit seinem feinen, durchschmerzten, edlen, und so überaus geistreichen Gesicht,

mehr der Idee entsprochen hätte, mit welcher ich ihn verkörpere."

„Das freut mich!" rief Faustine; „es theilen gar Wenige meine Vorliebe. Im Allgemeinen finden die Christusbilder von Guido Reni, Carlo Dolce und Bellini mehr Beifall. Es kommt immer auf die Idee an, welche wir selbst davon mitbringen. Mir scheint, Himmel und Erde sind wol nie in einem so engen Raum, mit so geringen Mitteln, in so grandioser Simplizität zusammengestellt worden."

„Aber können Himmel und Erde sich je so nah kommen, wie in diesem Gemälde?" fragte Mengen.

„O sie sind es ja immer! immer!" rief Faustine lebhaft; „immer und ganz untrennbar! aber dennoch so weit geschieden wie Christus und der Pharisäer, wie Himmel und Erde bleiben, wenn sie auch in unserm Horizont sich vereinigen. Denn die Sinne vereinen nur, und die Seele trennt."

„Und vereint!"

„Aber einzig und allein das Gleichartige — und das nenne ich Liebe."

Leichenblässe legte sich bei diesen Worten über Felderns Züge. Er stand auf und ging. Faustine sah Kirchberg fragend an; der machte ein diplomatisch ablehnendes, lächelndes Gesicht, und sie erschrak wie Jemand, der zu viel gefragt hat. Mengen sah das und sagte ruhig:

„Die Partie geht wahrscheinlich zurück, weil die beiden Leute sich durchaus nicht conveniren. Mir war das auf den ersten Blick klar."

„Man sagt —" sprach Kirchberg.

„Das ist nicht wahr!" rief Faustine.

„Was denn, gnädige Gräfin?" fragte er befremdet.

„Ein: man sagt! ist von Hause aus nicht wahr," wiederholte sie.

„Wol möglich und ich will es wünschen! indessen sagt man doch, daß eine liaison de bas étage die Heirath unmöglich mache."

„Kirchberg!" sprach Faustine mit ganz leiser, gedämpfter Stimme und ihre Augen sprühten Funken; — sagen Sie von einer Frau, was Sie wollen! es wird schlecht von Ihnen sein, aber es thut nichts. Doch von einem Mädchen, einem schönen jungen Mädchen — wie wagen Ihre Lippen das! — Vor den Frauen habt ihr Männer keinen Respect mehr, et elles vous le rendent bien! aber vor den Mädchen habt doch um Gottes willen noch Achtung, denn aus deren Reihen wollt ihr ja eure künftigen Gattinnen, die Mütter eurer Kinder wählen! ich begreife wirklich nicht, daß ihr vor diesen Geschöpfen nicht das Knie beugt. Es rührt wol daher, daß kein Mann sich vorstellen kann, was es eigentlich ist: ein Mädchen. Er sieht immer das Unvollendete, das Unentwickelte darin; ich sehe das Unangetastete. Ach, ich wollte, alle Mädchen stürben in ihrem achtzehnten Jahr."

„Dieser Wunsch würde wol keinen Anklang bei den jungen Damen finden," entgegnete Kirchberg lachend.

„Ich meinte nicht die jungen Damen — die können meinetwegen leben, bis sie alte Damen werden," sagte Faustine, — „sondern die Mädchen."

„Ich finde da in der That keinen Unterschied."

„Keinen Unterschied!" rief Faustine, in höchster Verwunderung die Hände zusammenschlagend; — „bester Walldorf — Graf Mengen — weiß wirklich keiner der Herren den Unterschied zwischen einem Mädchen und einer jungen Dame?"

Clemens starrte unverwandt und stumm Faustine an; ihm waren alle Frauen der Welt so gleichgültig, daß er nur zwischen ihnen und ihr einen Unterschied machte. Auch war er gar nicht gewöhnt an diese Art der Unterhaltung. Er verhielt sich passiv. Er verstand nicht, in Faustinens zwischen Ernst und Scherz schwebendes Wesen einzugehen, er wollte ihr immer in allem Ernst sein Herz sagen, sonst aber nichts.

Mengen hingegen war hiebei recht in seinem Elemente. Als Faustine sich zu ihm wandte, sagte er:

„Das Mädchen ist ein frisch vom Himmel herabgeflatterter Engel: der wird gern zur Heimat wieder auffliegen. Die junge Dame ist bereits auf der Erde etwas in die Schule gegangen, hat gelernt ihre schneeweißen Schwingen im Salon zusammenfalten, damit sie Niemand geniren, und wird wünschen, die ganze Schulzeit durchzumachen."

„Nun, das ist doch Etwas!" entgegnete Faustine; „die Herren mögen sich bei Graf Mengen bedanken, daß er sie von dem Verdacht der Blindheit frei spricht."

„Wir sind gar nicht blind," sagte Clemens, „wir mögen nur nichts sehen, was uns nicht interessirt."

„Wirklich?" fragte Faustine; „ich meinte, nur Frauen wären so einseitig! Männer aber betrachteten und bedächten Alles, was ihnen vorkommt, um über Alles ein Urtheil zu haben. Darum sind sie ja eben so unerhört langweilig."

„Darum?" sagte Mario lachend.

„Freilich! — so unfrisch, so gleichgültig, so ohne Meinungen, die ihnen wie Blut in den Adern pulsiren! denn was giebts zu sagen über Dinge, die dem innersten Wesen fremd bleiben? Gemeinplätze, Hypothesen, vage Theorien, Sophismen: die ganze Bagage des exercirenden Soldaten — Ver-

stand. Wir aber ziehen als echte Krieger ohne alle Bagage in die Schlacht und kämpfen begeistert."

„O gnädige Gräfin," rief Mario, „die Begeisterung ist dem Manne doch viel eigenthümlicher, als dem Weibe! Ich nenne nicht die augenblickliche Exaltation, welche Leib und Leben, Seel' und Seligkeit wagen und opfern läßt, allein Begeisterung, sondern auch festes Beharren, unverbrüchliche Richtung, ausdauerndes Handeln in einem und demselben Sinne, für eine und dieselbe Idee, mit einer und derselben Wärme und Kraft."

„Das ist Charakter" — sagte Faustine.

„Aber was alimentirt den Charakter, wenn nicht Begeisterung? welch' ein dürres, unerquickliches, unwirksames Wesen wird daraus, wenn der Charakter nur wie ein Maulthier immer vorwärts trabt, und seine Last über das Gebirge fortschafft. Ohne Freudigkeit an dem einmal Erfaßten, ohne Andacht zu ihm, ohne Befriedigung in ihm, ohne Triumph mit ihm — ward nie etwas Großes geleistet, und was ist die Quintessenz dieser Empfindungen, wenn nicht Begeisterung? was ist der Pulsschlag, der ihnen Leben zuströmt, wenn nicht Begeisterung? Begeisterung ist der elektrische Schlag, der die Kette der Existenz durchströmt, und die Geschichte beweis't, daß nur Männer ihn empfingen."

„Nur Männer?" unterbrach Faustine; „und die Prophetinnen der Hebräer! und die todverlachenden Römerinnen! und die Priesterinnen der Germanen! und die Heldinnen von Saragossa!"

„Die Richtung nehme ich aus. Wo das Herz des Weibes getroffen wird, wo die Liebe es berührt, sei es ausschließlich für einen Menschen, oder für das Vaterland, oder für

Gott — da schlägt der elektrische Funke ein, da lodert die Begeisterung auf. Aber selbst dann begnügt sich das Weib damit, für das Geliebte zu leiden und zu sterben. Zum Schaffen, zum Handeln, zum die Welt aus ihren Fugen Heben, wird das Weib nie angeregt, nie! wol verstanden, nie durch Begeisterung. Durch Intriguen, durch Laune — ja, damit amüsirt sie sich zuweilen. Noch keiner Frau ist es eingefallen, den Geliebten unsterblich zu machen, wie Petrark die Laura und Dante die Beatrice; sie beherrschen nicht einmal die Kunst! viel weniger die Wissenschaft! die Frau soll noch geboren werden, welche im Stande ist, für eine abstracte Idee sich zu begeistern bis zum gelassenen Erdulden von Kerker und Verfolgung, wie z. B. Galilei mit seinem „e pur si muove!“ Ein weiblicher Socrates läßt sich nun vollends gar nicht denken.“

„Doch war die schöne und weise Hypatia, welche unter Kaiser Theodosius II. einen Lehrstuhl zu Alexandrien einnahm, wie Socrates Lehrer der Jugend; und gleich ihm fand sie den Märtyrertod, welchen ihres Ruhms und ihrer Wissenschaft neidische Feinde über sie verhängten. Uebrigens — da Männer die Geschichte schreiben, und da die Geschichte sich überhaupt mehr mit Darstellung der Thatsachen, als mit Entwickelung der Motive beschäftigt — kann Niemand wissen, ob nicht, während ein Dutzend Männer auf der Lebensbühne agirt und tragirt, eine Frau im Souffleurkasten ihnen ihre Rolle vorspricht.“

„Davon bin ich überzeugt,“ entgegnete Mario, „die Frauen haben grenzenlosen Einfluß auf uns. Wo ein Mann ruinirt ward, trug gewiß eine Frau die erste Schuld.“

„O Graf Mengen!“ rief Faustine, „Sie sind unerhört parteiisch für Ihr Geschlecht! Ganz der nämliche Vorwurf läßt sich umkehren und bleibt eben so wahr.“

„Aber der ruinirte und gesunkene Mann kann durch eine Frau erhoben und gebessert werden. Läßt sich diese Behauptung auch umkehren?“

„Ich glaube kaum. Die gesunkene Frau steht nicht wieder auf. Ein böser Mann ruinirt so gründlich, daß ein guter nicht mehr retten kann. Unser Einfluß aber ist stärker im Guten, als im Bösen.“

Clemens, der immer ruhig zugehört, hob jezt an: „Keineswegs! wenn Sie mir befehlen, den Einen aus dem Wasser zu holen, und den Anderen ins Wasser zu werfen, so thue ich Beides mit gleichem Vergnügen.“

„Gott behüte mich vor einem so blind ergebenen Freund!“ rief Faustine. „Auf Menschen Einfluß zu haben, ist Genuß; dabei kommt es doch auf meine Eigenthümlichkeit an! aber eine willen- und gedankenlose Maschine kann Jeder regieren. Ich sage mich Ihnen gegenüber von allem Einfluß los und ledig.“

„Sie üben ihn unwillkürlich.“

„Ich will aber nicht!“ sagte sie, und kreuzte ihre Arme über der Brust, als wickele sie sich in sich selbst zusammen, um Niemand zu berühren, wie man wol thut, wenn man im Gedränge von Menschen steht oder geht.

Mario fühlte, daß es Zeit sei zu gehen; es kam ihm zudringlich vor, den ersten Besuch über die Gebühr auszudehnen. Er dachte heimlich: wenn sie nur schwiege, wenn sie nur sich nicht bewegte, wenn sie nur überhaupt gar nicht sie wäre, so würde ich ja sehr gern gehen. — Kirchberg war

längst fort. Nun ging auch Clemens. Da überwand sich Mengen und stand auf. Er sagte nur noch:

„Feldern sagte mir vor längerer Zeit, Sie wären zu beschäftigt mit Ihrer Kunst, um Freude am geselligen Umgang zu finden, und als ich fragte, was Sie malten, entgegnete er: Bäume. Würden Sie die Gnade haben, mich einmal diese Bäume sehen zu lassen, welche Sie so lange verschattet haben?"

Faustine lachte. „Bäume, sagt Feldern, hätte ich gemalt? das ist doch possierlich, nur Bäume auf meinen beiden Bildern zu sehen! Wenn Sie Morgens kommen wollen, werd' ich sie Ihnen zeigen."

„Morgen?" verwandelte Mario ihr Wort.

„O ja, morgen." Er schied eben so beglückt, wie Clemens verdrießlich, und Faustine dachte: ein angenehmer Mann! warum lernte ich ihn nicht früher kennen? ich hab' es meinem Absperrungssystem zu danken. Das taugt nie etwas! die Cholera schließt es nicht aus, wol aber interessante Bekanntschaften.

Feldern ritt auf der öden, beschneiten Chaussee den wolbekannten Weg zu der Braut. Im Hause begegnete er zuerst dem Vater und fragte hastig nach Cunigunden.

„Es geht nicht besser," sagte der alte Mann wehmüthig und eine zerdrückte Thräne machte sein sonst nichtssagendes Auge beinahe schön. „Kommen Sie zu ihr."

Er brachte ihn vor ihr kleines enges, schmuckloses, nonnenhaftes Zimmer. Da saß Cunigunde vor einem Tischchen und las in der Bibel. Er ging voran.

„Wie geht es Dir, mein Kind?“ fragte Herr von Stein, und legte zärtlich seine Hand unter ihr Kinn.

„Gut, mein lieber Vater,“ antwortete sie, diese Hand küssend.

„Nicht wahr, Du stirbst mir nicht, mein frommes, mein bestes Kind?“ Er streichelte ihre Wangen, ihre Stirn, ihr Haar.

„Nein, mein lieber Vater,“ sagte sie mit melancholischer Zärtlichkeit zu ihm aufblickend. Als er aber sprach: „Feldern ist auch da; darf er kommen?“ da glitt ein Schauer über ihr mildes Gesicht, ein Krampf, ein Grauen.

„Ja,“ sprach sie. Der Vater ließ das Paar allein.

„Nun, Cunigunde!“ sagte Feldern, und setzte sich ihr gegenüber.

„Guten Abend, mein lieber Feldern!“ war Alles, was sie vorbrachte. Ihre Brust hob sich in unbeschreiblicher Beängstigung.

„Haben Sie mir weiter nichts zu sagen? können Sie kein Vertrauen zu mir fassen? Reden Sie doch nur, aber mit einem einzigen Grund.“

„Ich habe mich müde geredet! und einen Grund habe ich nicht.“

„So beharren Sie also darin aus Eigensinn, aus Laune, mich fortzuweisen, mich — Ihren treuen, erprobten und bewährten Freund, den Sie jahrelang als Ihren künftigen Gatten betrachtet haben?“

„Keine Laune, o Gott!“ seufzte Cunigunde und rang die Hände.

„Nun, liebe Cunigunde, so sprechen Sie nur das Warum aus! Sobald ich weiß, was zwischen uns liegt, will ich es ändern, vermeiden, oder auch ganz Sie aufgeben. Nur aber so kommt es mir wie eine Geistesbefangenheit, wie eine Krankheit vor, die über kurz oder lang weichen wird, und der ich unmöglich mein Glück, meine Zukunft, und vielleicht die Ihre — opfern kann.“

„Sie sprechen so gut, so verständig, daß ich Sie ganz und gar begreife! besser Sie begreife, als mich selbst — denn ein Warum kann ich Ihnen nicht sagen, aber heirathen kann ich Sie auch nicht.“

„Dann ist es nicht anders möglich, als daß Sie einen Andern lieben.“

„Ihre fixe Idee, die ich schon hundertmal verneint habe!“

„Einen Andern, dessen Sie Sich schämen, der Ihrer unwürdig ist....“ —

„Ist es denn eine solche Schmach zu lieben, daß ich den Mann, den ich liebte, nicht einmal meiner würdig achten sollte?“

„Weshalb nennen Sie ihn denn nicht?“

„Weil ich keinen liebe.“

Feldern stand mit heftiger Ungeduld auf und ging in dem Zimmerchen hin und her. Endlich blieb er vor Cunigunden stehen und fragte scharf:

„Wen wollen Sie heirathen?“

„Niemand“ — sagte Cunigunde und sah ihn befremdet an; „das wissen Sie ja. Wollte ich heirathen, so könnte ich gewiß am leichtesten Sie heirathen, den ich achte, den ich kenne, der brav, treu und rechtschaffen ist, der mich herzlich lieb hat....“ —

„Cunigunde!“ rief Feldern zärtlich, legte den Arm um ihre Schulter und bog sich zu ihr herab. Doch sein Kuß streifte nur ihre Wange, denn sie wendete den Kopf, schloß die Augen und sagte mit zitternder Angst:

„Erbarmen!“

Tief gekränkt ließ Feldern den Arm sinken. Er sagte verletzt und hart:

„In Ihrem Benehmen liegt Lüge oder Wahnsinn.“

„Keine Lüge! jedes Wort ist reine Wahrheit. Ich heuchle keine Achtung, kein Vertrauen zu Ihnen — ich hege es wirklich. Darum habe ich den Muth gefaßt, Sie zu bitten, mein Wort zu lösen.“

„Das ist aber — wenn nicht Wahnsinn, doch Verschrobenheit, Ueberspannung, Sentimentalität! Was wollen Sie denn? etwa katholisch und Nonne werden? die religiöse Schwärmerei verrückt zuweilen die klarsten Köpfe.“

„Ich mag nicht Nonne werden — niemals!“ rief Cunigunde, und ein frischer, rosiger Hauch des Lebens überstreifte ihr Antlitz und machte es so schön, daß Feldern trotz seines Unmuthes bewundernd und lächelnd sagte:

„Es wäre auch schade, wenn Sie den Klosterberuf hätten! — Aber was soll denn eigentlich aus Ihnen werden, Cunigunde?“

„Was Gott will!“ — sie faltete die Hände, legte sie auf die Bibel und neigte das Haupt.

„Aber wie soll sein Wille sich Ihnen offenbaren, wenn Sie verstockt sind, und auf Wunsch, Rath, Bitte Ihrer besten Freunde nicht hören?"

„Meiner besten Freunde? ja, das ist es eben — ich habe gar keine Freunde!"

„Ihre Eltern — mich …."—

„Ja, Sie, mein lieber Feldern, Sie sind wirklich mein Freund, und es ist nur gar zu traurig, daß diese Angelegenheit Sie Selbst zu nah betrift, um ganz unbefangen zu sein. Und meine Eltern? ach mein armer, harmloser Vater, der grämt sich um mich, der mögte alle Welt fröhlich wissen, seine Lieben zuerst; drum thut er ja Alles, was die Mutter will. Und meine Mutter ist eine kluge Frau, und auch eine gute Frau! sie meint es gewiß gut mit uns Allen, auch mit mir. Sie spricht: ich sei arm und was ich denn weiter wolle, als einen braven Mann; und so lange ich im Elternhause, hindere ich die Versorgung meiner Schwestern, da ich die schönste von ihnen, und deshalb die begehrteste sei. — Sonst aber hab' ich keine Freunde und weiß auch Niemand, den ich mir zum Freunde wünschte, als …."—

„Nun, als?" fragte Feldern gespannt. Und da sie schwieg: „Graf Mengen etwa?"

„Wen?" sagte Cunigunde zerstreut.

„Graf Mengen, der im Spätsommer mit mir einmal hier war."

„Ach nein! keinen Mann. Eine Frau, eine himmlische, wunderbare Frau, der Sie mich im vorigen Winter auf dem Maskenball vorgestellt haben: die Gräfin Obernau. Ich habe sie nur das einzige Mal gesehen, aber ich kann sie gar nicht vergessen! wie sie ansah und aussah, wie sie ging und stand,

wie sie sprach und lächelte, immer fiel mir „das Mädchen aus der Fremde" ein, und ob ich nicht auch eine arme Hirtin sein könne, der sie eine Gabe brächte."

„Liebe Cunigunde, Sie sind wirklich ein wenig sentimental! Das Liebesgefühl lebt in Ihrem Herzen, aber es scheint Ihnen zarter, überirdischer, engelhafter, eine Freundin zu lieben, als einen Freund, und so quälen Sie Sich und mich. Die Gräfin Obernau ist zwar eine äußerst anmuthige Person, aber da nicht jeder die Kraft und die Selbständigkeit hat, so frei das Leben zu beherrschen, so dürfte sie nicht als Richtschnur für allgemeine Verhältnisse dienen."

„Das begehre ich nicht; ich wünschte nur, daß sie mich liebte. Wünschen Sie das nicht auch für sich?"

„Ganz und gar nicht — obschon es sehr angenehm ist, mit ihr zu leben. Mögten Sie bisweilen sie besuchen, so will ich sie darum bitten; sie erlaubt es gern. Die Monotonie und Einsamkeit Ihres Lebens hier mag auch Ihre Nerven abspannen; vielleicht thut sanfte Zerstreuung, ohne Tumult, ohne Geräusch, Ihnen gut. Theure Cunigunde, ich würde Sie so gern genesen und glücklich sehen."

Cunigunde gab ihm dankbar die Hand, froh der Aussicht, welche er vor ihr eröfnete. Sie wußte nichts Bestimmtes davon zu hoffen; deshalb war ihr, als ginge sie dadurch ihrem Glück entgegen, ihrer Befreiung, ihrer Erlösung. Ihr schönes Gesicht, welches durch lange, reine Schmerzen unaussprechlichen Adel hatte, lichtete sich an der Hofnung auf, wie eine frierende Blume am Sonnenstral. Freundlicher, als seit Monaten, schieden die Verlobten. Feldern dachte: Faustine hat zwar wunderliche und etwas unpraktische Ansichten von den geselligen und bürgerlichen Verhältnissen, aber Niemand

ist weniger sentimental, als sie. Cunigundens Ueberspannung wird in ihrer klaren Atmosphäre weichen, und ist sie nur erst gewichen, so bin ich ja des Mädchens gewiß, das für keinen Andern Neigung gefaßt hat, sondern nur überhaupt ruhigen, kühlen Temperaments ist. Das werden die besten Frauen — Frauen, auf die man sich verlassen kann, ohne Schwankungen, ohne besorgnißerregende Allüren — Frauen, die den Mann nie hinreißen und ihm stets gefallen. Solche Faustine entzückt, aber wer hat den Muth, sie zu heirathen? nicht einmal Andlau. Weibern gegenüber, die immer wie in einem Regen von Brillantfeuer stehen, kommt man sich so dunkel, so inferieur, so dumm vor, daß enorme Selbstverleugnung dazu gehört, um sie zu lieben. Vielleicht liegt aber in ihrer Liebe Lohn für diese Demüthigung.

Der starke Mann fürchtet nicht zu der Geliebten emporzublicken; er fühlt die Kraft in sich, mit einem Schwung ihr zur Seite zu stehen. Der eitle und schwache Mann hält sie gern in seinem Niveau; er fürchtet die Ueberstrahlung, und fühlt nicht die Kraft, ein Gegengewicht in die Schaale zu werfen.

Mengen fehlte nicht am nächsten Morgen bei Faustine. Der Bediente öfnete ihm den Salon. Er war leer. Mario ging hindurch und betrat das zweite Zimmer, welches er gestern nur durch die Thür gesehen. Heute sah er sich darin um; denn dies war augenscheinlich das Gemach, worin Faustine sich am meisten aufhielt. An dem einen Fenster stand ihr Schreibtisch, nichts frappirte ihn auf demselben, als And-

laus Porträt in Aquarel sehr schön und sehr ähnlich gemalt; ein denkender, ernster, melancholischer Kopf. Sieht man ihr gegenüber nicht heiterer aus? dachte Mario. Am andern Fenster stand ein Tisch mit Lesepult und verschiedenen Büchern, und ein tiefer Lehnstuhl davor. An der einen Wand eine breite, niedrige, aus einzelnen Polstern zusammengesetzte Ottomane. Ihr gegenüber ein großer Toilettenspiegel, an dem nachlässig eine Echarpe und eine kleine Tafftschürze hingen. An der Hinterwand schlossen dunkelrothe Vorhänge den Alkoven. — Ein Zimmer ist das weitere Ueberkleid eines Menschen: es verräth dessen Formen und etwas von dem Wesen bleibt darin zurück. Darum sieht man so gern das Zimmer eines berühmten oder eines geliebten Menschen; man wird darin die Seele gewahr. Mario hatte sich friedlich auf die Armlehne des großen Fauteuils gesetzt, und sah sich um. Er wartete nicht auf Faustine; sie schien ihm gegenwärtig.

„Tappt nicht Jemand da herum?“ rief ihre goldene Stimme durch eine Thür, die nur angelehnt war.

„Ich harre Ihres Befehls,“ sagte Mario, öfnete die Thür und stand in einem kleinen Cabinet, das man Atelier nennen konnte, denn es war ganz für die Malerei eingerichtet: nur ein Fenster, bis zur Mitte von unten auf zugesetzt; Bilder, Zeichnungen, Kupferstiche, Skizzen von oben bis unten an den nackten Wänden, kein Ameublement als einige Staffeleien, ein Paar Tische, worauf Mappen, Zeichengeräth, ein Todtenkopf, Gypsabgüsse von Armen und Beinen — und zwei Strohstühle, worauf auch allerlei Utensilien lagen.

„Setzen Sie Sich,“ sagte Faustine. Sie saß vor einer Staffelei und arbeitete.

„Das hat hier seine Schwierigkeiten,“ sagte Mario und sah sich lachend um.

„Ist es Ihnen unbehaglich hier, so erwarten Sie mich im Salon. In zehn Minuten bin ich mit dieser Anlage fertig.“

„Ich muß mich nur arrangiren dürfen“ — sagte Mario und kniete neben ihr nieder.

„Das geht auch“ — antwortete sie und malte gelassen weiter.

Er betrachtete sie. Ihr Anzug war der unvortheilhafteste von der Welt: ein weißes Linonhäubchen, welches so dicht ihr Gesicht umschloß, daß kein Haar zu sehen war, eine große graue Schürze und graue Vorärmel. Für jede andre Frau würde es eine völlige Abwesenheit aller Eitelkeit verrathen haben, in diesem Anzug Besuch zu empfangen. Bei Faustine aber bedeutete es nichts, als daß sie mehr an ihr Bild, als an ihre graue Schürze dachte. Sie saß stumm da, die Lippen ein wenig geöfnet, als lausche sie auf etwas; mit den breiten Augenlidern zuweilen ganz rasch die Augen zudeckend, wie um sie auszuruhen: die Lachtauben haben diese Bewegung. Endlich wendete Mario seinen Blick ihrer Arbeit zu.

„Warum den finstern Todtenkopf malen?“ fragte er; „was wissen denn Sie vom Tode, Sie, bei der Licht und Wärme — und das ist Leben! — zu Hause sind?“

„Ich wollte auch das Leben malen,“ antwortete sie, „aber dazu fiel mir eben nichts Anderes ein, als eine Fülle von Blumen und der Todtenkopf dazwischen, halb versteckt, und doch Alles überragend. Sie haben ganz Recht! mit dem Tode hab' ich nichts zu schaffen, so gar nichts, daß ich ihn nicht einmal verstehe. Aus einer Form der Existenz zu einer

andern übergehen, heißt bei mir nicht Tod, sondern eine neue Lebensentwickelung. Leben muß man, wie man liebt: durch Ewigkeiten hindurch. Wer nicht diese Ueberzeugung hegt, weiß nichts vom Leben, nichts von der Liebe. Wer nicht das Weltall zu einem Quell macht, aus dem er Leben und Liebe stets neu und frisch schöpft, sollte nur gar nicht dazu Miene machen. Sie sehen, ich bin eine entschiedene Gegnerin des Todes; aber dem Körper gönne ich gern sein Ausruhen im Grabe, obgleich er dabei so garstig wird, wie mein alter Todtenkopf hier."

„Warum verdient der Leib dies Ausruhen, der sich doch nicht halb so viel anstrengt, als der Geist? einen körperlichen Schmerz haben wir nach vierundzwanzig Stunden total vergessen; von dem geistigen bleibt immer eine Narbe, oft eine Wunde zurück. Körperliche Ermüdung — was ist denn das? man hat ein Paar Nächte durchschwärmt — dann schläft man aus! ein sehr angenehmes Mittel gegen Ermüdung! — Aber gegen geistige Müdigkeit, die auf Ueberanstrengung folgt, und Flug und Schwung lähmt, giebt's keine angenehmen Mittel, sondern Sturzbäder von Widerwärtigkeiten etwa, und Moxa der Leidenschaft, und ähnliche Kuren, welche der geschickte Arzt Schicksal zu verhängen weiß."

„Daher hat aber auch der Geist seine Freude, seinen Spaß, sein Glück, sein Fortkommen — und der arme, arme Leib nichts von dem Allen! Wie muß das Blut rennen, die Nerve hüpfen, die Muskel ringen, wie müssen die Sinne, diese faulen Knechte und stummen Diener der Seele, sich abarbeiten, danaidenmäßig! denn wenn nun der Leib meint, er habe sich ein Vergnügen arrangirt, so tritt plötzlich sein Tyrann auf, Geist, Seele, wie er heißen mag! und spricht: „Mit nichten,

mein Guter, der Abhub der Tafel kommt dir zu!" — Dann schmaus't der Tyrann die besten Bissen und trinkt vom Champagner nur den Schaum, und der arme Leib steht demüthig hinterm Stuhl und freut sich, daß es seinem Herrn so gut schmeckt. Man kann sich gar nicht wundern, wenn er manchmal zur Unzeit verdrießlich wird, sich lang ausstreckt und sagt: „Suche Dir einen andern Knecht! ich hab's satt.""

„Die Emanzipation des Fleisches, wie das Modewort heißt, welches jezt gepredigt wird — entspricht also wol ganz Ihren Wünschen?"

„Unsinn, lieber Graf, kläglicher Unsinn, wie er von Leuten mit fixen Ideen nicht anders zu erwarten ist. All' diese Prediger sind mit der Monomanie der Gleichheit behaftet, die sich durch eine Art von Berserkerwuth gegen Alles, was bisher dominirt und primirt hat, äußert. Die aristokratische Institution, daß Vernunft, Verstand, Wille den Plebs der Sinne beherrsche, soll nicht mehr gelten, nicht — weil sie nicht gut und nützlich wäre; sondern tout bonnement, weil etwas Hochadliges darin liegt, rohes, ungebildetes Volk — gehorchen zu lassen. Im Mittelalter verliehen die Städte an Ritter und Herren das Bürgerrecht, und das war eine große Ehre, denn sie traten dadurch in eine ehrenwerthe Verbindung. Jezt, wo alles Zünftige, als der Gleichheit und Freiheit widersprechend — abgeschafft wird, taucht plötzlich eine Zunft von Literaten auf, welche das Bestialitätsrecht verleihen mögte. Aber ich denke, sie werden es wol für sich behalten dürfen. — So. Nun bin ich mit der Anlage fertig. Jezt sollen Sie die bewußten Bäume sehen."

Sie erhob sich, stellte ein Gemälde auf die Staffelei, und sprach zu Mario:

„Setzen Sie Sich davor hin."

Es war ein schroffer Felsenabhang über dem Meer. Eine Tanne und eine Birke, mit seltsam verschlungenen Zweigen, standen am äußersten Rande dieses Abhangs und bildeten den Vorgrund. Die Birke war ganz unbelaubt; ihr weißer Stamm, die schlanken Zweige schienen zu zittern und zu frieren im Sturm. Die Tanne breitete ihre Aeste, worauf einzelne Schneeflocken gestreut waren, schützend aus, gleich starken Armen. Der Himmel war winterlich hart, eisgrau, im Westen kupferroth. Tief unten dämmerte das Meer.

Nach einiger Zeit stellte Faustine ein zweites Gemälde auf die Staffelei: ganz derselbe Gegenstand, aber im Frühling und im Morgenlicht. Die Birke, frisch und sonnenglänzend, schmückte die Tanne mit ihrem wehenden, schwebenden Laube, wie mit festlichen Guirlanden.

„Gefallen Ihnen die Bäume?" unterbrach Faustine endlich das Schweigen.

„Sie verstehen zu malen!" entgegnete Mario. „Sie verstehen die Dinge aufzufassen, und ihnen mit dem Pinsel ein poetischwahres Gewand umzuhängen. Aber wundern dürfen Sie Sich nicht, daß Feldern, und vielleicht hundert Andere, nur eine schöne Landschaft in diesem Bilde sehen. Bilderschrift ist ein tiefsinniges Studium, wozu mehr gehört als des Kunstkenners Geschmack und Urtheil. Sie ist ein Sanskrit, nur von Wenigen verstanden."

In demselben Augenblick trat Clemens ein und sagte:

„Verzeihung! ich bin vom Diener hergewiesen." Dann rasch hinter Mario tretend und das Gemälde betrachtend, rief er hocherfreut: „Die Tanne kenne ich! Sie haben sie einmal auf einem Spaziergang in Oberwalldorf flüchtig gezeichnet:

dabei habe ich sie mir eingeprägt. Es freut mich, daß Sie an etwas aus jener Zeit gedacht, wenn nicht an Menschen, doch an den Baum!"

„Ich denke an Alles, was der Erinnerung werth ist," sagte Faustine.

„Oder der Hofnung!" rief Clemens.

„Ja; und lieber noch!" entgegnete sie, und machte eine Bewegung, welche die Herren einlud, mit ihr das Atelier zu verlassen. Schürze und Häubchen blieben darin zurück.

Mario und Clemens mißfielen sich ungemein — gegenseitig, wie das gewöhnlich der Fall ist. Seltsam, daß nichts auf der Welt zwei Menschen, die sich einander völlig fremd sind, herzlicher verbindet oder feindlicher entzweit, als die Liebe für eine dritte Person — je nach der Beschaffenheit, dem Colorit, der Temperatur dieser Liebe. Der Freund, der Bruder der Geliebten wird unser Bruder, unser Freund; wer aber Miene macht, sie auf unsere Weise anzubeten, ist unser Erzfeind. Clemens haßte Mario, weil er eifersüchtig auf ihn war. Er fühlte, daß Mario Faustinen besser als er gefallen könne, denn er war unbeholfen und sie hatte die gewandten Menschen so gern: „die Menschen, welche ihr zartes Händchen nur mit einem weißen Glacé-Handschuh anfassen — murmelte Clemens — und davon bin ich kein Liebhaber, obgleich ich, ihr zu Gefallen, auch recht gern weiße oder himmelblaue oder maigrüne Handschuhe anziehen würde." — Mario hatte Clemens einen Augenblick mit dem unverhohlenen Erstaunen betrachtet, welches durch dessen brüskes Auftreten überall, wo man an bessere Manieren gewöhnt war, hervorgerufen werden mußte. Dann aber beachtete er ihn gar nicht mehr als ein selbständiges Wesen, sondern nur dann,

wenn Jener auf irgend eine Weise gegen Faustine anstieß. Sie selbst litt gar nicht durch das unvortheilhafte Licht, worin Clemens sich zeigte.

„Es ist den jungen Leuten sehr heilsam, wenn sie merken, was und wie viel ihnen fehlt, um in der Gesellschaft angenehm zu sein" — sagte sie einst. „Wenn sie von der Universität kommen, sind sie so aufgeblasen wie eine Mongolfiere, und gleich dieser, ihrer Himmelfahrt und des bewundernden Staunens des versammelten Volks gewiß. Warum so aufgeblasen? entweder haben sie sich brav herumgehauen, oder sie haben enorm getrunken, oder der Himmel hat sie mit einem pompösen Bart erfreut, oder sie haben in irgend einem Examen sich nicht verblüffen lassen —"

Clemens, der anspruchloseste Mensch unter der Sonne, war nur auf seinen Bart eitel; deshalb unterbrach er gereizt Faustine und rief, weil er doch nicht die Bart-Stolzen vertheidigen konnte:

„Sie haben gut reden, spöttisch und klug! sollten Sie Sich examiniren lassen, würden Sie auch vielleicht nicht bestehen."

„Das käme noch darauf an" — entgegnete sie unverzagt.

„Und" — sagte Mario — „sich nicht verblüffen zu lassen ist gewiß eine eben so wichtige als richtige Regel darüber. Wenigstens einmal hab' ich mich bei deren Befolgung mit Ruhm bedeckt. Ich wurde mit drei Gefährten examinirt. Alles ging charmant, bis der Examinator nach der Tages- und Jahreszahl irgend eines obscuren Edicts fragte. Nur zufällig hätte man dies behalten und beantworten können. Meine Gefährten schwiegen. Es ist aber doch allzu verdrießlich, wenn ein Mensch viermal fragt, ohne eine Antwort zu

bekommen: also nannte ich tapfer ein Datum, als ich gefragt wurde. Da sagte der Examinator sehr bedächtig: „Es ist zwar nicht dieser Monatstag, sondern jener, und auch nicht diese Jahreszahl, sondern jene, welche das Edict bezeichnen; aber man sieht doch!‟‟

„Aber man sieht doch,‟ rief Faustine und klatschte fröhlich in die Hände, „wie leicht es ist, mit einiger Geistesgegenwart gut zu bestehen.‟

„Aber man sieht doch,‟ sagte Clemens, „wie leicht es ist, den Leuten Sand in die Augen zu streuen.‟

„Ja,‟ antwortete sie, „auf die Manier und die Manieren kommt freilich sehr viel an.‟

„Das sollten oberflächliche Menschen sagen dürfen, aber Sie nicht! Sie müssen auf das Wesen sehen.‟

„Sehr gern! sobald das Wesen ein goldener Apfel in silbernen Schaalen ist — wie es in der Bibel heißt. Ist aber der goldene Apfel in ein Igelfell gewickelt, so bin ich verwundet und abgeschreckt beim Anfassen, und tröste mich nur allmälig durch den Gedanken an den köstlichen Inhalt. Was soll mich aber trösten, wenn ein gemeiner, rothbäckiger, saurer Apfel im Igelfell liegt? nehme er ein Silberflor-Mäntelchen von guten Manieren um, so wird er zwar nicht sonderlich genießbar, allein doch recht gut anzuschauen sein. Gute Manieren sind meine gebornen Freunde; wo ich sie finde, werd' ich mich — nicht immer heimisch, das liegt in einer andern Sphäre — jedoch nie unheimlich fühlen. Schlechte Manieren sind meine gebornen Tyrannen, machen mich zaghaft, machen mich bald übertrieben höflich, um auf meiner Seite doppelte Schranken zu haben, und bald so ungeduldig, daß

ich rufen mögte: Geht zu Gevatter Schneider und Handschuhmacher, mit denen ihr zu verwechseln seid."

„Und was nennen Sie schlechte Manieren haben?"

„Eben verwechselbar mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher sein" — sagte Faustine gelangweilt, und Clemens beruhigte sich; denn das paßte nicht auf ihn.

Feldern wollte sein Cunigunden gegebenes Wort erfüllen. Er bat Faustine um die Gnade, seiner Braut zuweilen ihre Gesellschaft zu gönnen. Er sagte:

„Ich bin des günstigsten Einflusses Ihres lichten Wesens auf das krankhaft sentimentale meiner Braut gewiß."

Faustine sah ihn scharf an und erwiderte: „Sie scheinen mir bestimmte Grenzen setzen zu wollen; aber Sie sollten wissen, daß ich mich denen nicht füge, ohne sie wenigstens im vollen Umfang zu kennen. Erwarten Sie etwas Bestimmtes von mir, wie z. B. daß ich Fräulein Stein einige Anleitung in der Malerei gebe, oder dergl., so sagen Sie es nur gerade heraus; ich werde es gern thun."

„Cunigunde malt nicht," entgegnete Feldern, „und überhaupt ist es nicht ein Lehrmeister, den sie in Ihnen finden mögte, sondern eine Freundin."

„Wer das in mir sucht, dem komme ich entgegen mit vollem, ofnem Herzen, und ich bin Fräulein Stein im Voraus dankbar für ihr Zutrauen. Aber, mein bester Feldern, vergessn Sie nicht, daß ich nicht die Person bin, welche je ihre Meinung zurückhält, und daß, wenn man mich um Rath

fragt, keine Rücksichten mich hindern, ihn nach meiner Ueberzeugung zu ertheilen."

Hätte Feldern den Muth gehabt, Faustinen sein gespanntes Verhältniß zu Cunigunden offen darzulegen, so hätte sie ihn beschworen, die widerstrebende Braut fahren zu lassen, und auf keinen Fall sie selbst mit einer Person in Verbindung zu setzen, deren Ansichten sie theilte. Aber Feldern beharrte in seinem Eigensinn, Cunigundens Benehmen als eine nervöse Sentimentalität zu betrachten, welche der Zerstreuung, der freundlichen Theilnahme, der rückkehrenden Jugendkraft weichen würde. Wich sie — warum sollte er vorschnell Fremde von der obwaltenden Spannung unterrichten? Wich sie nicht — und diesen Fall mogte er kaum sich selbst heimlich gestehen — so erfuhr das Publikum ja immer früh genug den eclatirenden Bruch. — Jezt setzte er ihr aber nur auseinander, wie anmuthig und belebend ihr Umgang für ein junges kränkelndes Mädchen sein müsse, dem in einer beschränkten Häuslichkeit, bei einer strengherrschenden Mutter und einem schwachen, geistlosen Vater, solcher Verkehr durchaus entzogen sei. Faustinens Sympathie ward rege. Cunigunde kam ihr wie ein Echo ihres eignen Wesens vor. Ungeduldig, wie sie war, rief sie endlich:

„Nun, ich sehe ihr mit derselben Theilnahme entgegen, die sie für mich geäußert hat! bringen Sie nur recht bald sie zu mir."

Cunigunde war entzückt durch diese Botschaft, welche Feldern am Nachmittag ihr hinaustrug, Frau von Stein zufrieden, daß doch irgend etwas im Stande sei, die Tochter aus der unnatürlichen Gleichgültigkeit aufzurütteln, und Herr

von Stein sehr gern bereit mit ihr nach Dresden zu fahren und ihr ein kleines Amüsement zu verschaffen.

Faustine dankte in ihrer Seele dem Himmel, der ihr so gnädig von allen Seiten Menschen zusandte, mit denen sie sich gut unterhielt. Mario war da, täglich, ja, wenn sie es gewünscht hätte, stündlich; Mario, der sie so gut verstand, auf Ernst und Munterkeit einging, stets das zu sagen wußte, was, wenn es ihr auch nicht gefiel, doch sie zum Widersprechen anregte, woraus hervorgeht, daß es keine flache Aeußerungen waren; Mario, um den allmälig eine hohe Leidenschaft starke Wellen schlug, die sein Herz umdrängten und ihn zu dem schönen „Stern der Meere" hintrugen, welcher alle Wogen zu einem Element des unermeßlichsten Glanzes verwandelte; Mario, an den sie so oft, so gern, mehr als sie wollte, dachte — nicht um ihn zu lieben, aber um sich an diesem Dasein voll seltner Kraft und seltner Gaben zu freuen und zu erquicken — so wähnte sie.

Dann war auch Clemens da; doch weder erfreulich noch erquickend für sie — wie sie es früher wol gewähnt. Die letzten Tage in Oberwalldorf hatten ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß er eine lebhafte Neigung für sie hege; aber sie glaubte sich auf eine Weise gegen ihn benommen zu haben, die auf immer jede Hofnung in ihm tödten und ihm das Unstatthafte seiner Empfindungen dargethan haben mußte. Als er in Dresden erschien, hielt sie ihn für erwacht aus seinem Traum, denn es war ihr unmöglich, an eine dauernde Liebe ohne Erwiderung zu glauben, und sie hofte ihm vielleicht von einigem Nutzen bei seinem Eintritt in die Gesellschaft zu sein, und seine frische, unverdorbene Seele vor bösen Einflüssen zu bewahren. Doch das gestaltete sich sehr bald ganz anders.

Clemens hatte keineswegs ein Gefühl aus seiner Brust verbannt, das ihn einst berührte, wie der Sonnenstral die eingewickelte Raupe. Faustine war ihm nun einmal zur Hieroglyphe für Schönheit und Glück geworden: bei ihr verstand er jene, durch sie verstand er dieses. Aber das Wesen, das uns in den zwiefachen Himmel der Schönheit und des Glücks erhebt — lieben wir es nicht? ist Liebe etwas Andres, als Offenbarung unendlicher Schönheit und unendlichen Glücks? — So dachte Clemens in den langen öden Tagen, die auf Faustinens Abreise von Oberwalldorf folgten, und daß sie ihn nicht liebe, dachte er auch wol zuweilen, aber nie ohne den demüthigen Zusatz: wie hätte ich auch das verdient? ist's nicht meine Seligkeit, ihr mein Herz zu geben? das ihre will ich ja gar nicht. Wird nicht der Bettler von der Fürstenkrone erdrückt? aber nehmen soll sie mein Herz; nehmen muß sie es — wenn sie es in den Staub träte .... nein, das kann sie nicht! sie muß den Werth eines Herzens erkannt haben, so wie die Gottheit ihn erkennt. Mit diesen Gedanken kam er aus dem Einerlei seines beschränkten thätigen Lebens nach Dresden. Hier sah er Faustine in ganz andern Verhältnissen als zu Oberwalldorf. Sie war umringt, bewundert, gefeiert, Männer und Frauen wünschten sehnlichst ihren Umgang, ihre Bekanntschaft; wer ihr nahte, huldigte ihr, und was mehr ist — huldigte ihr gern. Ihm kam es vor, als ob alle Männer sie liebten, das Herz vor ihr niederlegten, als sei das seinige dadurch im Werth nicht, aber im Preise gesunken. Wodurch sollte er denn ihre Augen, die verwöhnten, auf sich ziehen? Er verlief sich unter der Menge. Er wurde eifersüchtig, wie ein Kind, ohne Gegenstand, ohne Grund. Dies Aufpassen, dies Haschen, dies Lauern machte ihn unzu-

frieden mit sich selbst, und deshalb wurde er verdrießlich und Faustinen zur Last, die gar nicht wußte, was mit diesem Menschen anfangen, als — ihn wegzuschicken, und dazu hatte sie kein Recht. Bisweilen, wenn er allein mit ihr war, rührte seine Andacht sie, und sie war freundlich und herzlich nach ihrer Weise; wie sie selbst sie bezeichnete: „Ich bin freundlich gegen alle Menschen — die mir gefallen,“ — aber sobald sie freundlich war, gerieth Clemens in Entzücken, und sie mußte spotten und lachen, um dadurch seine Freudenflammen ein wenig zu dämpfen. Kamen nun gar andere Menschen hinzu, gegen welche sie gleichmäßig freundlich war, weil sie ihr keine Veranlassung gaben, ihr Benehmen zu ändern; kam vollends der gehaßte Mario, von dem Clemens sehr schnell erkannte, daß er für Faustine in einer andern Reihe, als ihre gewöhnlichen guten Freunde stehe, nämlich in gar keiner und ganz abgeschieden — so tobten Wogen von Groll und Bitterkeit durch seinen sonst so sanften Sinn, und sein Mangel an Erziehung veranlaßte ihn zu einem Benehmen, welches ihn bald lächerlich, bald unerträglich machte. Faustine hatte gehofft, die Furcht, lächerlich zu erscheinen, würde ihn, der nicht ohne Schüchternheit war, in seinen Grenzen halten, aber die Leidenschaft übersprang und überwog jede Rücksicht. Jezt war Faustine ganz gleichmäßig ernst gegen ihn und er kam seltener. Sie fragte ihn einmal, wo und mit wem er seine Zeit hinbringe, und er antwortete:

„Mit jungen Künstlern! ich will auch Maler werden.“

Sie lachte, aber sie freute sich, daß er doch irgend eine Beschäftigung habe, da das nichtsthuerische Leben ihm, dem Arbeitgewohnten, leicht gefährlich werden konnte.

Cunigunde kam. Faustine empfing sie mit der ganzen Holdseligkeit, die sie bezaubernd machte, und die immer, wenn ihr Herz berührt wurde, wie eine Glorie sie umfloß. Sie waren lieblich anzusehen, die beiden schönen Gestalten! Cunigunde glich der Nacht mit ihrem dunkeln Haar, das sich in schweren Locken um ihr vornehm feines, regelmäßig edles, mehr schmerzens- als krankheitsblasses Gesicht ringelte; die schmalen Lippen waren fest geschlossen, sie hatten selten gelächelt, nie geküßt; die länglichen Augen fast immer gesenkt, doch wenn die Wimpern sich hoben, so brach hinter ihrem schwarzen Gitter ein geheimnißvoller Stral an, der gleich einem feuchten, zitternden Mondlichtstreif zum Himmel stieg, oder vom Himmel kam. Faustine dagegen war wie der Tag hell, durchsichtig, ein Krystall, worin Purpur, Gold, Azur und Rosenroth sich schmolzen. Ihren Kopf konnte nur ein Dichter erfinden, Cunigundens — ein Bildhauer. Sie war die in Frauenform verhüllte Essenz einer halbromantischen, halborientalischen Poesie — Leidenschaft und Phantasie vorherrschend, zwei Dinge, die sich gewöhnlich einander ausschließen, und in ihr sich vereinigten, wie der Lucifer ins Morgenroth hineinstralt. Aber nicht die Nacht allein — auch der Tag hat seine Geheimnisse. Wer kann am hohen Sommermittag den Blick aufwärts kehren und in den Himmel hinein sehen, der wie polirter Stahl leuchtet und funkelt? es wird stets ein zitternder Schleier, wie von durchsichtigen Goldflittern, vor den Augen hängen; und diese Atmosphäre umgab Faustine, diese Atmosphäre war es, welche sie schied von der Masse der nüchternen Menschen und sie für einzelne unwiderstehlich machte. Sie stand darin, wie die Palme in der tropisch blühenden Oase, wie die Peri in ihrem feenhaften

Reich. Und diese Atmosphäre zerschmolz alle Fesseln an Cunigundens eingekerkerter Seele eben so plötzlich, wie sie die Schwingen von Marios freier Seele versengt hatte. Sie erzählte Faustinen ihre einfache, kurze, traurige Geschichte: wie sie vor vier Jahren mit Feldern sich willig und gern verlobt habe, wie es ihr aber trotz dessen jezt eine Unmöglichkeit sei, seine Gattin zu werden, und wie sie als eine Kranke behandelt werde, weil sie keinen Grund für diese Umwandlung anzugeben wisse. Sie sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Melancholie:

„Hypochonder und nervenschwach nennt man mich! Ach, nicht die Nerven — die Seele ist schwach! die fürchtet eine Last auf sich zu laden, der sie nicht gewachsen ist."

„Nennen Sie ihre Seele nicht schwach, sondern klar!" rief Faustine. „Allen Zügeln, allen Lenkungen zum Trotz, läßt sie sich nicht durch die Verhältnisse bestechen, sondern erkennt den Weg, auf welchem ihr Heil nicht liegt. Haben Sie je so verständig, so überlegt mit Herrn von Feldern gesprochen?"

„Wie oft! aber er versteht mich nicht. Ich denke, daß Männer nicht gleich uns Fühlfäden an ihren Seelen haben."

„In gewöhnlichen Zuständen mögen wir ihnen an Takt und Feinheit überlegen sein," sagte Faustine, Andlaus eingedenk, mit tiefer Innigkeit; „aber wenn ein Mann liebt — und das geschieht öfter, als die Frauen es eingestehen wollen — so umfängt er wie eine Sensitive das Geliebte, und fühlt früher, stärker jede dämmernde Regung, jede Wolke der Empfindung, jeden keimenden Dorn der Mißstimmung, jede schwellende Knospe des Glücks. Aber freilich — lieben muß

er. Liebe ist ewig der Ring des Djemschid, welcher das Verständniß der Dinge verleiht."

„Feldern liebt mich.... sagt er" —

„Ja, ja," sprach Faustine und ein Schatten von Cunigundens Melancholie legte sich auf ihre blütenweiße Stirn, Erinnerungen zogen wie finstre Träume ihrem inneren Auge vorüber — „die Männer lieben auf allerlei Weise, und es giebt freilich eine, die uns elender macht, als je ihr Haß uns machen könnte. Von der rede ich nicht; denn wenn ich von ihr redete — fügte sie mit dem leisesten, bebenden Ton hinzu, aber ihr Auge flammte und ihre Wange glühte — so könnte ich nicht anders als sie verfluchen."

Sie preßte krampfig beide Hände vors Gesicht und schüttelte den Kopf, daß ihre Locken wie Bäche die Hände überrieselten. Dann warf sie Kopf und Haar zurück, ihr Anblick tauchte beruhigt aus der Flut der Erinnerungen auf und sie strich lächelnd, träumerisch über die Stirn, als hätten Gespenster sie geneckt.

„Erschrecken Sie nur nicht über mein rasches, heftiges Wesen," bat sie lieblich. „Ich habe nun einmal eine Seele, deren Normalzustand ein fiebernder ist. Damit hat man goldenselige Phantasien oder grausige Phantasmagorien; aber letztere kommen mir selten und immer seltener. Von Ihnen wollen wir sprechen. Sagen Sie mir, wie sich Ihr Schicksal in Ihrer Familie gestalten würde, wenn Sie entschieden mit Herrn von Feldern brächen?"

„Ich glaube fast, daß ich zu gleicher Zeit mit meiner Familie brechen würde, denn meine Mutter ist nicht daran gewöhnt, daß wir ihren Wünschen entgegen handeln und sie wünscht meine Verheirathung."

„Nun?“ fragte Faustine gespannt, als Cunigunde nach diesen Worten schwieg.

„Ich habe keine Aussichten, keinen Trost, keine Hofnung. Meine Zukunft ist eine undurchdringliche Nacht. Was ich auch thun möge — Schmerz und Kampf sind mir auf jedem Wege gewiß! doch Elend nur in der Verbindung mit Feldern.“

„Gott!“ sagte Faustine, „welch unglaubliches Leid verzweigt sich durch anscheinend friedliche, einfach glückliche, harmlose Verhältnisse. Ueberall nagt und schleicht und brennt ein Gift, und Keiner kann den Andern retten, nicht einmal den Geliebtesten. Jeder muß seinen Kampf selbst durchfechten, und mit seinem Blut bezahlen, und für Jeden ist er immer so, als wäre noch nie etwas Aehnliches dagewesen; denn immer sind die Umstände so verschieden, daß Niemand sein eignes Beispiel als einen Rath darbieten darf.“

Sie sprachen viel mit einander, wie alte Freundinnen, und das erleichterte Cunigundens zusammengepreßtes Herz wenigstens von der beschämenden Qual, mit ihren tiefsten, heiligsten Empfindungen als eine beklagenswerthe Kranke dazustehen. Sie blieb den ganzen Tag bei Faustinen. Sie sang ihr vor — und nicht mit der kalten, seelenlosen Stimme, wie sie einst in Mengens Gegenwart auf Felderns Wunsch gesungen, sondern wie man eben singt, wenn das Herz überfließt. Faustine hörte ihr mit wahrer Andacht zu, denn sie war immer andächtig, sobald sie einen Herzschlag vernahm, und sann nach, ob sie nichts für Cunigunde thun könne, ihr einen Zufluchtsort schaffen, ihr Mittel zu einer selbständigen Existenz an die Hand geben; und dazwischen fiel ihr ein: ob Andlau nicht unzufrieden sein würde über ihre Einmischung

in so zarte Verhältnisse, und ob sie kein Unrecht gegen Feldern beginge, der ihre Vermittelung zur Vereinigung, nicht zur Trennung gesucht. Sie hatte ihn zwar gleich auf ihre Handlungsweise vorbereitet — — da kam Feldern. „Ich werde ihm gleich reinen Wein einschenken," sagte sich Faustine heimlich. So wie er gemeldet war, veränderte Cunigunde sich augenscheinlich, wurde gezwungen, scheu und befangen. Sie verließ das Piano, die Kehle hatte keinen Ton, die Brust keinen Athem mehr, und als er eben in den Salon getreten war, sagte sie ängstlich:

„Ich begreife nicht, warum mein Vater nicht kommt mich abzuholen; es muß schon recht spät sein."

Zum Glück langte Herr von Stein bald darauf an, und hätte er auch recht gern Faustinens Einladung, den Abend bei ihr zuzubringen, angenommen, so kam ihm doch Cunigunde ablehnend zuvor. Sie bat Faustine um Erlaubniß, sie in ihren einsamen Stunden einmal wieder besuchen zu dürfen, erhielt sie gern und schied dankbar.

„Wie finden Sie Cunigunde, gnädige Gräfin?" fragte Feldern erwartungsvoll.

„Eben so schön als liebenswürdig — und verständig."

„Und verständig? — dann hat sie nicht ehrlich zu Ihnen gesprochen."

„Sie hat! warum sollte sie nicht?"

„Weil sie sich ihrer Thorheit schämt."

„Feldern!" rief Faustine heftig, „die Thorheit dieses Mädchens ist tiefsinnige Weisheit."

„Hüten Sie Sich, in der nebulösen Schwärmerei, in der vagen Exaltation wahren und kräftigen Schwung des Gefühls wahrnehmen zu wollen."

„Cunigunde ist ruhig und klar in sich, so weit es ein zwanzigjähriges Mädchen sein kann: sie will nicht einen Mann heirathen, den sie nicht liebt und das nenne ich vernünftig."

„Aber während vier langer Jahre hat sie ihn heirathen wollen.'"

„Sagen Sie lieber, daß während dieser Jahre die Einsicht ihres Irrthums sich in ihr entwickelt hat."

„Wie oft soll es den Frauen erlaubt sein, solchen Irrthum zu begehen?" fragte Feldern gereizt und bitter.

„Erlaubt — nie; zu vergeben — immer;" sprach sie sehr sanft.

Feldern schwieg eine Weile; dann fragte er wieder: „Und was wird das Schicksal Cunigundens sein, wenn sie bei ihrem Willen beharrt? Wird sie einen Mann finden, der ihren exaltirten Ansprüchen genügt? wird sie ihr herrliches Wesen an einen Unwürdigen verschleudern?"

„Cunigunde sieht so ernst und fest aus, als brauche sie nicht die Stütze, welche ein Mann geben kann, um ihren Weg durch das Leben zu machen. Gewiß ist's, daß sie keine solche wünscht, da ist die Gefahr nicht groß, an einen Unwürdigen zu gerathen."

So begann Feldern allmälig die Möglichkeit einer Trennung zu fassen, und er war mit Faustine in ernste Ueberlegung dieses wichtigen Gegenstandes vertieft, als Clemens höchst unwillkommen Beide störte. Eintretend warf Clemens einen zornfunkelnden Blick auf Feldern und einen vorwurfsvollen auf Faustine, zog einen Lehnstuhl, setzte sich bequem zurecht und fragte hämisch:

„Störe ich etwa?"

„Ja," sagte Faustine sehr unmuthig.

„Behüte der Himmel!" rief der rücksichtvolle Feldern, „dies Gespräch kann ja in jeder Minute unterbrochen und wieder angeknüpft werden."

„Das ist schön!" sagte Clemens. „Ich war heute zweimal vergeblich vor Ihrer Thür, Gräfin Faustine, Mittags um zwölf, Nachmittags um vier Uhr: beide Mal sagte mir der Diener, Sie wären nicht zu Hause. Jezt ging ich wieder vorbei, und da ich Licht in Ihrem Salon sah, kam ich herauf, in der festen Ueberzeugung, dieselbe Antwort zu bekommen." —

„Aber Sie täuschten Sich, wie Ihnen das schon Millionen Mal passirt ist," sagte Faustine kaltblütig, ohne seine Impertinenz zu beachten, für welche Feldern ihn sprachlos mit strafenden Augen ansah. Dann wendete sie ihm den Rücken und unterhielt sich mit Feldern über Vorfälle in der Gesellschaft und Erscheinungen in der Kunst und Literatur. Eine momentane Pause benutzte Clemens, um im veränderten, demüthigen Ton die Frage zu thun:

„Sie waren doch nicht etwa krank heute, Gräfin Faustine?"

„Nein, ich war sehr wol," antwortete sie kühl und kehrte sich wieder zu Feldern mit einer gleichgültigen Bemerkung über die bodenlose Gesprächigkeit irgend einer Dame. „Es thut mir immer leid um all' die schönen Worte, die sie so kreuz und quer und mit vollen Händen ausstreut. Man kann viel durch ein Wort ausrichten, wenn man nur nicht sich und andre daran gewöhnt hat, daß man die Worte mißbraucht. In ihrer Zusammenstellung kann eben sowol als in ihrer Betonung eine deutliche Nüancirung veränderter Zu-

stände liegen. Wenn Jemand an mich schreibt: „meine theure Faustine!“ — der sonst schrieb: „liebe Ini,“ oder kurzweg; „Ini“ — denn in der bloßen Nennung des Namens ohne verherrlichende Adjectiva liegt die tiefste, konzentrirteste Innigkeit — so weiß ich, daß seine Zärtlichkeit eine retrograde Bewegung gemacht, welche sich im nächsten Brief, den ich vielleicht nach einem halben Jahr erhalten werde, in Hochachtung umgesetzt hat, was mir die: „verehrte Gräfin!“ ankündigt.“

„Ist Ihnen das wirklich schon begegnet?“ fragte Clemens neugierig. Er suchte an der Conversation Theil zu nehmen, von der Faustine ihn so absichtlich ausschloß. Aber wenn sie auch erwiderte:

„Ich spreche nur beispielsweise von mir“ — so würdigte sie ihn doch keines Blicks, und Clemens verzweifelte innerlich, daß er sich von seiner kindischen Eifersucht hatte hinreißen lassen, die ihm jezt so thörig und unpassend wie möglich erschien.

Nachdem Feldern gegangen, sagte Faustine zu Clemens, der noch immer ganz unbeweglich in seinem Lehnstuhl verharrte:

„Gute Nacht, Herr von Walldorf.“

Er fuhr zusammen. „Herr von Walldorf?“ fragte er verwirrt.

„Ja, ich meine Sie.“

„Und was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich plötzlich so fremd behandeln, mich fortschicken, obgleich ich Sie heute den ganzen Tag nicht gesehen?“ —

„Mir haben Sie nichts gethan! merken Sie Sich das ein für alle Mal: eine Unart trift nicht mich, sondern den, der

sie begeht. Ihr schlechter Ton verletzt mich noch mehr in Ihrer, als in meiner Seele, weil er von einer außerordentlich starken Indelicatesse zeugt. Ich müßte Sie wie ein Kind behandeln und Ihnen jedes unpassende Wort verweisen, wenn es mir nicht zu langweilig wäre als Bonne aufzutreten, einem vernünftigen Menschen gegenüber. Da ich das nicht mag, werde ich Sie fremd und förmlich behandeln, um Sie auf diese Weise an die Schranken zu erinnern, welche Sie stets geneigt sind zu überspringen. Aber ein Mann, der mich dazu zwingt, wird mir über kurz oder lang unausstehlich. Die Männer sind von Natur täppische Gesellen! ward das nicht durch Erziehung und Sitte gesänftigt, so behüte mich der Himmel vor ihrem Umgang."

Clemens rang die Hände. „Wie kann ein scherzhaftes Wort —"

„Niemand versteht besser den Scherz als ich," unterbrach Faustine; „darum habe ich auch sehr gut verstanden, daß Sie nicht scherzen, sondern sehr ernsthaft sein wollten, was wirklich bei dieser Gelegenheit nicht blos ins Gebiet des Scherzes, sondern in das der Lächerlichkeit fällt."

Sie lachte, und Clemens rief erleichtert: „Gottlob!"

Faustine sagte mit ihrem gewöhnlichen sanften Ton und hellen Blick: „Ich bin ja so gern die Freundin meiner Freunde! zwingen Sie mich doch nicht, Ihr Zuchtmeister zu sein. Dazu sind ja die Feinde gut."

„O, Sie sind eine Himmlische!" rief Clemens beseligt und ergriff ihre Hand; setzte aber langsam hinzu, als Faustine die Hand losmachte: „Nur aber grausam."

„Sehen Sie je, daß ein andrer Mann alle Augenblicke meine Hand anpackt?" fragte sie ein wenig gelangweilt.

„Nein; aber es liebt Sie auch Keiner wie ich.“

„Irrthum! Alle haben mich lieber, als Sie. Alle vermeiden mir lästig zu werden und mir zu mißfallen.“

„Aber für Einen könnten Sie doch eine Ausnahme machen?“

„Und warum das?“

„Eben weil er Sie liebt.“

„Das genügt nicht! ich muß ihn wieder lieben.“

Er sah sie an. Sie saß auf dem Sopha, in die Ecke zurückgelehnt, das feine goldene Kettchen, woran ihre Lorgnette hing, nach ihrer Gewohnheit um die Finger schlingend und wieder ablösend, der Kopf seitwärts gesenkt, der Blick zerstreut, so zerstreut, daß Clemens, der auf dem Punkt gewesen war, ihr zu Füßen zu fallen und um ihre Liebe zu bitten und zu flehen, selbst ganz zerstreut wurde, und gleichsam beruhigend halblaut zu sich selbst sprach:

„Sie kann wol nicht lieben.“ — Und damit ging er.

Mengen klagte auch am nächsten Tage über Faustinens Unsichtbarkeit, aber es geschah in einem andern Ton. Für ihn war es wirklich, als habe die Sonne nicht geschienen. Eine Stunde, oft nur eine halbe Stunde bei ihr zugebracht gab ihm eine Freudigkeit, die dreiundzwanzig Stunden lang anhielt. Er konnte sie nicht so oft sehen, als er wünschte; denn wenn auch eine einzige Minute schon ihm ein Glück war, so sehnte er sich doch immer nach ihrer Allgegenwart, und wenn er auch arbeitend und beschäftigt am Schreibtisch saß, so war es ihm doch oft, als beuge ihr Kopf sich lieblich über seine Schulter, als sehe sie mit ihrem magnetisch anziehenden Auge in das seine. Diese geträumte Allgegenwart verrieth genugsam seine Wünsche. Aber er besorgte allein die Ge=

schäfte. Während der Abwesenheit des Gesandten, im Sommer, hatte er sie übernommen, und gern; ihm war Arbeit eine Lust; sie waren ihm geblieben. Der alte kränkelnde Chef hatte ihn lieb und nahm oft seine Gesellschaft in Anspruch. Die Welt desgleichen, mit der er sich eingelassen, ehe er Faustine gekannt. Jetzt waren ihm all' diese Verhältnisse höchst lästig. Er mußte zwischen ihnen und ihr die Zeit theilen, die Zeit, welche bei ihr unschätzbar wurde; denn in jeder Secunde gewahrte er einen neuen Reiz, eine neue Gabe bei ihr, und bei Andern nichts, als das tausendfältig abgehaspelte Einerlei der nach außen gerichteten Oberflächlichkeit. Ihr Wesen war so tief, daß er oft ihre Anmuth darüber vergaß; aber die Form, worin sie sich hüllte, war so verschwebend leicht, so heiter, so süß und lieblich, daß es Thorheit schien, bei dieser Grazie den Ernst zu suchen. Gerade dies seltene Gemisch vom Höchsten und Einfachsten — da die meisten Menschen weder das Eine noch das Andere, und nur ausgezeichnete das Eine oder das Andre sind — war ihm anfänglich so überraschend und später so fesselnd entgegengetreten, wie er nie geglaubt, daß ein Weib es könne. Wenn er in ihr Zimmer trat und die Thür hinter ihm zufiel, wenn er sie immer ernst beschäftigt, lesend, malend, schreibend, nachdenklich wie eine Muse fand, und wenn sie dann so fröhlich, wie ein der Schule entronnenes Kind, Bücher und Pinsel fortwarf und ausrief: „Ein gesprochenes Wort ist mir lieber als zehntausend gedachte! jetzt wollen wir plaudern!" — oder ein ähnlicher Ausruf, der immer einen Gedanken verrieth oder enthielt, und auf den, als Begrüßung, Niemand rechnen konnte: — so war er in eine Region entrückt, die sein Fuß noch nie betreten, und in der er sich doch heimisch fühlte, wie

in seinem angestammten Eigenthum. Bisweilen fielen ihm die ersten Aeußerungen ein, welche er über Faustine gehört; aber er schenkte ihnen keinen festen Glauben. Es wird so viel Wunderliches in der Welt geschwatzt! Doch hatte er nicht den Muth, Faustine zu fragen. Es war, als fürchte er sich, etwas zu hören, was ihm weh thun müsse. Allein diese Furcht nahm eine Maske vor und sprach: „warum dies ofne Wesen nach etwas fragen, was sie mir unfehlbar ungefragt sagen wird.“

Doch von ihrem Verhältniß zu Andlau sprach Faustine nie. Sie hielt es nicht für nöthig, das Warum und Weshalb ihres Thuns darzulegen. Sie that. Mißfiel das, so ertrug sie es. Sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen nur, war ihr nie eingefallen. „Andre müssen uns entschuldigen,“ pflegte sie zu sagen; „wer für sich selbst Entschuldigungen aussinnt, könnte ja lieber das Mittel aussinnen, ihrer nicht zu bedürfen.“ — Auch von Andlau selbst sprach sie wenig, und nie anders als zufällig zu Personen, die ihn nicht kannten.

Einmal kam Mengen zu ihr und fand sie umringt von Charten des Orients. Er fragte, was sie studire.

„Meine Reise in den Orient,“ entgegnete sie und entwickelte ihm den Plan, dem sie die Frage anhing, ob er nicht von der Partie sein wolle. Er willigte mit Jubel ein, und Faustine rief alle historischen und poetischen Erinnerungen auf, welche gerade über diese Reise einen so mächtigen Zauber verbreiten. Auf einmal sagte sie:

„Einer von Andlaus Freunden ist Consul in Alexandrien geworden. Das schrieb er mir heute, und dieser Freund nun ist der Grundstein zu meiner egyptischen Hofnungs-Pyramide.“

„Sobald Herr von Andlau Sie begleitet, bin ich überflüssig“ — sagte Mengen sehr kalt, „und ich denke, Sie dispensiren mich dann gern.“

„Weshalb wollten Sie Sich um die Freude bringen?“ fragte sie lieblich; „und kann ich denn je von zu vielen Freunden umringt sein?“

„Ach, Sie machen mich zu Ihrem Sclaven — nicht zu Ihrem Freund.“

„Wenn ich das thue — so haben Sie Recht, Sich von mir loszumachen; aber ich thue es unbewußt.“

„Es ist schöner, in der Sclaverei bei Ihnen, als in schwer erkämpfter Unabhängigkeit fern von Ihnen zu leben.“

„Bilden Sie Sich nur nicht ein, daß ich Ihnen für dies Compliment danken werde;“ rief Faustine lachend; „denn erstens ist's eine Fadaise, und zweitens hasse ich die Sclaverei zu sehr für mich, als daß ich sie Andern auflegen mögte. Wer nicht aus freiem Willen bei mir ist, bei mir bleibt — der kann lieber heut' als morgen gehn; Rücksichten und Pflichten dürfen ihn nicht halten. Ich stürbe lieber vor Hunger, als daß ich ein Stück Brot von der Hand annähme, welche ohne überquellendes Erbarmen, ohne antreibende Liebe, nur aus dürrer Verpflichtung es mir darböte. — Gehen Sie doch, Graf Mengen, gehen Sie, wenn Ihre Freiheit durch mich beeinträchtigt wird — ich halte Sie nicht.“

„Unbewußt — wie Sie selbst sagten.“

„Nun, wenn Sie nicht gehen können, so müssen Sie auch nicht klagen. Man muß Fesseln brechen, nicht gegen sie rebelliren.“

„Sind Sie wirklich im Besitz dieser seltenen Stärke in jedem Augenblick, zu jeder Epoche Ihres Lebens?“

„Mein Leben ist so unaussprechlich einfach und einfarbig gewesen, daß ich nur ein einziges Mal Gelegenheit hatte, einen unbesieglichen Entschluß zu fassen. Da revoltirte ich freilich, aber es war eine Revolution, aus der eine neue Aera für mich hervorging: deshalb hatte ich ein Recht dazu. Seitdem habe ich, Gottlob! weder Kraft, noch Kämpfe, noch Entschlüsse nöthig gehabt, was alles sehr unbequeme Dinge sind. Aber der Mann sollte doch immer unter den Waffen stehn! er ist von so verschiedenen Seiten anzugreifen. Leidenschaften, die wir kaum ahnen, beherrschen ihn oder versuchen es wenigstens; er muß nach allen Seiten auf der Hut sein. Wir haben es immer nur mit der des Herzens zu thun, was aber freilich auch die Sturm- und Wetterseite ist."

„Charakter haben — Wort und That, Meinung und Handlung in die genaueste Uebereinstimmung, und beide dahin bringen, daß sie Eins, daß sie unsere Wesenheit, daß wir selbst Charakter werden: darin liegt die ganze menschliche Würde, und um sie stets zu behaupten, ist oft eine übermenschliche Kraft erfoderlich."

„Mag sein übermenschlich!" rief Faustine mit stralendem Blick, „doch zweifle ich nicht, daß sie im entscheidenden Moment Ihnen zu Gebot stehen würde. O, Mengen, wenn Ihr klares, herrliches, entschiedenes Antlitz im Widerspruch mit Ihrem Wesen wäre, so wär' es mir ein Schmerz. Sie dürfen nicht lügen! nicht von der gemeinen Wortlüge rede ich, sondern von der feinen, welche im Sein nicht hält, was die Erscheinung verspricht. Nicht wahr, Sie werden immer ganz Sie, und so sein, wie ich Sie erkannt habe?"

Sie bog sich vor, und sah ihm fest ins Auge, und ihr Blick berührte den seinen wie der Stral der aufgehenden

Sonne das Meer. Am liebsten wär' er vor ihr niedergekniet und hätte ihr ewige Huldigung gelobt. Aber er begnügte sich, ganz leise mit den Lippen ihre feine Hand zu berühren, die erst gegen ihn ausgestreckt, nun vor ihm auf dem Tische lag. Darauf sprach sie:

„Ich habe das Gelübde verstanden und nehme es an."

„Doch nun," rief Mengen, sich zusammennehmend, um nicht das Gefühl ausbrechen zu lassen, „nun müssen Sie mir irgend etwas geben, was mich stets daran erinnert, was mich nie verlassen wird."

„Das ist billig!" sagte sie. „Herzog Christian von Braunschweig trug stets einen Handschuh von Elisabeth von der Pfalz am Barett. Ich denke, mein gelber Handschuh würde von sehr gutem Effekt auf Ihrem schwarzen Hut sein."

Mario war aufgestanden und ging aus dem Salon in Faustinens Zimmer, an ihren Schreibtisch. Da stand eine kleine, sehr schöne, flache etrurische Schaale und in derselben lagen Ringe und Petschafte. Mario nahm diese Schale und brachte sie Faustinen. Sie ließ den Inhalt durch ihre Finger gleiten und wählte endlich einen einfachen, starken Ring mit einer großen Perle und der Devise: „Qui me cherche, me trouve." — Sie fragte: „Ist Ihnen der Ring recht?"

Statt der Antwort hielt Mengen seine Hand hin und bat sie, den Ring ihm anzustecken und zwar an den sogenannten Ringfinger. Sie wollte es schon thun, da besann sie sich plötzlich und sagte langsam:

„Nein, der Finger wird dereinst einen andern Ring tragen, welchem der meinige weichen müßte. Gönnen Sie ihm einen Platz, von dem er nicht verdrängt werden kann. — Keine Einwendungen!" rief sie lebhaft; „ich bin eigensinnig

ich will meinen eigenen Platz! sei er so klein wie möglich — ich will meinen eigenen, unantastbaren Platz — oder gar keinen. Sie haben die Wahl."

„Sie haben zu befehlen," erwiderte Mario. „Ich meine nur, daß Sie jeden Platz zu einem unantastbaren machen."

„O ja, wenn ich mich gleich auf einen solchen stelle, der nicht mit den Ansprüchen der Welt in Collision kommt. — Sehen Sie, an Ihrem kleinen Finger nimmt sich der Ring ganz hübsch aus," setzte sie hinzu und schob ihn an.

„Nun erzählen Sie mir auch seine Geschichte," bat er.

„Leider hat er keine," entgegnete sie lachend. „Vor Jahren hab' ich ihn mir ausgedacht, ihn machen lassen, ihn drei Tage getragen — dann bei Seite gelegt. Er bezeichnet nur meine damalige Seelenstimmung. Die Menschenherzen kamen mir vor wie versenkte Perlen, nach denen Niemand fragt. Das war ein Irrthum — Taucher fragen wol nach ihnen! darum gehören ihnen auch die Perlen."

Am Schluß des Gesprächs war Mario so glücklich, daß er ganz vergessen hatte, wie niedergeschlagen er am Anfang gewesen. Faustine aber fiel, nachdem er gegangen, die Frage aufs Herz: ob Andlau sehr mit diesem verschenkten Ringe zufrieden sein würde. In seiner Gegenwart hätte sie ihn gewiß verschenkt und seiner Einwilligung sicher sein können; allein in seiner Abwesenheit! .... Der Vorsatz, es ihm morgen zu schreiben, beruhigte sie. „Es kam ja ganz einfach" — sprach sie zu sich selbst, „ich bin nur so sehr daran gewöhnt, auch das Alltäglichste mit Anastas zu theilen, daß mir das Ungetheilte wie eine Last auf der Brust liegt. Ich kann's wirklich nicht ertragen, so einsam für mich zu existiren, und wenn Mengen nicht hier wäre! .... Gottlob, daß er es ist."

Ob diese Freude an seiner Gegenwart Andlaus Rückkehr überdauern würde, ob sie kein Unrecht an Mario thue, wenn das nicht der Fall — das kam ihr nicht in den Sinn. Sie glaubte das Recht zu haben, sich aus voller Seele dieser ansprechenden Erscheinung freuen und ihr hingeben zu dürfen; sie sah darin keine Gefahr. Wenn man dies nur Leichtsinn nennen wollte, so würde man dennoch Faustinen Unrecht thun, obgleich wol in ihrem Wesen jene leichtblütige Mischung war, welche den Leichtsinn erzeugt. Aber das Leben war ihr eine Aufgabe, sich zur möglichsten Vollendung durchzuarbeiten, und jede Begegnung sollte ein neuer Hammerschlag sein, um das Götterbild aus der rohen Felsmasse befreien zu helfen. Sie war von einer tiefen Herzensreinheit; nicht von der des Kindes, welches überhaupt von keiner Schuld weiß. Ihr heißes Herz verstand jede Schuld, jede Schwäche — nur nicht für sich selbst. Sie maß sich nie bei, die Absicht des Schöpfers mit den Geschöpfen erkannt zu haben: nur für sich hatte sie dieselbe erkannt und sie lag in dem kleinen Wort: aufwärtsstreben. Jede Gemeinheit der Lüge, der Heuchelei, der Gefallsucht war ihr fremd — eben ihrer reinen Natur nach, welche jeden Schein verachtete, und zu der hatte sie eine Zuversicht, die auf nichts begründet und durch nichts gerechtfertigt war. Was ihr begegnete, nahm sie von höherer Hand gesendet an, um es zu ihrem Besten zu verarbeiten, ohne Jemand dadurch zu beeinträchtigen. Aber wo zieht sich der Faden einer Existenz so einsam hin, daß kein fremder sich mit ihm verschlinge und verwebe? daß dieser nicht breche, wenn der Knoten in jenem zerrissen wird?

Indessen kam der Brief für Andlau am nächsten Tage nicht zu Stande, wenigstens nicht so, wie es Faustinens Ab-

sicht gewesen. Sie wurde im Schreiben überraschend gestört, indem Frau von Stein sich bei ihr melden ließ. Faustine empfing sie äußerst artig, aber jene nahm nicht sonderlich Rücksicht darauf, und begann sogleich damit, ihr zwar in zierlichen Phrasen, allein ganz unverholen Vorwürfe über den ungünstigen Einfluß zu machen, den sie auf Cunigunden geübt. Das Mädchen sei nun erst recht in seinem Eigensinn bestärkt, und sowol Feldern, als sie selbst hätten ganz das Gegentheil erwartet. Faustine antwortete mit einiger Befremdung, daß sie Cunigunden gar keinen Rath gegeben, weil er nicht von ihr verlangt sei, und daß sie das Mädchen schon allzu entschieden gefunden habe, um glauben zu können, daß ihr oder irgend ein anderer Rath von bestimmender Wirkung sein könnte. „Aber nur eine Kranke konnte ich nicht in dem schönen, edlen Geschöpf erblicken," fügte sie hinzu, „und das mag allerdings sie erkräftigt haben."

„Jede Ueberspannung ist Krankheit der Seele," fiel Frau von Stein ihr ins Wort; „und Ueberspannung ist Alles, was uns durch überfeinerte Ansprüche an Glück unserer Bestimmung entfremdet, wol gar entzieht. Cunigunde ist unbemittelt und ihre Zukunft durch nichts, als durch eine Heirath zu sichern. Für jedes Mädchen ist es wünschenswerth und ehrenvoll, die Gattin eines so wackern Menschen zu werden, wie Feldern. Ich aber wünsche nicht blos Cunigundens, sondern auch ihrer Schwestern wegen, meine älteste, schönste Tochter zu verheirathen; denn die beiden jüngern werden stets durch sie in Schatten gestellt sein, wenn sie im älterlichen Hause bleibt. Mir muß das Glück all' meiner Kinder am Herzen liegen, und ist die Eine thörig, so dürfen die Andern nicht darunter leiden."

„O Gott," seufzte Faustine, „Cunigunde leidet aber."

„Ja, gegenwärtig, weil unser Aller Mißvergnügen sie drückt. Hat sie sich nur erst überwunden und den Schritt gethan, welcher ihr jezt unmöglich scheint, so wird ihr reines Herz in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht die nöthige Stärke und Erhebung finden, um sie mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Und überdies geht sie ja keinem entsetzlichen Schicksal entgegen. Feldern ist ein Mann, den eine verständige Frau lenken kann, wie sie will ... —"

„Führe uns nicht in Versuchung!" sagte Faustine mit einem Ton, vor dem Frau von Stein unwillkürlich verstummte. Nach einer Pause, in welcher Beide sich scharf fixirten, sagte Faustine: „Den geliebten Mann zu beherrschen, ist ein momentaner Triumph unsres Herzens, das mit seiner Glut zuweilen den fremden Widerstand schmilzt und doch schon heimlich bereit ist, den errungenen Scepter niederzulegen. Den ungeliebten Mann zu beherrschen, ist eine Entwürdigung, weil nur zwei niedrige Mittel diese Herrschaft geben können: die Heuchelei der Frau, die Sinnlichkeit des Mannes; — und sie anwenden zu müssen wäre kein entsetzliches Schicksal? Wenn alle Welt sagt, der Mann ist glücklich dadurch! und wenn er selbst sich vollkommen glücklich fühlt! und wenn es die höchste Ehre einer Frau ausmacht, den Gatten zu beglücken — so sage ich dennoch, durch diese Mittel ist die Frau entwürdigt — nicht vor der Welt, denn was weiß die Welt von einem reinen Herzen? und das allein giebt Adel und Würde; — aber vor sich selbst. Haben Sie doch Mitleid mit Ihrer Tochter, führen Sie nicht sie in Versuchung."

Aber Faustinens Ansichten konnten keinen Eindruck auf

Frau von Stein machen, welche ihr Leben lang nach den entgegengesetzten gehandelt hatte. Sie sagte daher:

„Bei der schneidenden Verschiedenheit unserer Meinungen werden Sie Sich gewiß nicht wundern, Frau Gräfin, wenn ich wünsche, daß meine Tochter keinen fernern Gebrauch von Ihrer Erlaubniß macht, Ihren Umgang fortzusetzen.“

Faustine sagte traurig: „Also nicht einmal mich sehen soll die arme Cunigunde? .... Wenn es ihr nun aber eine Freude wäre?“ setzte sie bittend hinzu.

„Ich begreife nicht,“ entgegnete Frau von Stein scharf, „welch seltsames Interesse Sie an meiner Tochter nehmen.“

„Ich liebe das Liebenswürdige“ — sprach Faustine sanft.

„Doch hat es einen gehässigen Anstrich, störende Verhältnisse zu begünstigen.“

„Der Vorwurf trift mich nicht“ — sprach sie noch sanfter, und sogar Frau von Stein wurde entwaffnet durch ihre Anmuth, und schied freundlicher, als sie gekommen, aber unerschütterlich in Betreff Cunigundens.

Kaum war Faustine allein, als sie einen Brief erhielt. Die Aufschrift von unbekannter Hand machte ihr Herz ängstlich schlagen. Das Fremde ist so selten etwas Gutes. Sie erbrach athemlos den Umschlag und fühlte sich wahrhaft erleichtert, als sie die Unterschrift: Cunigunde — las. Diese schrieb:

„Meine Mutter wird Ihnen so eben sagen, daß ich Sie „nicht mehr sehen soll, Holdselige! Das betrübt mich tief; „denn nicht nur, daß ich Sie immer sehen mögte: ich habe „auch eine dringende Bitte, die ich jezt schriftlich an Ihr Herz „legen muß. Mein guter Vater ist mit mir einverstanden, er „billigt meinen Schritt, er unterstützt meine Bitte. — Unter

„den gegenwärtigen Verhältnissen bin ich Arme leider dem „älterlichen Hause eine Last geworden. Es ist bitter für ein „Kind, das zu erkennen; doppelt bitter mir, weil ich selbst „daran schuld bin und es doch nicht auf die Weise ändern „kann, welche man von mir wünscht. Aber das Haus ver„lassen, wo ich Allen, nur nicht meinem armen lieben Vater, „im Wege bin — das kann ich allerdings und das will ich. „Dazu müssen Sie, Sie wahrhaft Gnädige, mir behülflich „sein. Sie haben Verwandte und Freunde in der Ferne, die „Ihrem Wort, Ihrer Bitte gern Gehör geben werden. Ach, „für Sich Selbst haben Sie wol nie gebeten, Ihrem unausge„sprochenen Wunsch sind gewiß Alle zuvorgekommen. Nun „denn, so bitten Sie für mich, daß man mich aus Menschen„liebe aufnehme, eine Freistatt mir gönne, einen Wirkungs„kreis mir anweise, den meine geringen Fähigkeiten ausfüllen „können. Einen andern Anspruch an diese große Barmher„zigkeit, als den, daß ich sie bedarf, habe ich freilich nicht, „denn ich bin ein unbedeutendes, unentwickeltes Wesen, das „denen, die sich meiner annehmen wollen, nichts verheißen „kann, als Dankbarkeit. Aber wenn Sie das Gewicht Ihrer „Bitte für mich in die Schaale legen, so sinkt sie gewiß herab. „Zürnen Sie mir, weil ich diese Zuversicht zu Ihnen habe? — „Mein letztes Wort ist: mögte ich so bald wie möglich so fern „wie möglich sein."

Nachdem Faustine mit tiefer Rührung diesen Brief gelesen, schrieb sie ihn ab, erzählte Andlau ausführlich Cunigundens Geschichte und auf welche Weise sie darin verflochten sei, beschwor ihn, bei seinen Schwägerinnen und wo man Vertrauen zu ihm habe, nach einer Freistatt für Cunigunden zu suchen, schloß die Copie in ihren Brief, und dachte erst, nach-

dem er gesiegelt, daß kein Wort von der gestrigen Begebenheit darin stehe. Aber dies ist auch wichtiger — fügte sie hinzu und schickte den Brief augenblicklich zur Post. — Daß sie dem armen Clemens versprochen hatte, sich heute auf dem Bassin des großen Gartens im kleinen Eisschlitten von ihm fahren zu lassen — war ebenfalls gänzlich ihrem Gedächtniß entschwunden, und fiel ihr erst dann ein, als er in später Abendstunde sich bei ihr anmelden ließ. Sie war eben an ihre Toilette gegangen, um sich auf einen glänzenden Ball zu begeben, wo sie mit Mengen über die Vorfälle des heutigen Tages plaudern wollte, also konnte sie Clemens nicht annehmen. Eine halbe Stunde später trat sie in den geschmückten Saal.

Mengen stand mit Feldern so, daß er den Eingang im Auge hatte, und obgleich er lebhaft mit dem Freunde sprach, so flog doch sein zerstreuter Blick unablässig dorthin. Feldern war sehr niedergeschlagen, weil der Bruch mit Cunigunden unwiderruflich, und seine Achtung vor ihrem festen Willen seine Neigung nicht verminderte.

„A revoir!“ sprach Mengen plötzlich; „hernach reden wir weiter darüber.“

„Heute nicht mehr,“ sagte Feldern lächelnd, denn er folgte Marios Augen und sah Faustine. Sie stand an der Thür, die Unmöglichkeit einsehend, durch den Kreis der Tänzer und das Gedränge der Zuschauer zu brechen. Sie lehnte an dem Pfeiler mit übereinander geschlagenen Armen — eine Stellung, die den meisten Frauen wegen zu enger Kleidung unmöglich sein dürfte — und die Rechte tändelte mit dem Fächer, den sie sinnend an den Lippen hielt, nachdem ihre Gedanken nicht mehr durch die Umgebungen beschäftigt waren.

Das meergrüne Kleid, die leichten, lang herabfallenden Locken, die stille Traurigkeit, welche sich wie ein silberner Schleier auf ihre weichen Züge legte, gaben ihr etwas so Aetherisches, daß Mario, während er sich Bahn zu ihr machte, unabläßig sie im Auge behielt, um sich zu vergewissern, daß sie kein Traumgebild sei, oder um, wenn sie ein solches sei, doch wenigstens wahrzunehmen, wie sie sich in Duft auflöse.

„Welch ein allerliebst verdrießliches Gesichtchen bringen Sie auf unsern muntern Ball, Gräfin Faustine" — sagte er, als er sie endlich erreicht.

„Es ist übel, daß jede Trauer einen verdrießlichen Beischmack hat," antwortete sie gelassen.

„O keine Trauer heute!" bat er, „ich bin glücklich — noch von gestern, glaub' ich! und dann hab' ich die Nachricht bekommen, daß meine zweite Schwester dem Ziel ihrer Wünsche, der Verbindung mit einem längst Geliebten, durch unvorhergesehene günstige Umstände ganz nahe ist. Die beiden Menschen haben sich abgequält und abgezehrt, und nun ist plötzlich das Glück da."

„Sagen Sie lieber, die Qual ist aus! ob das Glück nun kommt, ist fraglich."

„Sie hoffen es doch! — Wollen Sie mit mir walzen, Gräfin Faustine?"

„Ich kann heute keine lustigen Leute leiden, Graf Mengen."

„Ich bin nicht lustig, nur heiter."

„Wenn die Heiterkeit sich auf äußere Dinge und Zeichen legt, wird sie lustig."

„Nun, wie soll ich sein, um Ihnen zu gefallen?"

„Theilnehmend" — sagte sie und eine Thräne trat in ihr Auge.

Mengen erbleichte. Sie weinte und er hatte sie geneckt, in guter Absicht zwar, um sie von der Traurigkeit zu zerstreuen, die er beim ersten Blick in ihrem Gesicht entdeckt; aber sie weinte. Er nahm ihren Arm unter den seinen und führte sie zu einem ruhigern Platz in einer Fensternische. Da sagte er erst:

„Was ist Ihnen widerfahren?“ — Und Faustine erzählte. Zum Schluß bat sie ihn, seinerseits sich zu bemühen, damit Cunigundens Wunsch erfüllt werden möge. „Feldern selbst muß uns dafür dankbar sein,“ fügte sie hinzu, „wenn er nur das geringste ächte Gefühl für dies edle Geschöpf hat.“

Mengen hatte gespannt zugehört. Er war beglückt, weil nicht Faustine persönlich von einem Leiden heimgesucht; und zwiefach beglückt, weil er im Stande war, das fremde, welches ihr so zu Herzen ging, zu heben. Er sagte:

„Thun Sie mir den Gefallen, Sich recht innig über die Verlobung meiner Schwester Mathilde zu freuen.“

„Recht gern, mein lieber Mengen, besonders darüber, daß Sie ein so zärtlicher Bruder sind, denn ich habe Sie nun doch einmal lieber, als Ihre mir unbekannte Schwester Mathilde.“

„Aber diese Verlobung macht ja, daß meine jüngste Schwester, eine allerliebste Person, nun ganz allein bei den Eltern sein wird, weshalb ich den Auftrag habe, eine junge und liebenswürdige Gesellschafterin für sie ausfindig zu machen.“

„Mengen! lieber Bester! ist es wahr?“ fragte Faustine mit innerm Jubel.

„Und da könnte ich wol keine liebenswürdigere finden, als Fräulein Stein.“

Die Thränen rollten rasch und heiß aus Faustinens Augen. „Dank!" sagte sie, „o tausend, tausend Dank!" Sie drückte seine Hände, sie sah ganz verklärt aus.

„Sie sind ein Engel!" sagte Mario rasch und leise.

„Ich nicht," sprach sie und trocknete die Augen; „aber Sie! Sie bringen ja eine himmlische, eine rettende, trostreiche Botschaft."

„Wer sich so freuen kann, ist ein Engel! der gewöhnliche harte, kalte, engherzige Mensch hat kein solches Mitgefühl."

„Wenn Sie wüßten, wie froh Sie mich machen! dies ist der erste gute Augenblick, den ich heute gehabt. Ich konnte gar nichts für Cunigunden thun! solch Wesen paßt nicht überall hin. Unter meinen nähern Bekannten konnte ich Niemand ausfindig machen, mit meiner Schwester würde sie nicht harmonirt haben — und nun nehmen Sie mir die schwere Sorge vom Herzen. Nicht wahr, Sie schreiben gleich morgen früh an Ihre Eltern? ich werde Ihnen Cunigundens Brief senden, damit die Ihrigen sich überzeugen mögen, wie anspruchlos sie auftritt. Nicht wahr, Sie zweifeln nicht, daß es uns glücken wird, sie aus ihren trüben Verhältnissen zu erlösen? Machen Ihre Eltern, macht Ihre Schwester besondere Ansprüche an die Gesellschafterin?"

„Gar keine, als daß sie musikalisch sei."

„Das ist Cunigunde! sie singt lieblich."

„Sie hat freilich eine glockenreine Stimme, aber ihr Gesang ließ mich eiskalt."

„Kurz, sie singt und spielt das Piano — das ist die Hauptsache. — O ich bin froh über die Verlobung Ihrer Schwester Mathilde!.... Wollen wir walzen?"

Sie tanzte selten, weil sie es übernatürlich langweilig fand, den Tanz, diesen jubelnden Ausdruck des Frohsinns, bis zur Ermüdung und Erschlaffung durch lange Stunden, gleich einer aufgegebenen Arbeit, auszudehnen. Es würde ihr eben so unmöglich gewesen sein, einen ganzen Abend hindurch zu tanzen, als zu lachen. Was sie auch that — es geschah nie ohne eine innere Nothwendigkeit. Darum tanzte sie auch wie Niemand sonst, obschon ihre Bewegungen so regelrecht waren, wie vom Tanzmeister eingeübt.

Faustine wollte Mario eine Freude machen, darum tanzte sie mit ihm. Als mehre andere Herren sie um gleiche Gunst baten, sagte sie lachend:

„Sie kommen zu spät!“ — und war zu keinem Schritt zu bewegen; was man denn freilich wunderlich genug fand.

„Ich mußte heute doch einen Spaß haben,“ sagte Faustine zu Mengen, „nachdem ich einen sehr hübschen versäumt — eine Fahrt auf dem Eise im großen Garten mit Walldorf; Alles wegen der bewußten Angelegenheit. Auch mein Diner hab' ich darüber versäumt! um vier Uhr war ich in Schreiberei vertieft, und hernach, als meine gewohnte Speisestunde vorüber — hatte ich keinen Hunger mehr.“

„Es muß immer Jemand Ihnen zur Seite stehn, der für Sie sorgt: sonst begreife ich nicht, wie Sie durch das Leben kommen sollen, Gräfin Faustine.“

„Es ist mir auch unbehaglich genug.“

„Für das verlorne Diner kann ich Ihnen freilich keinen Ersatz bieten. Wollen Sie Sich aber morgen von mir im Eisschlitten fahren lassen, so sind Sie wol sicher, daß Sie mich erfreuen.“

„Ich bin heute in gnädiger Stimmung für Sie — dann thue ich Alles, was man wünscht, und sage gewiß nicht Nein."

„Thun Sie das je, wenn ein Andrer Ja sagt?"

„Wenn ich nicht diesem Andern gegenüber meine Selbständigkeit dadurch verloren, daß ich ihn liebe — so muß ich allerdings für mich selbst denken und handeln, und dann kann es kommen, daß ein sehr dezidirtes Nein seinem Ja begegnet. Uebrigens hasse ich Nein und Ja, und all diese trocknen, scharfen Worte, die plötzlich den sanften Lauf der Dinge hemmen, wie die Schleuse den Bach. Bei Menschen, die überhaupt sich verstehen, folgt die ganze Entwickelung des Charakters, des Verhältnisses so unumgänglich klar aus dem ersten Verständniß — welches nichts ist, als die erste Begegnung in ihrer primitiven Frische — daß eine Frage, auf welche Ja oder Nein folgt, mir ganz possirlich vorkommen würde. Fragte mich Jemand: lieben Sie mich? so könnte ich doch gewiß nichts Besseres thun, als dem Tropf den Rücken zukehren, der das Ja oder Nein nicht längst gemerkt hat."

„Die Frauen lassen uns so häufig in Zweifel über ihre eigentlichen Gefühle, und treiben so häufig allerliebste Koketterie mit fremden, daß solche unschuldige Frage uns armen, schlichten Männern erlaubt sein dürfte."

„O die Männer sind rührend in ihrer Einfachheit!" rief Faustine höchst belustigt. „Wesen, die immer sich arrangiren, berechnen, auf ihrer Hut sind, sollen sich plötzlich zu einer Simplizität erheben, welche die Gefährtin der Kindesunschuld ist oder — der weltgroßen Leidenschaft, denn diese wirft all den Flitterkram der Eitelkeit und der Mode von der brennenden Stirn und dem mächtig schlagenden Herzen."

„Gräfin Faustine," sagte Mario ganz ernst, „Sie werden mich von Vorurtheil für mein Geschlecht befangen nennen — dennoch ist es meine tiefste Ueberzeugung, daß ein Mann leichter als das Weib eine weltgroße Leidenschaft faßt."

„Für das Spiel, zum Exempel, fürs Gold, für den Ruhm — ja, das glaub' ich."

„Nein, gerade die Leidenschaft, welche Sie im Sinn hatten."

„Gut! auch für die Frauen."

„Nicht für die Frauen, Gräfin Faustine, für eine Frau."

„Richtig! ich besinne mich, daß Sie auch nur den Mann der Begeisterung fähig halten. Sie sind consequent, lieber Mengen, consequent in der Verblendung und Parteilichkeit. Nicht wahr, nur die Männer sind consequent?"

„Der Ausgleichung wegen sind die Frauen eigensinnig."

„Das kommt auf eins heraus."

„Nicht ganz; der Eigensinn beharrt bei Grillen und Launen. Zur Consequenz gehört das Fundament einer bestimmten Ansicht, welche zur Richtschnur wird beim Aufbau des Gebäudes."

„Aber diese Richtschnur kann eben so falsch wie eine Grille sein."

„Falsch allerdings — dann muß der Baumeister sein Gebäude niederreißen. Aber es ist doch kein solcher Wirrwarr in seinem, als in demjenigen Kopf, der ohne Plan baut, der heute für eine corinthische Säulenhalle schwärmt, morgen eine gothische Thür dahinter wölbt, und übermorgen das Ganze mit einem chinesischen Dach krönt."

„So geschmacklos sind die Frauen nicht!" rief Faustine entsetzt.

„Ihr Künstlerauge stößt sich an den falschen Proportionen —“

„Und sollte das nicht auch die Seele thun?“

„Ja, wenn sie unverwirrt ist, wenn sie sich nicht von ihrem ersten Plan abbringen läßt, sobald sie den Grundstein dazu gelegt. Aber sagen Sie selbst, sagen Sie die Hand auf dem Herzen: kann man zu einer Frau diese Zuversicht haben? Sind sie nicht immer schwankend, weil sie schwebend — zerbrechlich, weil sie zart — lenksam, weil sie beweglich sind? Gräfin Faustine, sind Sie sicher, daß diese Cunigunde, welche jezt vor unser Aller Augen einen dorischen Tempel aufführt, in dem nur ernste Götter wohnen können — in diesem strengen Styl beharren werde?“

„Nein!“ rief sie fast ängstlich; „aber schön wird er immer bleiben. Und überhaupt — wo ist denn der Mann, der so endet, wie er begonnen hat? erfüllt er alle Erwartungen, entspricht er allen Wünschen, überwindet er alle Versuchungen? reißt nie der Faden, aus welchem er das Gewebe seines Lebens bildet?“

„Er reißt, allein einen andersfarbigen knüpft er nicht an.“

„So denken wenig Männer! daß Sie zu den Ausnahmen gehören, glaube ich gern.“

„Die Frauen klagen über den Wankelmuth der Männer, die Dichter singen davon, dicke Bücher sind damit voll geschrieben — und wer mag ergründen, ob der erste Zweifel an Treue, und somit der erste Schritt zum Wankelmuth, nicht zuerst durch die erste Geliebte in die Brust des Mannes gehaucht ward!“

„Was ist Ihnen denn begegnet, daß Sie die Frauen so

sehr hassen oder gering achten?" fragte Faustine mild und traurig.

„Welch' eines Frevels beschuldigen Sie mich, weil ich zu äußern wage, daß mit der unsäglichen Grazie des Weibes selten jene Kraft sich paart, welche unser Erbtheil worden ist, und welche nothwendig dazu gehört, nicht um eine weltgroße Leidenschaft zu fassen — wol aber um sie festzuhalten. Mich hat nie eine Frau verletzt, vielleicht deshalb — sagte er lächelnd — weil ich Keiner mein ganzes Herz hingegeben; und wenn ich sage, daß sie schwach sei, so hindert mich das keineswegs, sie zu lieben, ja, die am innigsten zu lieben, deren fliegende Seele ewig eines Schutzes, einer Zuflucht, eines unwandelbaren Haltpunkts bedürfte."

„So muß es auch sein," sagte Faustine. Beide schwiegen, ernst in tiefen Gedanken. Unbegreiflich, daß ein Mann auf der Welt außer Anastas so gesinnt ist — sprach Faustine heimlich zu sich selbst. Unbegreiflich! wiederholte sie und sah Mengen tief und forschend an. Aber das letzte: Unbegreiflich! hatte sie, ohne es zu wollen laut ausgesprochen.

„Mir scheint es sehr natürlich" — antwortete er, und nach einer Weile, da sie schwieg, rief er: „Wollen Sie mich beurlauben, Gräfin? ich habe nicht umhin können, der Lady Geraldin eine ihrer ewigen Schachpartien zu versprechen."

„Thun Sie, was Sie thun müssen," sagte Faustine boshaft.

„Nur wenn Sie mir Urlaub geben."

„Sie sind nicht in meinem Dienst, wie in dem der Lady Geraldin: wie könnte ich Ihnen Urlaub geben."

„Wünschen Sie wirklich, daß ich nicht zur Schachpartie gehe?"

„Warum soll ich es nicht wünschen?“ fragte sie unbefangen, und sah ihn groß an.

„Dann bleibe ich gewiß auf diesem Platze an Ihrer Seite.“

„Das habe ich ja nur gewollt! erzählen Sie mir von Ihrer jüngsten Schwester, deren Gefährtin Cunigunde nun bald sein wird.“

„Meine Schwester Marie ist achtzehn Jahr alt, ziemlich gescheut und sehr hübsch mit blondem Haar und braunen Augen.“

„Das ist eine äußerst trockne Beschreibung,“ sagte Faustine belustigt.

„Ach,“ rief Mario, „was kann ich Ihnen von Andern erzählen! Immer und ewig mögte ich Sie reden hören und, wenn ich sprechen müßte, von Ihnen selbst zu Ihnen sprechen.“

‚Himmel, das wäre langweilig für mich!“

„Das glaube ich nicht! Giebt es ein Wesen, ür das Sie sich lebhafter interessiren, als für Sich Selbst?“

„Schlimm genug, wenn das der Fall — und ich kann es nicht leugnen. Denn wie soll ich Respect haben vor irgend einer Wesenheit, wenn ich nicht bei meiner eigenen anfange? und habe ich überhaupt erst diese Achtung für menschliche Entwickelung und menschliches Streben gefaßt, wie sollt' ich nicht suchen, zuerst mich selbst durchzuarbeiten? Das ist unser Ziel, das ist unsere Seligkeit. Muß der Mensch nicht stets diesen letzten Zweck alles Seins im Auge behalten?“

„Und nebenbei den unerschütterlichen Stützpunkt der ewigen Moral: daß diese Seligkeit durch kein Unrecht zu erringen ist! Wer sich mit seinem raffinirten Egoismus im Weltall isolirt, indem er alles Leben nur als den Born betrachtet,

welcher ihm frische Nahrung zuströmt, der wird bald genug vogelfrei zwischen seines Gleichen sein, aber nicht frei — nicht geschützt in seiner Eigenthümlichkeit und durch sie, weil er keinen Respect vor der fremden hat."

„O, ich mag nicht vogelfrei sein! Ich will ja nur das Bächlein sein, welches in das große Meer des Alls zurückströmt und spurlos verschwindet — wie gern! wenn nur mein Lauf klar und meine Welle rein gewesen."

Marios Blick hing unverwandt an ihr; aber der Stral ihres Auges glitt bei diesen Worten an ihm vorbei und stieg leuchtend wie eine Girandola gen Himmel. In diesem leuchtenden Stral zerschmolz ihr Herz und wallte empor, wie das Opfer von der Altarflamme verzehrt als Weihrauch aufsteigt. Es war etwas in dieser Frau, was sie befähigt hätte, eine große Heilige zu werden: der schmachtende, unauslöschliche Durst nach dem Ewigen.

Mario dachte heimlich wie einst Clemens: und kann sie denn überhaupt lieben? länger lieben, als den Augenblick, wo die Sonne der Liebe ihre jungen Stralen in die Welt hineinwirft? fester lieben, als das Lüftchen, welches süß und schmeichelnd meine Stirn umweht und versäuselt? tiefer lieben, als eine Fee, welche drei Minuten lang den Geliebten beseligt und dann ihn verläßt? — —

So war es zwei Uhr Nachts geworden. Faustine wollte fahren. Ihr Bediente war nicht da; Mario ließ ihn umsonst durch den seinigen suchen. „Der Mensch muß krank geworden sein," sagte sie, „das ist ihm nie begegnet.... oder was kann ihm sonst widerfahren sein?" Sie beunruhigte sich heftig; sie wollte nach Hause und fürchtete sich. „Könnte er nicht auch meinen Schrank erbrochen, Geld genommen und entflohen

sein? es war freilich nicht sehr viel da —" Mengen lachte, aber er sagte:

„Mein Wagen ist zu Ihrem Befehl; ich werde Sie begleiten und dann sogleich nach dem Abtrünnigen forschen."

„Ach, guter Mengen, wie freundlich von Ihnen!" seufzte Faustine.

Er gab ihr seinen Mantel um, führte sie herab und fuhr mit ihr fort. Sie sagte:

„Nun kann ich Ihnen Cunigundens Brief gleich mitgeben! und morgen schreiben Sie Ihren Eltern und fügen ihn bei. Wann können wir Antwort haben?"

„Spätestens in acht Tagen."

„Wenn sie günstig lautet, aber erst dann, theil' ich sie Cunigunden mit."

Faustinens Wohnung war bald erreicht. Im Vorzimmer kam ihre Kammerjungfer ihr wie gewöhnlich entgegen. Faustine fragte:

„Wo ist Ernst?"

„Vor einer Stunde ist er gegangen die gnädige Gräfin abzuholen. Aber Herr von Walldorf ist noch hier."

„Welcher Einfall, Jeannette, um diese Stunde Besuch anzunehmen!" rief Faustine heftig.

„Ernst hat es gethan, gnädige Gräfin, ich nicht."

Faustine öfnete rasch die Thür des Salons und trat ein; Mengen mit ihr. Eine Lampe brannte ziemlich dunkel in dem großen Gemach, in dessen entferntesten Winkel Clemens saß, im Lehnstuhl vergraben, die Arme auf den Knieen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

„Herr von Walldorf!" sagte Faustine zürnend.

Er fuhr auf und sah sie bestürzt an.

„Ich glaube, er hat geschlafen!“ sprach sie halb unmuthig, halb lachend zu Mario.

„Ich glaube, das thut ihm noth“ — antwortete Mario, schüttelte Walldorfs Arm und sagte: „Wollen Sie mich begleiten? die Gräfin kommt ermüdet vom Ball und ist unser ganz überdrüssig.“

„Ihrer vielleicht“ — warf Clemens über die Schulter ihm zu und sprach dann zu Faustine: „Sie kommen zu dieser Stunde, in dieser Verkleidung — was soll das bedeuten?“

War Faustine erstaunt gewesen über die Ruhe, womit Mengen Walldorfs Antwort hingenommen, so wuchs dies Staunen, als er ihr jezt gelassen seinen Mantel abnahm, der noch um ihre Schultern hing, und ihr das Wort abschnitt, das auf ihren Lippen schwebte, indem er sagte:

„Die Gräfin giebt Ihnen sicher morgen die interessantesten Notizen über den Ball, doch heute ist es wirklich zu spät. Kommen Sie mit mir, bester Walldorf.“

„Aber Mengen, ich begreife Sie gar nicht! lassen Sie Sich doch nicht mit dem Unbescheidenen ein!“ rief sie.

„Sie müssen Nachsicht mit ihm haben — er hat stark getrunken.“

Faustine unterdrückte nur halb einen ängstlichen Ausruf und ergriff Marios Hand. Das erregte Walldorfs Zorn. Er nahte ihr, leichenblaß, und fragte mit starker Stimme:

„Warum fürchten Sie mich?“

„Gar nicht,“ sprach sie hastig. Aber ihr Arm lehnte auf Marios, und er fühlte, wie ihre ganze Gestalt zitterte. Er wollte diese peinliche Szene für sie beenden und sprach:

„Wenn Sie mir den Brief geben könnten? und dann, gute Nacht!“

Faustine ging rasch in ihr Zimmer, er folgte ihr bis zur Thür. Auf der Schwelle empfing er den Brief, ihren dankbaren Händedruck, den freundlichsten Blick — dann schloß sich diese Thür .... auch vor ihm. Er empfand das, wie einen leisen Schmerz, ganz heimlich und ganz tief in der Seele; doch er hatte nicht Zeit, dieser Empfindung nachzuhängen. Clemens hatte sich auf ein Sopha gesetzt, die Beine über ein Tabouret gelegt, ein kleines Polster unter den Kopf geschoben, sich so bequem wie möglich etablirt. Mario nahm seinen Mantel um, setzte den Hut auf und fragte:

„Ist's Ihnen gefällig, Herr von Walldorf?"

„Nein, ich warte auf die Gräfin Faustine! sie soll mir Rede stehen, weshalb sie mir heute Mittag ihr Wort gebrochen, und heute Abend mich fortgeschickt hat."

„Aber sie hat sich in ihr Zimmer begeben: ein Zeichen, daß wir gehen können."

„Oder, daß ich ihr folgen darf." Er stand auf, doch etwas schwankend. Mario kochte innerlich vor Wuth, dennoch wollte er glimpflich mit Clemens umgehen, um Faustine nicht noch mehr zu ängstigen. Darum entgegnete er:

„Dann müssen Sie doch auf ihren Befehl warten."

„Richtig!" sagte Clemens, und ganz vergnügt über dies Argument, welches ihm erlaubte sich zu setzen, nahm er seine bequeme Stellung wieder ein.

Mengen warf Hut und Mantel ab, und etablirte sich neben Clemens ganz auf die nämliche Weise. Als der Anstalten sah, welche ein dezidirtes Postofassen verkündeten, fragte er verdrießlich:

„Mit welchem Recht lassen denn Sie Sich hier nieder?"

„Da Sie vor dem Zimmer der Gräfin Wache halten, so darf ich mir wol auch dies Vergnügen machen.“

„Die ganze Nacht hindurch?“

„Die ganze Nacht.“

„Es wird hier aber recht kalt werden.“

„O, ich habe meinen Mantel.“

„Zwei Wachen stehen doch nie auf einem Posten. Zwei sind überall zu viel und einer ist genug.“

„Diesmal ist auch Einer überflüssig.“

Clemens gab allmälig dem Einfluß nach, den die behagliche Stellung auf ihn übte: er wurde immer schläfriger. Nach fünf Minuten murmelte er:

„Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles stände wol.“

„Oho, alter Falstaff!“ rief Mario lachend und klopfte ihm auf die Achsel, „dazu kann Rath werden; komm nur mit mir.“

„Du bist ein braver Junge, Heinz, nur etwas leichtfertig,“ stammelte Clemens. Und bald hatte Mengen ihn den Händen seines Dieners übergeben. Dann fuhr er auf den Ball zurück — im Grunde nur, um von dem verschollenen Ernst Nachricht einzuziehen; denn als ihm sein Jäger nach einer halben Stunde meldete, Ernst sei da, fürchterlich betrunken, so befahl er jenem, ihn mit sich zu führen und begab sich dann selbst nach Hause. Dort ließ er Ernst hereinkommen, der weinselig, Faustinens Mantel über dem Arm, erschien, und mächtig erschrak, als statt der Gebieterin ein ernster Mann vor ihm stand, der drohend fragte:

„Wer hat Dich dazu verführt, Dich so schmählich zu betrinken?“

„Der Herr von Walldorf," stammelte Ernst, halb ernüchtert.

„Lüge nicht!" sagte Mengen streng.

„Der Herr von Walldorf, auf meine Ehre! wenn der Herr Graf mir erlauben wollen, mich so vornehm auszudrücken. Er kam und sprach: er habe den Befehl von meiner gnädigen Gräfin, sie zu erwarten, und er könne es mir durch einen Doppel-Friedrichsd'or beweisen. Das war klar. Ich ging. Auf dem Ball hieß es, der würde noch lange dauern. Es war kalt, eine Weinstube nah — ich trank ein Paar Gläser Champagner — vielleicht sind's auch Flaschen gewesen — man berechnet das nicht! die Zeit vergeht so schnell. —"

„Die Frau Gräfin will heute nichts von Dir wissen. Geh mit meinem Jäger und schlaf Deinen Rausch aus.... aber den Mantel sollst Du nicht mit Dir herumschleppen."

Ernst hing den Mantel über einen Stuhl und ging niedergeschlagen ab. Mario nahm den Mantel und betrachtete ihn so aufmerksam, als ob er ihn hätte taxiren sollen, und so erfreut, als ob ihm ein Wunder der Welt in die Hände gefallen. Er war von dunkelrothem Atlas mit weißem Tafft gefüttert, warm und leicht, um die Toilette nicht zu chiffonniren; weich, um sich dennoch fest darein wickeln zu können. Vor Marios Phantasie schwebte Faustinens lieblicher Kopf über dem Purpurstoff, wie ein Stern über der Abendröthe, und ihre graziöse Gestalt hüllte sich in die reichen Falten, und ihre schneeweißen Hände blitzten daraus hervor. Er drückte sein glühendes Antlitz fest in den Mantel, der weiche schmiegsame Atlas legte sich sanft wie ein Kuß an seine Wangen, an seine Lippen — mit einer heftigen Bewegung schleuderte Mario den armen Mantel weit von sich, holte tief Athem,

strich ganz erschöpft die Locken aus der Stirn und schellte. Der Jäger kam. Er ließ sich entkleiden, doch unfähig schlafen zu gehen, setzte er sich an den Schreibtisch, um einen Brief an den Vater zu beginnen. Kaum saß er, so fiel sein Blick auf den Mantel, der an der Erde lag. Das ist aber kein Platz für etwas, was sie trägt — dachte Mario, stand auf, nahm den Mantel, küßte ihn, als wolle er ihn wegen der schlechten Behandlung um Verzeihung bitten, setzte sich zum Schreiben, behielt ihn dabei auf seinen Knieen, und schrieb nun wirklich so eindringlich und herzlich über Cunigunde, daß er der günstigsten Antwort gewiß sein durfte. „Das war ein guter Tag“ sprach er halblaut nach Beendigung des Briefes; „ich habe den Engel in seiner Glorie gesehen, und ich habe ihm dienen dürfen.“

Er suchte die Ruhe, indem er sein Haupt auf den geliebten Mantel bettete, und durch seine Träume gaukelte, weinte und lächelte Faustine.

Clemens erwachte früh, unbehaglich, wüst im Kopf, öde in der Seele. Der ganze gestrige Abend war ihm wie Geld unter den Händen weggekommen. Er konnte sich auf nichts besinnen. Er rief seinen Diener, einen stämmigen, untersetzten Burschen, den er aus Oberwalldorf mitgebracht.

„Johann,“ sagte er, „wer hat mich über Nacht hierher begleitet?“

„Das weiß ich nicht, gnädiger Herr.“

„Kam ich allein?“

„Nein, gnädiger Herr! ein sehr großer, blasser Herr, gewiß so groß wie Ew. Gnaden, aber viel dünner — und ein Jäger kam mit herauf.“

„War ich denn krank, Johann?“

„Ne, gnäd'ger Herr, das eben nicht," sagte Johann mit stupidem Lachen.

„Jesus Maria!" rief Clemens entsetzt, „und ich war bei ihr gewesen! unmöglich! bin ich denn an Körper und Seele umgewandelt? kann ich nicht mehr einen erbärmlichen Tropfen Weins vertragen!"

„Na, gnäd'ger Herr," sagte Johann begütigend, „ich sollte meinen, es wäre wol mehr als ein Tropfen gewesen."

„Ich will mich ankleiden!" rief Clemens. Er that's im Fluge und stürmte eben so zu Mengen. Er haßte Mengen; aber er wollte doch wissen, ob er Faustine auf irgend eine Weise gekränkt, und ob der Gehaßte ihn zum Dank verpflichtet habe. Mengen war noch nicht aufgestanden, doch Clemens ließ sich nicht abweisen. Jener befahl die Vorhänge aufzumachen, Clemens setzte sich vor sein Bett — und starrte ihn sprachlos an, denn der ihm wolbekannte Mantel Faustinens lag auf Marios Bett. Dieser hatte, plötzlich erweckt, den unseligen Mantel vergessen, er wußte nicht Walldorfs ungemessenes Staunen zu deuten, und wartete ruhig auf eine Erklärung desselben und des frühen Besuchs. Als aber Walldorfs Zähne hörbar zusammenschlugen, wähnte er, Clemens werde durch die Erinnerung an sein gestriges Betragen gedrückt, und deshalb sprach er freundlich:

„Das kann wol einmal passiren, lieber Walldorf, und —"

„O zum Teufel!" rief Clemens außer sich, „der Mantel gehört —"

„Der Gräfin Faustine!" sagte Mario eiskalt, aber innerlich durchzuckte ihn ein gewaltiger Schreck über seine Unbesonnenheit.

„Und das leugnen Sie nicht einmal?“ stammelte Clemens.

„Warum sollte ich?“ fragte Mario unbewegt.

„O, Faustine! Faustine! in welche Hände bist Du gefallen!“ jammerte Clemens und rannte durch das Zimmer.

„Herr von Walldorf, Ihr gestriges Benehmen war zu begreifen und daher zu entschuldigen, Ihr gegenwärtiges ist aber weder das eine noch das andre. Haben Sie die Güte, mir Ihr Anliegen so kurz wie möglich vorzutragen, damit ich es so bald wie möglich erfüllen könne.“

„Graf Mengen, wie kommt dieser Mantel hieher?“

„Auf diese Frage bin ich nicht Ihnen, sondern der Gräfin Faustine die Antwort schuldig; daß ich ihr diese Rechenschaft nicht schuldig bleiben werde, davon mögen Sie später Zeuge sein. Uebrigens, Herr von Walldorf, bitte ich Sie, meine Verehrung für diese liebenswürdige, schutzlose Frau niemals nach der Ihren zu beurtheilen, welche für diese letzte Eigenschaft einen empörenden Mangel an Rücksicht an den Tag gelegt.“

Clemens wußte genug — für seine Person. Und das, was er weiter wissen wollte, erfuhr er jezt doch nicht. Also lief er fort, auf die Promenade, hin und her vor Faustinens Fenster. Vielleicht würde sie ihn sehen, ihn rufen — allein durch Faustinens purpurrothe Vorhänge schimmerte der Tag so dämmernd, daß er ihre Augenlider überstreifte, ohne sie zu heben. Sie schlief nicht mehr, sie träumte nur noch halb und halb, es war ihr lieblich zu Sinn — sie wußte selbst kaum warum. Cunigundens freundliche Zukunft wird es sein! meinte sie.

Nachdem Clemens vergeblich einige Zeit auf und ab gerannt, entschloß er sich nach einigen Stunden, Faustinen seinen B:such zu machen, unbefangen, gleichmüthig, als sei nichts vorgefallen, und es darauf ankommen zu lassen, wie sie ihn empfangen würde. „Gott," dachte er, „wenn sie nur diesen Mengen nicht liebte! der macht sie gleichgültig gegen mich! in Oberwalldorf war sie anders.... nicht anders gegen mich, nicht freundlicher.... aber dort konnt' ich nicht glauben, daß sie für irgend einen Mann — Andlau etwa ausgenommen — lieblicher sein könne; ja sogar ihre Empfindungsweise für Andlau kränkte mich nicht so — nicht so tief, nicht so bitter. Zeit, Treue, Gewohnheit, gaben ihm Rechte — ich weiß ja Alles, ich mache mir ja keine Chimären! ich verlange ja nichts, als daß sie mir erlaube, mein Herz vor ihr niederzulegen, als daß sie freundlich meine Liebe anlächle, sie dulde! statt dessen weis't sie sie ab, drängt mir das Wort in den Busen zurück oder verdreht es mir auf der Lippe, während sie an diesen Mengen ihre Liebe verschwendet. — Der Teufel mag wissen, in welchem Grad!"

Durch solche und ähnliche Vorstellungen regte er seinen Zorn und seine Leidenschaft dermaßen auf, daß er halb vernichtet bei Faustinen eintrat und keines Wortes mächtig neben ihr auf das Sopha sank. Sie wähnte, wie Mario vorhin, die Erinnerung an seine Ungezogenheit quäle ihn, und dadurch ward sie in ihrem Vorsatz, den gestrigen Vorfall gänzlich zu ignoriren, noch mehr bestärkt. Sie frühstückte, denn Clemens, dem die Secunden zu Ewigkeiten wurden, hatte sich in den Stunden verirrt.

„Brav, daß Sie so früh kommen! ich fürchtete schon, Sie würden mir meine gestrige Abtrünnigkeit nicht ganz verziehen

haben. Das kam aber so.“ Sie erzählte ihm, wodurch sie gestört worden sei, und dann vom Ball, der elegant und amüsant gewesen, und dann, daß Mengen sie heut im Eisschlitten fahren wolle — Alles so schlicht, so natürlich, wie die Unbefangenheit, und freundllich, wie die Güte thut, die einen Andern aus peinlicher Lage befreien mögte. Doch Clemens in seinem aufgeregten Zustand war nicht dafür empfänglich. Er sah nur eine geschickte Heuchelei. Das überwältigte ihn, er schlug verzweiflungsvoll beide Hände vors Gesicht. Die erste Bewegung Faustinens war, mißtrauisch von ihm wegzurücken. Doch sie besann sich, daß er unmöglich Morgens um zehn Uhr im Rausch sein könne, und seine Desperation auf Rechnung seiner Beschämung schreibend, faßte sie sich, blieb neben ihm sitzen, zog seine Rechte von seinem Gesicht herab, und sagte:

„Guter Clemens, beruhigen Sie Sich.“

Da blickte er sie an, schüttelte den Kopf und rief:

„Aber Sie strafen ja den lieben Gott Lügen! .... Ja ja!“ fuhr er fort, als Faustine tödtlich erschreckt ihn sprachlos ansah — „jezt fällt die Maske! doch, wenn man nichts ahnt, nichts weiß, und nur Ihr Gesicht sieht, so würde Jeder meinen, der liebe Gott habe seinen Lieblingsengel auf die Welt geschickt, um die Menschen von ihm zu grüßen, und vielleicht ist das auch seine Absicht mit Ihnen gewesen. Aber dies himmlische Antlitz lügt! es wohnt nichts dahinter — als ein lügenhaftes Weib.“

Faustine erhob sich. Sie stand vor Clemens so hoch, so groß, als sei sie plötzlich um einen Fuß gewachsen. Kalt und befehlend zeigte sie mit der ausgestreckten Rechten nach der Eingangsthür, und ohne Clemens eines Blickes zu würdigen

ging sie königlich stolz aus dem Salon in ihr Zimmer und verschmähete es die Thür hinter sich zu schließen. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, legte den Kopf in beide Hände, um sich zu besinnen, ob Clemens verrückt oder betrunken, krank oder unverschämt sein möge, brachte es nicht heraus, und schrieb, um sich zu zerstreuen, ein Paar herzliche Zeilen an Cunigunde, als Antwort auf ihren gestrigen Brief. So war eine Viertelstunde verflossen. Clemens saß noch immer regungslos auf dem Sopha. Er bereute sein Benehmen — besonders deshalb, weil er, mit der Thür ins Haus fallend, Faustinen Waffen in die Hand gegeben. Darum hob er ganz demüthig an:

„Ich bin noch hier, Gräfin Faustine.“

„Wider meinen Willen, Herr von Walldorf,“ sprach sie eisig von ihrem Schreibtisch herüber.

Er stand auf, ging bis zur Schwelle ihres Zimmers und bat:

„Wenn ich ein Verbrecher bin, so geben Sie mir durch die Beantwortung einiger Fragen dreist den Todesstoß.“

„Sie sind ein Wahnsinniger,“ sagte sie gelassen und legte die Feder hin.

„Kamen Sie nicht heute Nacht in Graf Mengens Begleitung nach Hause?“

„Ja.“

„In seinen Mantel gehüllt?“

„Ja.“

„Warum das?“

„Weil der meine samt meinem Bedienten verschwunden war und noch ist.“

„Ich bitte um Vergebung! der Mantel ist da, ich habe ihn vor zwei Stunden gesehen.“

„Wo denn?“

„Wo? Sie fragen?.... Gräfin, haben Sie in der That den Muth zu fragen?“

„Himmel!“ rief sie sehr ungeduldig, „hing er als Wetterfahne an der katholischen Kirche, oder fuhr ein neuer Faust auf ihm durch die Luft, oder was sonst!“

„Er lag in Graf Mengens Zimmer — auf dessen Bett.“

„Nun das ist mir lieb! der gute Mengen! so hat er den Ernst aufgefunden — ich war schon ganz verzagt. — Weiter im Examen, Herr von Walldorf! Sie sehen, ich bleibe keine Antwort schuldig.“

„Ich bin zu Ende.“

„Das thut mir leid.“

„Warum?“

„Weil es mir nicht geglückt ist, Ihnen den Todesstreich zu geben, d. h. Ihren wahnsinnigen Hirngespinnsten, denn Sie sehen zwar ganz petrifizirt aus, aber gar nicht klar und verständig.“

„Faustine!“ rief Clemens und warf sich ihr zu Füßen, „haben Sie Mitleid mit mir. Wie kann ich klar sein, wenn die rasendste Leidenschaft, Eifersucht, meine Besinnung, mein Urtheil verstümmelt, und wenn alle äußern Zeichen mich gräßlich in dem Verdacht bestärken, daß — Mengen glücklicher ist als ich.“

„Das wünsch' ich ihm aus tiefster Seele,“ sprach Faustine finster.

Clemens fuhr auf und sagte mit hämischer Bitterkeit: „Daran hab' ich nie gezweifelt! ich wußte es — als ich den Mantel bei ihm sah."

„Verschonen Sie mich mit diesem ewigen Mantel!" rief sie ungeduldig.

„Er muß doch sein, wo die Besitzerin ist — oder war."

Der tiefe Unmuth in Faustinens Zügen ging plötzlich in eine so tiefe Trauer über, daß Clemens wie niedergedonnert abermals zu ihren Füßen hinsank. Sie sagte nur: „Clemens!" — aber es lag ein herzzerschneidender Vorwurf in ihrem leisen, zitternden, melancholischen Ton.

„Vergebung!" stammelte er mit gerungenen Händen.

„O," sagte sie, „nicht mich haben Sie am tödtlichsten gekränkt: Sich Selbst — die reine Blüte Ihres Gefühls! .... Stehen Sie auf, Herr von Walldorf, gehen Sie! Sie können doch künftig nicht mehr den Muth haben, mir fest ins Auge zu sehen, unwillkürlich würden Sie es niederschlagen, und einen solchen Menschen kann ich nicht in meiner Nähe dulden — gehen Sie!"

„Sei gnädig, Faustine!" seufzte Clemens, und drückte seine Stirn auf ihre Füße. Doch mit unsäglichem Widerwillen machte sie mit dem Fuß eine abwehrende Bewegung und wiederholte:

„Gehen Sie." — Und er ging. — Große Thränen quollen aus ihren Augen. Sie blickte mit tiefer Sehnsucht Andlaus Bild an und sagte: „Anastas, mein Freund! kommst Du denn nie wieder mit Schutz und Schirm für Deine Ini?"

Da hörte sie im Vorzimmer Marios Schritt. Schnell trocknete sie die Augen. Es war vielleicht ihr größter Schmerz,

daß sie ihm den Grund ihrer Betrübniß nicht sagen durfte. Das machte sie verdrießlich. Sie empfing ihn nicht eben freundlich, als er mit den Worten eintrat:

„Darf ich für den Sünder Ernst um Gnade bitten?"

„Der ist an Allem schuld!" rief sie unmuthig.

„Ist Ihnen Unangenehmes widerfahren?" fragte Mario sehr besorgt.

„Nein, gar nichts," sagte sie verlegen — „ich meinte nur gestern .... und dann, wo ist mein Mantel?"

Aha, dachte Mario, Clemens hat bereits geplaudert. Laut sagte er ruhig:

„Ich nahm ihn gestern Abend dem weinseligen Ernst ab, um ihn vor den Rauchwolken der Bedientenstube zu schützen; jezt hängt er wieder auf dessen Arm." Dann erzählte er ihr, daß und wie Ernst zu dem Rausch gekommen, und sie rief:

„Mit Trunkenen hab' ich nichts zu schaffen! den einen hab' ich so eben fortgeschickt, und der andere mag auch gehen."

„Theure Gräfin, mögten Sie nicht ignoriren?"

„Nein! Clemens beharrt in einem fortwährenden Rausch, der mir ganz lästig ist, und was ich jezt von ihm erfahren, Bestechung meines Bedienten, trägt nicht dazu bei, ihn in meiner guten Meinung herzustellen."

„Aber Ernst, der zum ersten Mal diesen Fehltritt begangen und ihn mit Thränen bereut hat ...."

„Nun, so ermahnen Sie ihn, reden Sie ihm ins Gewissen, nehmen Sie ihm Schwur und Eid ab, liebster Mengen! ich verstehe mich nicht auf Strafpredigten, und behalte ganz gern einen, seit Jahren treu ergebenen Diener."

So vermittelte Mario den Frieden; und bald war es ihm auch gelungen, die Unmuthswölkchen aus Faustinens Seele

zu verscheuchen, denn sie hatte die reizbare Beweglichkeit eines Kindes, und jeder goldene Äpfel eines Gedankens, den man auf ihren Weg warf, hemmte ihren flüchtigen Atalantenlauf. Mario erzählte ihr von einer Heirath, welche als eine schauerliche Mesalliance, nicht sowol des Standes, als auch des Alters und aller äußern Verhältnisse, die Gemüther in Bewegung setze.

„Der Mann ist ein Künstler,“ sagte Faustine.

„Aber hoch in Jahren, aber ohne die geringste Spur von Schönheit! was hilft es der Frau, ihn alle Abend drei Stunden lang glänzend und gefeiert zu sehen, wenn vor ihren Augen der Nimbus schwindet?“

„O wir sind capriziös! drei Stunden täglich den Liebsten bewundert zu sehen, alle Seelen beherrschend, alle Blicke fixirend — das mag eine große Befriedigung sein.“

„Dann kommt er matt, unschön, abgespannt heim, ein in die Raupenhülle zurückgekrochener Schmetterling ....“

„Ach, Bester! die Frau bekommt den Mann sehr häufig in unschöner Gestalt zu sehen, ohne daß er zuvor die Welt entzückt! Und dann glaub' ich, daß es fast unmöglich ist, den Zauber zu ergründen, welcher über den intimen Umgang aller Kunstmenschen ausgebreitet ist, und daher auch schwer, ihm zu widerstehen, wenn man dafür empfänglich. Launen mögen sie haben, heftig, zerstreut, wild mögen sie sein — dennoch besitzen sie eine Magie, die mit dem allen versöhnt — und das ist vielleicht der höchste Triumph der Kunst.“

„Es fragt sich doch, ob diese Magie fürs Leben ausreicht. Welcher junge Mann ist nicht einmal in eine Schauspielerin, Sängerin bis zum Wahnsinn verliebt gewesen, und wie selten entspringt daraus ein dauerndes Verhältniß.“

„Weil überhaupt ein solches nicht aus jugendlichen Aufwallungen hervorgeht."

„Nein, weil jene Erscheinungen nur im Besitz der Magie sind, welche für einen Moment blendet, ohne zu fesseln."

„Sie haben freilich die eigene Erfahrung für sich" — sagte Faustine launig — „dagegen kann ich nicht streiten. Künstler aller Art sind und bleiben aber doch meine geborenen Freunde, für die ich mich vorzugsweise interessire — nur müssen es wahre Künstler sein, schaffende, begeisterte, keine Nachahmer, keine Handwerker."

„Das Genie hat das nämliche Schicksal wie die Tugend: sie sind beide in der Minorität auf unserer mittelmäßigen Erde. Ein großer Künstler ist eben so selten, als ein großer Mensch."

„Hört er Ihrer Meinung nach auf ein Mensch zu sein?"

„Halb und halb! es kommen Inspirationen über ihn — er weiß nicht woher! es steigen Bilder vor ihm auf — er weiß nicht von wannen! streitende und ringende Gewalten werden in ihm rege, die kein äußerer Anlaß, keine innere Leidenschaft geweckt! er sagt Dinge, die er noch nie gedacht! er schafft Gebilde, deren Gleichen er nicht geschaut! Allein er kann nicht der Kraft gebieten, welche sie aus dem Nichts hervorruft. Er muß warten, bis ein Gott, ein Dämon, ein Genius sie ihm einhaucht. Er besitzt höhere Gewalt, als die gewöhnlich menschlichen, sogar die allerglänzendsten Fähigkeiten; aber er wird von einer noch höheren Gewalt besessen. Er schreibt Gesetze vor, er stürzt Gebräuche und Meinungen, er beginnt und endet Epochen, wie ein Gott; aber er ist zugleich ein blinder, gehorsam dienender Priester im Tempel des Gottes. Und diese wundersamen Mischungen, welche essentiel

seine Wesenheit ausmachen, stellen ihn gewissermaßen seitab von den selbstbewußten Menschen. Ich gestehe, daß ich immer eine Art von Scheu vor ihnen habe, die sonst meiner Natur fremd. Man ist nie sicher bei ihnen, ob sie bergan oder bergab steigen — ob sie Himmelslichter in die Tiefe leuchten, oder unterirdische Flammen am Himmel stralen lassen wollen — ob sie ihre immensen Gaben wie der Reiter bändigen, oder wie das Roß ihnen gehorchen. Ich liebe sie nur par distance — in ihren Werken."

„Das ist recht weltmenschlich kalt gesprochen! Sie fürchten nur, in eine Sphäre fortgewirbelt zu werden, der Sie nicht gewachsen sind. Bedenken Sie nur, welche unermeßliche Wolthat ein einziger Künstler für lange Zeiten und kommende Geschlechter werden kann, und Ihr Herz muß schlagen für ein Wesen, das von Gott zu einem Segen der Menschheit auserlesen ward, und das diese hohe Ehre vielleicht mit ungekannten und ungemessenen Schmerzen bezahlt hat."

„Aber durch welche Wonnen werden diese Wehen des ringenden und schaffenden Genius compensirt! ich denke mir, daß wenig Menschen eine Empfindung hatten, derjenigen gleich, womit Rafael vor seiner vollendeten Sixtinischen Madonna gestanden."

„Vor der vollendeten? kaum! — der Genius ist éminemment strebend, findet weder Genuß noch Befriedigung in dem Ueberwundenen, dem Geleisteten. Wenn die Conception in ihm aufgeht, dann glaub' ich, feiert er seine seligen Mysterien, gegen deren tiefsinnige, glühende, unirdische Trunkenheit unsere kleinen mäßigen Freuden freilich sehr grau aussehen mögen. Doch jener Rausch ist ein Moment, und dann steht er plötzlich in dem nüchternen Leben."

„Wir Alle stehen in dem nüchternen Leben und ohne jenen compensirenden Rausch —"

„Es muß demjenigen schwer werden, einen Schoppen aus der Hand der schwarzaugigen Kellnerin zu nehmen, dem Hebe die Schaale kredenzt hat. Er wird unwillkürlich vergleichen, den Wein mit dem Nektar, das Mädchen mit der Göttin, und Vergleiche stören die Genußfähigkeit. Wir aber begnügen uns tout bonnement mit dem Wein und der Sterblichen, denn wir wurden nicht aus dem Olymp auf die Erde geschleudert. So wird er auch immer das, was er gewollt, mit dem vergleichen, was er geschaffen hat, und gewiß in der Erscheinung nur einen Schatten seiner ursprünglichen Idee finden. Ich hab' einen Freund — er ist aber nicht Maler, sondern Dichter — der spricht: All meine Schöpfungen kommen mir vor wie gefallene Engel! sie haben wol noch etwas, was an ihren Ursprung mahnt, doch die Glorie ist verschwunden, seit sie die sinnliche Form annahmen. Mich grämt's aber wenig! ich verkehre mit den ungefallenen Geistern, und schneide ihnen nach besten Kräften ein Mäntelchen von Staub zurecht, worin sie sich den Menschen offenbaren."

„Sehen Sie, Ihr Freund fühlt sich glücklich! das spricht für meine Ansicht. Wie heißt er denn? kennt man ihn als Dichter?" fragte Mario neugierig.

„Man kennt ihn wol . . . . freilich nicht als Dichter, sondern —"

„Nun? sondern? Sie sagten ja eben —"

„Sondern als Dichterin."

„Also eine Frau?" sagte Mengen gedehnt.

„Ja, zum Unglück nur eine Frau, die Ihre Ansicht theilt," sagte Faustine neckend.

„Und warum nannten Sie diese Frau Ihren Freund?“

„Weil für mich das Genie geschlechtslos ist. Mag ein Fledermäuschen oder ein Titane schaffen — sein Genie ist mein Freund.“

„Und trauen Sie mir nicht dieselbe Unbefangenheit zu?“

Faustine lachte herzlich. „Excellent! haben Sie mir je Anlaß zu diesem Vertrauen gegeben? Sie halten die Frau nicht der Begeisterung fähig und nicht der Leidenschaft: ist es möglich, ohne dieses zweischneidige Schwert sich Bahn zu brechen auf dem Pfade der Kunst? Nein! — Sie glauben gar nicht, daß das Genie mit einer Frau Mißheirath schließen, sich gleichsam an sie verplempern könnte. Es braucht eine Hülle sechs Fuß lang, tiefe Baßstimme, Collier grec, — darin hat es Raum. Ein Genie, ihr wunderlichen Herren, muß genau so aussehen wie ihr selbst! Trüg' es ein Musselinkleidchen, und das Haar aufgeflochten, ihr würdet ihm für euer Leben gern einen stattlichen schwarzen Bart malen, damit es doch ein klein wenig für seine Würde befähigt wäre! — Nein, guter Mengen, wenn Ihnen das Genie eine Hand reicht, die halb so schmal ist als die Ihre, so machen Sie sicher nicht Ihren Freund daraus!“

„Möglich! weil ich, wie gesagt, diese Leute am liebsten in gehöriger Entfernung beobachte und bewundere. In der Nähe findet man schwer den richtigen Gesichtspunkt, von wo sie betrachtet und beurtheilt sein wollen. Das macht und giebt Verwirrung. Ich liebe die Klarheit.“

„Dann lassen Sie uns in den großen Garten gehen: da ist jezt Alles von einer gespenstischen Klarheit. Der Himmel so blau, die Erde so weiß, das Eis so hell, die Bäume so nackt — o diese Klarheit, wie ist sie kalt!“

Sie schüttelte sich vor Graus und ging sich zum Spaziergang und zur Eisfahrt ankleiden. Mengen sah ihr nach. Es war ihm, als ziehe ein Glanzstreif hinter ihren Schritten, wie Nachts im Mondschein auf dem Wasser hinter dem Schwan. Ich liebe die Klarheit, wiederholte er halblaut und setzte sich in tiefen Gedanken aufs Sopha. Was hält mich ab, bei ihr dahin zu gelangen? Eine einzige Frage und Alles ist entschieden!... aber sie lacht mich aus, sprach sie gestern, wenn ich die Frage thue. Die Sonne ist auch nicht klar, doch licht, himmlisch licht, wie sie. — —

Faustine war längst wieder eingetreten und in der Thür stehen geblieben, als sie seine sinnende Stellung wahrnahm. Er bemerkte sie nicht eher, bis sie fast schüchtern seinen Namen aussprach. Dann fügte sie hinzu:

„Ich unterbreche ungern Jemand in seinen Gedanken, weil ich nicht weiß, aus welchem Eden ich ihn heimrufe.“

„Fürchten Sie nichts! Sie bringen es“ — sagte Mario mit tiefer Innigkeit, sehr verschieden von dem scherzenden Ton, mit welchem er sonst wol ein huldigendes Wort zu sagen pflegte. Und so blieb er auch in den Stunden, die er mit ihr verbrachte. Beim Scheiden rief er:

„Und nun vergehen fast vierundzwanzig Stunden, bis ich Sie wiedersehe?“

„Warum? kommen Sie heut Abend zu Frau von Eilau — da werd' ich sein.“

„Ich kann nicht — ich habe nothwendig —“

„So jammern Sie nicht!“ — rief Faustine ungeduldig.

„Ich werde kommen,“ sagte Mario froh, denn er sah wol, daß seine Weigerung, nicht seine Klage sie verdroß, und Faustine lächelte eben so froh als er.

Am Abend jedoch verging eine Viertelstunde nach der andern und Mario kam nicht zu Frau von Eilau. Anfangs war Faustine unmuthig, dann unruhig, endlich geängstigt. Zuerst schob sie dies unbegreifliche Ausbleiben den Geschäften zu, darauf unvorhergesehenen Störungen, zuletzt irgend einem Unglücksfall. Sie dachte an Clemens, ob der sich nicht zu weiß Gott welcher Thorheit Mario gegenüber habe hinreißen lassen. Schauerliche Möglichkeiten tauchten vor ihr auf und umflorten ihren Blick. Sie sank im Sopha, und ihr Kopf auf die Lehne zurück. Seit einer Stunde wurde Musik gemacht, und zwar so gute, daß Niemand daran dachte, Conversation zu machen, welche durch mittelmäßige hervorgelockt wird, wie die Maus aus ihrem Versteck. So blieb Faustine ungestört und kaum beachtet. Aber die Musik schwirrte wie Mückengesumm in ihr Ohr. Sie war auf dem Punkte, die Gesellschaft zu verlassen, um wenigstens der Qual des Wartens in ihrem einsamen Zimmer überhoben zu sein. Da, ganz leise, um nicht zu stören, ging die Thür auf. Es war Mengen; Faustine hatte aber schon so oft umsonst nach dieser Thür geschaut, daß sie entmuthigt nicht mehr die Augen aufschlagen mogte, und so saß sie ihm gegenüber, ganz blaß, die Wimpern so tief gesenkt, als wären sie geschlossen, um den Mund mühsam verhaltene Trauer — er konnte nicht anders als glauben, ein großer Unfall habe sie betroffen, und um ihr ein Zeichen zu geben, daß eine Freundesseele gegenwärtig, fiel ihm nichts Anderes ein, um die Störung unbekümmert, als seinen Stock fallen zu lassen. Alle Blicke kehrten sich vorwurfsvoll gegen ihn, doch er beachtete sie nicht, denn die seinen waren auf Faustine gerichtet, und sie sah jezt auf, sah und erkannte ihn, und augenblicklich war sie verwandelt,

strahlend, heiter, glücklich. Mengen verging vor Ungeduld über den Virtuosen. Mit dessen Schlußakkord stand er neben Faustine und fragte:

„Was war denn das — vorhin?“

„Ich fürchtete, Sie würden nicht kommen. Da langweilte ich mich.“

„Sonst nichts ist Ihnen geschehen?“

„Ist's nicht genug, anderthalb oder zwei Stunden zu warten? und gar für mich, die ich nie Jemand warten lasse? Ich mag über keinen Menschen diese Folter verhängen.“

„Wir hatten keine Stunde verabredet! konnte ich ahnen? —“

„O nein, nein! Sie konnten nicht ahnen! aber nun wissen Sie ein für alle Mal.“

Feldern kam täglich zu Faustinen. Sie hatte ihm die Schritte mitgetheilt, welche sie für Cunigunde gethan. Auch er fand es am Besten für sie und für sich, sie aus dem Elternhause zu entfernen.

„Wenn mir die Möglichkeit abgeschnitten ist, sie wiederzusehen,“ sprach er, „so werd' ich leichter an die Unmöglichkeit unserer Verbindung glauben. Kann ich zu ihr, so will ich sie sehen, und sehe ich sie, so will ich sie besitzen.“

„Sie sind recht aufrichtig, mein bester Feldern,“ entgegnete Faustine überrascht, „ich habe Sie niemals so offen reden hören.“

„Wenn man nichts zu hoffen noch zu verlieren hat, entweder weil man Alles oder weil man Nichts besitzt, so wird

man höchst aufrichtig. Der Bräutigam beim Hochzeitschmaus sagt unbefangen: ich bin sehr glücklich! und der Bettler an der Straßenecke sagt eben so unbefangen: ich bin sehr elend. Lust und Leid haben Kinder, die sich frappant ähnlich sehen — sie müssen also wol aus derselben Familie stammen."

Faustine erkannte in diesen und ähnlichen Aeußerungen Felderns Marios Einfluß, der sich treu bemühte, ihm eine Unabhängigkeit von den überraschenden Schicksalswendungen zu geben, wie er selbst sie bisher bewahrt, und sehnlichst wünschte sie, es mögte doch auch für Clemens ein solcher Nothhelfer sich finden, denn sie — das fühlte sie lebhaft — konnte keinen Einfluß mehr auf ihn wünschen, und deshalb ihn auch nicht haben. Er war für sie wie von der Erde vertilgt, spurlos verschwunden, ließ sich weder bei ihr noch irgendwo bei ihren Bekannten sehen, und sie hätte glauben dürfen, er sei abgereis't, wenn nicht eine bange Ahnung ihr zugeflüstert, daß er sich schwerlich ohne Abschied, ohne Versöhnung von ihr trennen würde. Wo war er also? umkreis'te er ihre Wohnung? bewachte er ihre Schritte? ließ sich von seiner rasenden Leidenschaft nicht das Wahnsinnigste fürchten? — Die Bestechung ihres Bedienten fiel ihr zuweilen ein, wenn sie allein war. Sie gerieth in eine höchst unbehagliche Spannung, und fuhr zusammen, wenn sie Stimmen und Tritte im Vorzimmer nicht sogleich unterscheiden konnte. War Mengen bei ihr, so erschien diese Angst ihr so kindisch, daß sie sich nicht entschließen konnte, sie ihm anzuvertrauen. Auch war es ihr peinlich, Mario auf Walldorfs Spur auszusenden. Sie wußte zu gut, wie rücksichtlos Clemens war, wie leicht er grade diesen Gehaßten absichtlich kränken und verletzen mogte. Als aber die Woche ohne irgend ein Lebenszeichen

von ihm verstrichen, da beschwor sie Feldern, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Sie sagte ihm offen Alles, was zwischen ihm und ihr statt gefunden, und schloß damit:

„Ich kann mich nicht direct nach ihm umthun, weil er aus dem geringsten Beweis von Theilnahme gleich ganz unerhörte Folgerungen zieht, die ihm Schaden thun, weil sie sich nie realisiren, aber mich in die widerlichste Verlegenheit setzen.“

Feldern versprach sein Bestes zu thun und ihr im Lauf des Tages Bericht, wenigstens über seine Anwesenheit in Dresden, abzustatten. Ein Brief von Andlau trug nicht dazu bei, Faustine zu erheitern. Er schrieb ihr über Cunigundens Angelegenheiten in dem kühlen Ton der Ueberlegung, der ihr ganz unerträglich war, wenn sie bereits für oder wider Partie genommen. Man sollte doch nur nie in einer solchen Entfernung Dinge besprechen, die heute anders aussehen als morgen, murmelte sie, sondern nur solche, die nie wechseln und nie altern! Freilich kenne ich Cunigunden sehr wenig — freilich ist es eine mißliche Sache, eine passende Stellung für sie ausfindig zu machen — freilich erntet man fast immer Verdruß und Undank aus Einmischung in Familienverhältnisse — aber ich habe mich nicht dazu gedrängt, und die Art, wie ich da hinein verflochten bin, kann gewiß keinen Schatten auf mich werfen. Und sogar wenn es ein Schatten wäre — es sollte mich nicht kränken, denn ich habe etwas Gutes gewollt; und ein Fleck ist es sicher nicht. — Andlaus Antwort war da — und nicht eben trostreich. Wenn Mario keine bessere bekam, was sollte mit Cunigunden werden? Sie grübelte sich matt und müde. Da flog die Thür auf und Mengen freudestralend ins Zimmer, einen ofnen Brief in der Hand.

„Cunigunde ist willkommen!“ rief er, „und zwar gleich auf der Stelle. Meine Mutter hat ihren alten Kammerdiener hergeschickt, um sie auf der Reise zu begleiten — daher die etwas verzögerte Antwort: er brachte mir den Brief. Sind Sie zufrieden?“ — Er kniete neben ihr nieder und blickte glückselig in ihr Auge, aus welchem wieder der himmlische Stral aufleuchtete.

„O Mengen!“ sagte sie nur, und legte die Hand auf die Brust; die andre gab sie ihm, und er behielt sie in der seinen, ohne sie zu küssen, lange, friedlich, andächtig, immer wie verzaubert in ihr Antlitz schauend. Spät drückte er heftig seine Lippen in die schmale zarte Hand — da stand Faustine auf und sagte:

„Lieber Mengen, sagen Sie, bitte, dem Ernst, er möge einen Boten besorgen, ich will sogleich Cunigunden schreiben, damit sie sich bereit mache; vielleicht kann sie dann schon morgen reisen. O wie wird sie sich freuen! wie dankbar Ihnen sein —“

„Das wäre ganz hors de saison! ich habe in Ihrem Dienst gehandelt, da mußte ich wol des Gelingens sicher sein.“

Feldern war gradeswegs zu Clemens gegangen. Der breite Johann schien zweifelhaft, ob er ihn bei seinem Herrn einlassen solle oder nicht; da er aber bereits gesagt, er sei daheim, so mußte er ihm die Thür öfnen. Der zierliche, ordnungsliebende Feldern erschrak vor der Verwüstung, die in diesem großen, vielleicht ursprünglich eleganten Zimmer herrschte. Kleidungsstücke an der Erde, Teller auf den Stühlen, Flaschen, Karten, Ueberbleibsel vom Frühstück und von Cigarren auf den Tischen, Schläger und Pistolen auf dem Bett, Gläser

überall, zwei Feldbettstellen neben einander aufgeschlagen, und Clemens im Schlafrock, mit verwildertem Bart, geisterbleich, krankhaft, mitten im Zimmer stehend, den einen Arm um den Kopf geschlungen, den andern schlaff herabhängend.

„Hier sieht es ja aus wie in einem Lager,“ sprach Feldern eintretend; doch der scherzhafte Ton kam ihm nicht von Herzen.

„Ja,“ sagte Clemens gleichgültig, „wir sind zwei Tage und zwei Nächte beisammen gewesen, da muß man seine Anstalten treffen, so gut es gehen will. Wir waren unsrer sieben; ein Paar schliefen zur Zeit. Wir wechselten uns ab. Es ging recht gut. Nur aber heute, am dritten Tage, da wurden die dummen Jungen stöckisch und gingen — der eine rechts, der andre links; zum Essen, zum Schlafen — was geht's mich an.“

„Sie sind also wol recht lustig gewesen?“

„Lustig? nun ja, wie man's nehmen will. Lärm gab's genug, Wein auch, Karten auch, und ich hoffe, Sie sind nicht der Meinung, daß Weiber dabei sein müssen, um die Sache ganz lustig zu machen.“

„Gott bewahre!“ sagte Feldern, Clemens war ihm beängstigend, schien halb im Rausch, halb geistes-, halb körperkrank. „Würden Sie aber nicht auch gut thun, ein wenig frische Luft einzuathmen? die dicke, heiße Atmosphäre des Zimmers stimmt die Nerven herab, beklemmt die Brust. Sie sehen recht fatiguirt aus.“

„Ich bin es,“ sprach Clemens und setzte sich auf einen Tisch, von dem er die Karten herabschleuderte.

„Ich glaubte Sie krank, weil ich Sie so lange nicht bei der Gräfin Faustine getroffen.“

„Umgekehrt! weil ich nicht mehr zu der Gräfin Faustine gehe, bin ich krank, d. h. ich würde krank werden, wenn ich nicht vorzöge, lustig zu leben.“

„Es ist ganz hübsch, lustig zu leben, so zwei, drei Tage — doch dann, Bester, wird man des Spaßes überdrüssig —“

„Wie aller Dinge auf dieser sublunarischen Welt und des Lebens zuerst.“

„Sie sind noch sehr jung, Herr von Walldorf —“

„Ich werde morgen zweiundzwanzig Jahr und das nennt man jung. Allein ich bin zu meinem Unglück in diesen letzten Monaten alt geworden, uralt, wie die Steine —“

„Indessen sind Sie doch noch auf Vergnügungen bedacht —“

„Nein! auf Zeittödtung.“

„Wollen Sie einen Spaziergang mit mir machen?“

„Da müßte ich mich erst ankleiden.“

„Freilich! von Kopf bis zu Fuß.“

„Und das ist doch nicht der Mühe werth! Sagen Sie mir, Herr von Feldern, ist denn etwas der Mühe werth, daß ich darum meinen kleinen Finger rege?“

„Ja, die Pflichterfüllung.“

„Aber wenn man gegen Niemand auf der Welt Pflichten hat?“

„Sie fragen wunderlich! haben wir nicht die ganze Menschheit?“

„Bah!“ rief Clemens, ließ den Kopf auf die Brust sinken, und hob nach einer Pause an, ohne ihn zu erheben: „Kommen Sie aus eignem Antriebe zu mir?“

Feldern mogte keine Unwahrheit sagen; überdas war

etwas so Trostloses in Walldorfs Zustand, daß er ihm die kleine Freude gönnte und die Frage verneinte.

„Sie schickt Sie also? sie denkt an mich?“ rief Clemens mit schwermüthiger Freude. „Aber wie könnte es auch anders sein, da ich stets an sie — nicht doch! nur sie denke! Solche Gedanken müssen zu einem Netz werden, das allmälig ihre Seele umspinnt und zu mir hinüber zieht.“

Feldern dachte an das, was ihm Faustine über Walldorfs übertriebene Folgerungen gesagt; deshalb sprach er halb scherzend, doch mit einem Anflug von Bitterkeit:

„Darauf sollten wir es nie anlegen. Frauenseelen sind so subtil, daß unsere plumpen Gedanken sie nicht fangen, und so capriciös, daß sie sich oft ohne unser Zuthun fangen lassen.“

„Meinen Sie? ohne unser Zuthun? Also auch Ihnen haben die Frauen weh gethan! O das Leid, welches dies Geschlecht über die ganze herrliche Schöpfung verbreitet, ist namenlos, und der Mann verloren, der von einem Weibe Heil begehrt! Und gerade, daß die engelhaften so dämonisch sind! Die Menge? o die schaut man an, ohne daß die Brust sich hebt, das Herz klopft, das Blut siedet, die Arme sich ausbreiten! das Alles ist für Eine, die zwischen den Uebrigen sich ausnimmt wie ein Märchen zwischen Tagesgeschichten.... sagen Sie mir, fallen Ihnen nicht immer Märchen ein, wenn Sie — diese Frau sehen, z. B. das von der Prinzessin, von deren Lippen Rosen fallen, wenn sie lächelt, und von deren Wimpern Perlen, wenn sie weint. Diese Frau hat Augen! —“

„Alle Frauen haben Augen!“ unterbrach Feldern, etwas überdrüssig der Rhapsodie — und es ist gut, daß man sich dessen zuweilen erinnert, um nicht in Monomanie zu verfallen,

denn die Frau, die kein Auge für uns hat, sollte für uns auch keine Augen haben.“

„Sehr richtig! sehr philosophisch! O wie bedaure ich, auf der Universität das Studium der Philosophie so gänzlich verabsäumt zu haben. Die Weisheit in eine Wissenschaft gebracht, kam mir so spaßhaft zugestutzt vor, wie der Baum, dem der Gärtner eine Thierform giebt, damit man doch wisse, was so ein dummer Baum bedeute. Aber es ist wirklich so übel nicht erfunden! Bei einem Löwen, einem Adler, weiß Jeder genau, was er zu denken hat, die ganze Geographie, die ganze Naturgeschichte, Millionen Reisebeschreibungen — kurz, die vernünftigsten und zweckmäßigsten Gedanken knüpfen sich daran. Aber bei einem simpeln Baum schweifen sie ins Blaue. Man kann denken an den Baum im Paradiese, von dem Eva den famösen Apfel speis'te — oder an den Upasbaum auf Java, der wie die Regierungen zur Pestzeit, in dem falschen Verdacht einer allgemeinen Landesvergiftung steht — oder an die Linde auf dem Schloßhof von Nürnberg, welche die Kaiserin Cunigunde pflanzte, Zweige nach unten, Wurzel nach oben, um ihrem Gemal ihre schneeweiße Unschuld zu beweisen. Kaiser Heinrich II., zubenannt der Heilige, war ihr Gemal, und es muß doch ein prekäres Ding mit der Unschuld der Weiber sein, da sogar ein Heiliger ihr mißtraut. Ferner an den Lorbeerbaum auf Isola bella, worin Napoleon vor der Schlacht von Marengo das Wort bataille schnitt — oder an die Eiche bei Pleischwitz in der Nähe von Breslau, in deren holem Stamm ein Schuster und ein Schneider ein Paar Hosen und ein Paar Schuh machten, welche noch gezeigt werden — vielleicht hatten sie eine Wette gemacht, sonst begreife ich nicht, weshalb sie diese Werkstatt sich wählten —

oder an die „sieben Schwestern" hier im großen Garten — oder an die Tanne von Oberwalldorf, welche Gräfin Faustine in ein schönes Bild gebracht.... da bin ich wieder bei ihr, und fing doch an bei der Philosophie."

Er stand auf, schlang wieder den Arm um den Kopf und schwieg. Feldern sprach besorgt:

„Sie sind wirklich krank, lieber Walldorf; das wüste Treiben dieser Tage hat Ihre Nerven fürchterlich aufgeregt und Ihr Blut verbrannt. Sie müssen hier heraus, die Unordnung um Sie her macht Sie konfus. Kleiden Sie Sich an. Ich warte gern. Dann gehen wir, und während der Zeit wird hier Ordnung gemacht."

„Meinetwegen!" sagte Clemens, und rief Johann. Unter Johann's löblichen Eigenschaften glänzte nicht die eines gewandten Kammerdieners hervor, und da sein Herr nicht in der Stimmung war, diesem Mangel durch eigene Theilnahme abzuhelfen, so dauerte die Toilette ziemlich lange, und Feldern hatte Muße, zwischen den Trümmern dieses Schiffbruchs der Ausgelassenheit sich auf allerlei Histörchen zu besinnen, die er Clemens erzählte, um ihn aus seinem Hinbrüten aufzurütteln. Doch das war verlorne Mühe. Clemens blieb unempfänglich für Alles, was nicht Faustine war, und hätte Feldern ihn gefragt, was er von dem Mann im Monde denke, so würd' er geantwortet haben:

„Ich sterbe aber, wenn ich sie nicht wiedersehe."

„Und wenn Sie sie wiedersehen, betragen Sie Sich so — seltsam, daß eine Frau, die leicht mit aller Welt zu leben versteht, nicht mit Ihnen fertig werden kann."

„Das ist es eben! sie muß nicht mit mir umgehen, wie mit aller Welt."

„Wenn Sie bei diesem Verlangen beharren, kann ich Ihnen freilich nicht meine Vermittelung anbieten."

„O Gott, machen Sie, daß ich sie wiedersehen darf, und sie soll mich behandeln, wie sie wolle, ich lasse mir Alles gefallen, Alles! nur keine Verachtung und auch keinen Widerwillen, aber auch keine Kälte und hauptsächlich keine Gleichgültigkeit. Und dann soll sie mich nennen, „lieber Clemens," nicht „Herr von Walldorf." Es hat Niemand außer ihr mich „lieber Clemens" genannt, vielleicht meine Eltern, das weiß ich nicht mehr, sie starben früh! Mein Bruder hat eine andere Art sich auszudrücken, und für die übrigen Leute bin ich „Walldorf." Sie sagt bisweilen „lieber Clemens!" das ist, wie wenn die Nachtigall im Winter schlüge, und wollte sich Jemand unterfangen, mich nach ihr so zu nennen, ich würde ihm den verwegenen Mund mit einer Kugel stopfen. Endlich soll sie mir die Hand geben. Das thut sie nie! Ich habe gesehen, daß sie Mengens großen Windhund auf den spitzigen Schlangenkopf gestreichelt — aber mir giebt sie die Hand nicht! Und welche Grazie liegt in ihren Handbewegungen! nur sie zu sehen, ist, als regne es Blüten. Also die Hand —"

„Ich erstaune, daß Sie Bedingungen machen, und noch dazu solche, welche kaum die Liebe erfüllen würde. Was soll Gräfin Faustine veranlassen, sie anzunehmen?"

„Die Barmherzigkeit."

Sie waren ein Paar Stunden umhergegangen. Feldern fühlte sich erdrückt von dieser dem Wahnsinn ähnlichen Leidenschaft, deren Hofnung auf nichts basirte und deren Verlangen Alles umschloß. Er sagte, er wolle Faustine erzählen, wie unglücklich Clemens sich fühle, ihr mißfallen zu haben,

und dann müsse er das Weitere ruhig erwarten und vor allen Dingen keine schlechte Gesellschaft an sich heranziehen, die ihn für jeden Verkehr mit der guten unfähig mache.

„Thut nur nicht preziös mit eurer guten Gesellschaft!“ rief Clemens ärgerlich; „in ihr fallen Dinge vor, deren keine schlechte sich schämen dürfte. Ist die Gesellschaft schlecht, d. h. gemein und roh, nun, so ist auch das rohe Wort und der gemeine Scherz am rechten Platz, und Niemand wird dadurch beleidigt. Aber in der guten, der feinen, der gebildeten, der eleganten, was wird da geredet! zierlich immer und mit pikanten Wendungen — die gröbsten Unanständigkeiten: **Asa foetida aux confitures.** Besonders die alten Männer haben recht ihr höllisches Behagen dran, und das macht auch den jüngern Courage. Was man unter einander schwatzt — nun, das hat nicht viel zu bedeuten, aber mit Frauen sollte man doch das lose Maul beherrschen. Wär' ich eine Frau, mir würden bei solchen Gesprächen die Finger jucken, um rechts und links eine Ohrfeige zu geben. Das schickt sich aber beileibe nicht! Sie sitzen da und thun, als hörten sie nicht recht hin. Aber sie hören doch — mögen sie ärgerlich, mögen sie verlegen sein — hören müssen sie. Manche mögen sich auch wol sehr amüsiren; dahin kommt's! Und dazwischen wachsen Mädchen auf, stehen einsam junge Frauen, jung und schön, wie Faustine. Wenn ein gewisser alter Mann, dessen Namen ich vergessen habe, bei ihr eintritt, so mögte ich ihn gleich wieder zum Fenster hinaus spediren. Da legt er sich auf einen Lehnstuhl hintenüber, damit der Bauch Raum habe, der Stock steht zwischen seinen Knieen und die Hände ruhen auf dessen Knopf. Von dem rothen, fetten Gesicht ist nichts zu sehen, als ein gallertartiges Unterkinn, Hängebacken und

Wurstlippen. Die Nase zählt nicht, die Augen sind von den Runzeln der Augenlider verschüttet, wie ruinirte Teiche vom zusammenfallenden Erdreich — und diese Maschine hebt an zu erzählen .... weiß der Teufel was. Und man mag dazwischen reden — er wartet auf eine Pause! man mag ihm geradezu Schweigen gebieten — er schweigt und hängt an die nächste Bemerkung eine Anekdote im verbotnen Styl! Wo solche Menschen reden dürfen, sieht man nicht den Nutzen der Censur ein. Nein, mit eurer guten Gesellschaft bleibt mir nur vom Halse. Wer ein Paar Jahr darin gelebt, ist hieb- und schußfest und weiß Bescheid! Hinge es von mir ab, nicht drei Tage ließe ich Faustine dazwischen. Wenn sie dem alten Molch gegenüber sitzt und das Goldkettchen immer hastiger, immer heftiger um die Finger wickelt, ist sie anbetungswürdig. Einmal lachte sie, aber im Zorn, das war prächtig —"

Und wieder ging er auf Faustine über, und wie ein Monomane vertiefte er sich in Extravaganzen bei seiner fixen Idee, indessen er über andre Gegenstände klar und verständig urtheilte. Trotz seines Mißfallens an der guten Gesellschaft versprach er denn doch, seine gar so lustigen Kumpane etwas fern zu halten und Feldern kam ganz abgespannt bei Faustinen an, die in heiterster Laune sehr gern auf seinen Wunsch einging, Clemens wieder zu Gnaden aufzunehmen. Dessen Bedingungen theilte er ihr aber nicht mit, auch nicht ganz genau den Zustand, in welchem er ihn gefunden; er fürchtete, Faustine möchte dadurch etwas aus ihrer versöhnlichen Stimmung gebracht werden, und er hielt es für ganz nothwendig, daß sie nicht ihre Hand von Clemens abziehe, wenn aus ihm etwas Tüchtiges werden solle. Aber daß morgen sein Geburtstag sei, sagte er Faustinen.

Als Clemens in der Frühe des nächsten Tages zu ihr kam, rief sie freundlich:

„Nun, mein verlorner Sohn, dies Kränzchen soll zugleich Ihre Heimkehr und Ihr Wiegenfest feiern" — und warf ihm einen Kranz der ersten Frühlingsblumen entgegen. „Schönere Sinnbilder der Hofnung, als diese unter Schnee und Eis gekeimten Blumen, weiß ich nicht Ihnen zu geben, und die Hofnung ist doch das, womit wir uns am liebsten beschäftigen."

„Ich halte nicht viel von der Hofnung," entgegnete Clemens.

„Genügen Ihnen die Realitäten so ganz?"

„Sie genügen mir so wenig, daß es mir nicht der Mühe werth vorkommt, Träume von ihnen in die Zukunft hineinzuschieben — und das thut die Hofnung."

„Aber unwillkürlich blickt der Mensch in die Zukunft, wie er, wenn er am Fenster steht, zum Himmel blickt, und wie an dem Wölkchen oder Gestirne auftauchen und dahin ziehen, so dämmern in ihr Bilder der Hofnung auf. Haben Sie schon Ihre Abreise nach Oberwalldorf festgesetzt?"

„Ich habe noch nicht daran gedacht."

„Und was sagt Ihr Bruder dazu?"

„Nichts — vermuthe ich. Er sagt überhaupt so wenig, wenn er auch ziemlich viel spricht. Da wir aber nicht correspondiren, so weiß ich gar nichts von ihm."

„Ich wundre mich, daß Ihr Aufenthalt hier Ihnen so zusagt."

„Sie sind ja hier! — ich meine .... Sie leben ja auch in Dresden."

„Ich habe nirgends eine andre Bestimmung."

„Weshalb wollen Sie mich ins Exil des Landlebens schicken, das doch in der That erdrückend ist, wenn nicht Interessen und Pflichten des Herzens dies Kleben an der Scholle und Sorgen um die Scholle adeln.“

„Und was hält Sie ab diesen höhern Interessen nachzugehen? In schöner, kräftiger Jugend stehen Sie brav und unabhängig da, nicht eben reich — das ist sehr gut, da wird man zur Thätigkeit angespornt. Also kaufen Sie ein Landgut Ihrem Vermögen angemessen, suchen Sie eine liebenswürdige Lebensgefährtin und werden Sie recht, recht glücklich, lieber Clemens — das ist mein Wunsch zu Ihrem Geburtstage.“

„Wünschen Sie aufrichtig, mich glücklich zu sehen?“

„Wenn ich Nein sagte, würden Sie es glauben? — Ich lüge nicht, weil ich die Wahrheit bequemer finde, als die Lüge. Das sollten Sie doch wissen.“

„In der Welt macht man aus Gewohnheit, nicht um zu lügen, viel schöne Worte.“

„Ich auch! wenn mir nichts Besseres einfällt! — Doch Freunden gegenüber nenne ich leere schöne Worte Lüge, weil sie etwas Anderes dahinter erwarten; die Welt aber nicht: die empfängt die Münze, womit sie zahlt — ein redlicher Handel.“

„Gut denn! so müssen Sie mein Glück nicht blos wünschen, sondern auch etwas dafür thun.“

„Thun? ach, meine gebrechliche Hand webt leichter die fliegenden Sommerfädchen der Theorie, als das derbe Schiffstau der Praxis. Was kann ich für Sie thun? .... ein hübsches Bild für Sie malen —“

„Ihr eigenes?“

„Nein, daran mögen Andere ihre Kunstfertigkeit üben! ich habe zu viel mit mir selbst zu schaffen, um mich auch noch zu malen! — Und Sie besuchen kann ich —“

„Wann? wo?“

„Nun, wenn Sie verheirathet sind und ein hübsches Haus haben.“

„Das liegt Alles zu fern.“

„So will ich mich besinnen! mit der Zeit fällt mir vielleicht noch etwas ein.“

Aber Faustine war so gelangweilt durch die ungewohnte Anstrengung, jedes Wort so einzurichten, daß es eine Barriere vor Clemens schob: daß sie nicht zu ihrer gewöhnlichen Freiheit gelangte und herzlich froh war, als die Ankunft Cunigundens und ihres Vaters das Zwiegespräch unterbrach.

Frau von Stein hatte ihre Tochter kalt entlassen mit der Weisung, die große Selbständigkeit, welche sie in so jungen Jahren ihren Eltern gegenüber behauptet, auch nun für ihr ganzes Leben und unter allen Verhältnissen zu bewahren, damit sie nicht in den Verdacht kindischen Trotzes gerathe. Da indessen Jeder, der überhaupt einen Willen habe, berechtigt sei ihn geltend zu machen, so billige sie, daß die Tochter auf eigenem, wenn auch überraschendem Wege, zum Glück zu gelangen suche. Cunigundens Schwestern weinten — und trösteten sich. Nur der Vater war sehr betrübt und Cunigunde voll tiefen Schmerzes, ihn verlassen zu müssen. Sie liebte den beschränkten, lenksamen, geduldigen Mann, nicht mit kindlicher Zärtlichkeit, nicht mit Verehrung, aber mit jenem tiefen Mitleid, das vielleicht Antigone für den blinden Vater empfand. Ach, auch der ihre war ja blind, konnte nicht allein stehen in dem verwirrten Leben, weil er nicht fähig war, es

zu überschauen, und bedurfte einer Führerin, einer mildern, als die despotische Gattin war. Das war sein frommes Kind — wie er Cunigunde nannte — ihm stets gewesen und er bedauerte ihren unersetzlichen Verlust, aber vollkommen resignirt.

„Sie ist jung, ich bin alt," sagte er, „da muß man an ihre Zukunft denken. Alte Leute haben keine! Und verloren hätte ich sie ja doch, sobald sie sich verheirathet hätte. Und dann wäre sie unglücklich geworden, sagte sie; das würde mir das Herz abstoßen. Nun kann ja der liebe Gott es so fügen, daß sie noch einmal sehr glücklich wird, sogar, daß ich es noch erlebe."

Cunigunde saß immer neben ihm und hielt seine Hand in der ihren. Ihre Lippen zitterten, aber sie weinte nicht und sprach fast gar nicht. Es war eine herbe Wehmuth in ihr, über die Art, wie sie aus dem Vaterhause einsam in die Fremde ging. Ehedem hatte sie sich dies Scheiden wol anders gedacht, an der Hand des Gatten, einer schönen Bestimmung zu — doch das war lange her, war noch ein Bild aus ihrer ersten Jugendzeit, wo sie noch nicht ihre eigenen Ansprüche an den künftigen Gatten kannte. Seitdem war es anders in ihr worden; wie und wodurch — wußte sie nicht. Es kam ihr eben nur vor, als habe sie ausgeschlafen. Doch der Tag, zu welchem sie erwacht war, lag kühl und farblos da, und sie fröstelte bei dem Gedanken, da hinein zu müssen.

Mengen kam, erneuerte die früher gemachte Bekanntschaft mit Herrn von Stein und Cunigunden, und erzählte so viel und so herzlich von seiner Familie, besonders von seinem Vater, daß Allen ganz traulich und heimisch dabei zu Sinn ward. Mathildens Hochzeit sollte nächstens sein. Faustine sagte:

„Das freut mich für die Liebenden und noch mehr für Sie, theure Cunigunde. Es bringt uns den Menschen näher, wenn wir ein Familienfest mit ihnen gefeiert haben. Wir sind nicht fremd in dem Kreise, wo wir einmal theilnehmend gelächelt oder geweint.“

„Und ich werde Ihnen bald folgen, mein Fräulein, und Ihnen Briefe und Nachricht von den Ihren bringen,“ sagte Mario; „denn ich bin sehr entschlossen, etwas so Frohes, wie eine Hochzeit, nicht bei den Meinen ohne mich vorübergehen zu lassen.“

„Etwas so Frohes?“ fragte Faustine; aber Mario hörte es nicht, weil Herr von Stein ganz vergnügt sprach:

„Es freut mich recht, Herr Graf, daß Ihnen eine Hochzeit wie eine Fröhlichkeit vorkommt. Sonst war es Mode, daß es lustig und hoch dabei herging. Es gab Feste und Schmausereien Tage, ja Wochen lang. Zum Hochzeitstage selbst gebrauchte man einen ganzen Tag, wie sich das gehört, damit aller Putz, alle Ehren, alle Lustbarkeit, aller Scherz sein Recht bekomme, und nicht ein Ehrentag mit zwei oder drei kümmerlichen Stunden abgefertigt werde, wie es jezt wol geschieht, wo man sich am Morgen oder am Abend trauen läßt, einen Bonbon ißt, in den Wagen steigt und in die weite Welt fährt.“

„Das gefällt mir doch sehr gut, lieber Herr von Stein,“ sagte Faustine.

„Ja, meine gnädige Gräfin, das glaub' ich gern! die schöne junge Frau ist wol am liebsten mit dem Gemal allein. Aber du grundgütiger Gott! sie werden beide noch so lange beisammen sein, daß es sehr gut ist, wenn sie in der ersten Zeit ein wenig gestört werden, damit sie nicht nach drei Mo=

naten einander überdrüssig sind. Und dann die Uebrigen! warum sollen die leer dabei ausgehen? an einer Hochzeit nimmt die ganze Welt Theil, mit Fug und Recht, denn zwei Menschen, die losbändig in ihr umherirrten, erbauen sich plötzlich ein Hüttchen und schmücken die Welt mit Menschen und mit Glück. Das ist für Jedermann wichtig. Darum erhielten sonst alle Hochzeitsgäste ein Stückchen vom Strumpfband der Braut zum Andenken. Freilich jezt sind die Leute gewaltig steif geworden. Der harmlose Scherz macht ihnen keinen Spaß mehr, und sie zucken die Achseln über den veralteten, plumpen Gebrauch, worin doch wahrhaftig Andacht war. So unterstüzt denn jezt die Gleichgültigkeit der Uebrigen den Wunsch des Liebespaars, und die wichtigste Angelegenheit des Lebens wird mit einer ganz unstatthaften Heimlichkeit vollzogen, als ob man sich ihrer schäme. Hätte meine Cunigunde geheirathet" — Der Blick der Tochter begegnete bittend dem seinigen, darum fügte er hinzu: „Aber sie will nicht! Es ist kurios, daß heutzutage, wo ein Bräutigam rarer ist als ein Nordlicht, gerade mein Mädchen keinen will. Nun, wir wollen nicht weiter davon reden. Es wird ja wol Alles am Besten sein, wie der liebe Gott es fügt."

Der Tag ging recht gut hin. Mengen war fast immer da. Cunigunde schöpfte Zuversicht aus seinen Worten. Feldern kam in der Absicht, ihr Lebewol zu sagen; doch er kehrte im Vorzimmer wieder um. Ihm war, als spiele er in der Szene nur eine Nebenrolle. Am nächsten Morgen wollte Cunigunde reisen, es war Alles für sie in Bereitschaft gesezt. Sie nahm einen kurzen, heftigen Abschied von Faustine; sie wollte nicht weich werden, vielleicht ihres Vaters wegen. Der alte Mann erbat sich Faustinens Erlaubniß, sie zuweilen be=

suchen und mit ihr von Cunigunden reden zu dürfen. Diese sagte zu Mario auf Faustine deutend:

„Sie bringen mir also bald Nachricht von meinem Liebesengel!“ — dann ging sie mit Herrn von Stein in einen Gasthof, und am andern Morgen, als die Sonne aufging, waren Vater und Tochter schon getrennt, und Cunigunde ging gefaßt ihrer Bestimmung entgegen.

„Und Sie gehen nun auch?“ fragte Faustine niedergeschlagen Mengen; „ich werde recht einsam sein. Wenn doch Clemens lieber ginge statt Ihrer.“

„Ich komme bald wieder,“ sagte Mario; „meine Eltern wünschen es, wollen mich sehen —“

„Das begreife ich! wenn wir uns aber nur wiedersehen.“

„Warum sollten wir nicht? wir sind jung.“

„O, das ist kein Grund! im Gegentheil, junge Menschen werden häufiger getrennt, als alte.“ — Faustine blieb so niedergeschlagen, daß auch Mario davon angesteckt wurde, und wenigstens an dem Abend in keine leichtere Stimmung kam. Doch gerade dieser mächtige, unleugbare Einfluß Faustinens bestimmte ihn, eine Entscheidung herbeizuführen. Gehöre ich ihr so ganz an, sprach er zu sich selbst, so werde sie denn auch mein eigen! und was fürchte ich denn? sie ist ja frei, ich bin es! aber wird sie wollen? sie muß wollen, wenn sie mich liebt.... Wenn! — o verdammter Zweifel, den nur der Kopf ausbrütet, und das Herz nicht hegt!“ —

Acht Tage vergingen bis zu Mengens Abreise, und Faustine blieb in einer Nebelwolke von Traurigkeit. In der Region der Gefühle ist dieser Zustand der unbehaglichste, weil er keinen Kampf zuläßt, weil man warten muß, bis Sonne oder

Wind den Nebel zerstreuen: und oft der gefährlichste, weil man mit umdämmerten Blicken häufig bis an den Rand des Abgrunds tappt, zuweilen in ihn hinabstürzt. „Wie kann er gehen!“ dachte Faustine; „sieht er, fühlt er nicht, wie nothwendig er mir ist? nothwendig, wie die frische Luft, wie der Frühling! — Ach, der Frühling kommt und er geht!“ — Bisweilen machte sie sich selbst Vorwürfe, wiederholte sich, daß einige Wochen schnell verstrichen, daß er heimkehren würde, daß auch Andlau, nach seinem letzten Brief zu schließen, bald kommen müsse, und daß alsdann für sie Alle eine Erhöhung des Reizes im lebendigen Verkehr eintreten könne. Aber das lag so fern, gleichsam hinter den Nebelwolken ihrer Traurigkeit. Sie sah es nicht klar. Der Schmerz der Entbehrung lag ihr näher, als der Trost des Genusses einer zweifelhaften Zukunft. Sie wußte nicht, ob Mengen und Andlau an einander Behagen finden würden: Beide waren schroff und scharf, dieser eisig, wenn er unangenehm berührt sich fühlte, und jener in demselben Maaß schneidend — zwei Naturen, die mit gezogenem Schwert sich gegenüberstehen mußten, sobald sie nicht Hand in Hand gingen.

Faustine war in ihrer tiefsten Seele beklemmt und unheimlich. Hätte sie den Muth, die Stärke und die Besonnenheit gehabt, den Verhältnissen fest ins Auge zu sehen, so wäre ihr bald genug klar geworden, daß in Marios Entfernung ihr Aller Heil liege, und sie hätte durch ein gefaßtes: „Fahre hin,“ dem Schicksal vorbeugen können, das sie zerbrach, als es in seiner vollen Macht über sie herbraus'te; sie hätte durch eine ruhige Darlegung ihrer innersten Seelenverbindung mit Andlau Mengen auf einmal, ehe er ein Wort gesagt, durch einen einzigen kurzen Schmerz, in sein altes Gleichgewicht,

wenigstens äußerlich, zurückgestellt, und in dem seinen das ihre gefunden; sie hätte Alles das thun können, was sie nicht that, eben weil ihr Muth, Stärke und Besonnenheit fehlten.

Gegen Clemens war sie während dieser Zeit viel freundlicher, oder eigentlich sanfter als sonst, wo sie ihm nicht leicht irgend ein Wort hingehen ließ, ohne es zu rügen, sobald es über seine Grenze sprang. Jezt hörte sie nicht so scharf hin, oder sie hatte Mitleid mit seiner Thorheit. Was den Frauen ihr Mitleid für Schaden thut — das ist nicht zu beschreiben und nicht zu begreifen! wenigstens nicht von den Männern zu begreifen, welche für die Frauen alle möglichen Empfindungen, nur kein Mitleid hegen. Im Haß und in der Liebe als Ueberwinder, vernichtend, grausam, vor den Frauen zu stehen, ist ihre Wonne, ihre Lust, ihr Triumph, — ihre Natur! und die Frau, die darüber klagt, ist falsch: es hat noch jeder Simson seine Delila gefunden! — Aber daran thut der Mann unrecht, in jeder Mitleidsäußerung ein Liebeszeichen zu sehen. So weit müßte er aus seiner Natur heraustreten und die fremde Eigenthümlichkeit erkennen. Mitleid ist eine Tochter des allgemeinen Wolwollens, und die Frau hat viel mehr Wolwollen für den Mann, in welchem sie von Hause aus eine Stütze und den Begründer ihres Glückes sieht, als er für sie hat, die er doch nur à tout prendre, als eine sichere Beute betrachtet. Daher wird die Frau durch eines Mannes Neigung zwar nicht immer zur Erwiderung, doch gewiß immer zum Mitleid gestimmt — vorausgesetzt, daß ihr keine Verbindung mit ihm droht, wie es bei Cunigunden und Feldern war — und sie wird Dinge thun und sagen, die ihm ja nur den Mangel an Liebe freundlich verbergen sollen. In solchem Verhältniß ist es nur seine, niemals ihre Schuld,

wenn er ein Lächeln, einen holden Blick, ein süßes Wort als ein Versprechen künftiger größerer Gaben betrachtet. Die Frau ist gleich dem Kinde, heftig, glühend, leichtgerührt; hernach vergißt sie das, und das macht ihr der Mann zum Verbrechen. Es ist aber ihre Natur, so wie die seine Barbarei ist. Nur nie Mitleid mit dem Manne geäußert! er mißbraucht es alle Mal.

Clemens jubelte heimlich: „ich wußte wol, daß ich sie rühren würde!" Anfänglich war sein brennendster Wunsch nicht weiter gegangen, als seine Liebe geduldet — nun wünschte er schon, sie erwidert zu wissen. Er gestand es sich freilich nicht ein, aber im Herzen rechnete er schon darauf; denn was wär' es für eine wunderliche Liebe, die keine Erwiderung begehrt? ich denke, es wäre gar keine Liebe. — Mengen geht — so lautete Walldorfs Rechnung — sie wird ihn vermissen, weil er ihr eine angenehme Gesellschaft ist, doch von einer Neigung kann nicht zwischen ihnen die Rede sein, da diese Trennung statt findet. Hingegen wird Andlau kommen — aber ist denn da noch die alte Liebe? fast sechs Monat hat er sie verlassen, und sie lebte während der Zeit ruhig und heiter. Wo ist der Mensch, der, wie ich, ohne ihren Blick in Verzweiflung untergeht? Nein, mir, meinem lodernden Herzen gehört sie einzig an. — Bisweilen saß er ihr viertelstundenlang schweigend gegenüber und sie schwieg auch. Sie malte oder zeichnete. Clemens kam gern in den frühen Morgenstunden, wo er gewiß war, sie allein zu treffen; spätern Besuchen räumte er das Feld, und war am glücklichsten, wenn er sie ungenirt bei ihren gewohnten Beschäftigungen, die sie seinetwegen nicht unterbrach, häuslich und traulich fand. Darum begehrte er auch keine Conversation von ihr. Sie

durfte sich in ihre Arbeit, ihre Gedanken vertiefen. Das that sie auch. Fiel es ihr dazwischen ein, es sei doch sehr unfreundlich, sich gar nicht um des armen Clemens Anwesenheit zu kümmern, so sah sie lieblich zu ihm auf, oder nickte ihm einen holden Gruß, gleichsam seine Nachsicht erbittend, zu. Er aber meinte dann, sie freue sich über seine Anwensenheit; und sagte sie, um doch einigermaßen für seine Unterhaltung zu sorgen:

„Da liegt ein hübsches Buch, lieber Clemens, lesen Sie doch ein oder das andere Capitel;" — so war er glückselig, weil er dachte: sie wünscht, daß ich bleibe — sonst könnte sie mich ja gehen heißen. — Faustine wünschte aber hinsichtlich seiner gar nichts, als ihn vor Ausartung der Thorheit in Verwilderung geschützt zu wissen.

Am Vorabend von Mengens Abreise waren mehre Personen bei ihr. Er selbst kam spät. Sie hatte sich in eine große Lebhaftigkeit hinein gesprochen, um damit ihre Trauer zu umschleiern. Gleichgültige werden stets dadurch getäuscht. Jemand fragte: wie sie zu ihrem seltsamen Namen gekommen, und sie sagte:

„Mein Vater hatte eine solche Liebe zu dem Götheschen Faust, daß er, um in jedem Augenblick seines Lebens an dies Meisterwerk erinnert zu werden, seinen beiden ersten Kindern den Namen Faust und Faustine beizulegen beschloß. Meine Mutter bebte vor diesen barbarischen Namen, sie hatte ganz andere Lieblinge. Als der Zeitpunkt kam, wo ein Kindlein geboren werden sollte, gab es manche kleine Debatte, und unsäglich war die Freude der Eltern, als nicht Eines, sondern zwei zugleich das Licht dieser Welt erblickten, und nun Jeder einen Lieblingsnamen auf der Stelle anbringen konnte. So

ward ich Faustine, meine Schwester Adele getauft. Meine arme Mutter starb im Wochenbett, und mein Vater hatte auch nicht lange die Freude, durch mich an sein geliebtes Gedicht erinnert zu werden: er blieb im Felde. Für mich hat aber mein Taufpathe, Faust, stets ein ganz besonderes Interesse gehabt, unabhänging von dem Zauber seiner Poesie und seiner grandiosen Weltanschauung. Ich wollte immer mein eigenes Schicksal in diesem rastlosen Fortstreben, in diesem Dursten und Schmachten nach Befriedigung finden — aber der zweite Theil hat mir das unmöglich gemacht. Ich denke, es schreibt wol jeder von uns seinen eigenen zweiten Theil zum Faust, der Göthesche ist allzu individuel."

Graf Kirchberg sagte: „Das find' ich nicht! es ist das treue Bild aller Menschen, die wie die alten Titanen mit großer Kraft den Ossa auf den Pelion thürmen, Studien, Forschungen, Leistungen auf ihre Gaben, um damit dem Himmel abzutrotzen und abzuringen, was er diesem Streben nicht gewähren kann: Befriedigung. Der Strom der Sinnenlust hat im Entstehen noch Nerv, weil der Quellpunkt, die Liebe, ihm Nahrung giebt, aber breit, und dürftig dennoch, zerfließt er in der Steppe des Ueberdrusses und des unbestimmten, auf ein hohes, festes Ziel gerichteten Verlangens. Dann versucht Faust dem Ehrgeiz, dem Weltglanz, der Welteitelkeit einiges Vergnügen abzugewinnen; aber es bleibt ein schaaler Spaß für ihn, ohne Saft und Kraft, und dasselbe bleibt ihm die Kunst, der er sich darauf in die Arme wirft. Das in ihr und mit ihr Erzeugte, Euphorion, verschwindet, weil es nicht aus der Begeisterung geboren ist, und somit hat auch die Kunst ihren Reiz für ihn verloren. Endlich probirt er es gar mit der Wolthätigkeit, mit der allgemei-

nen Menschenliebe, doch die Lauheit, das vage Mißvergnügen bleiben ihm zur Seite, und dieser ununterbrochene Seelenregen macht ihn so matt, daß er ganz froh ist, endlich mit guter Manier in die elysäischen Gefilde des Himmels einpassiren zu dürfen."

„Gut, das ist eben eine Richtung!" rief Faustine; „ich sehe aber nicht ein, warum der Faust seelenmatt werden muß. Hat die Liebe ihm keine Befriedigung gegeben, so werfe er sich lodernd, wie in ihren Schooß, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunst! so ringe er nach ihnen und um sie, statt mit ihnen zu spielen! so strenge er all' seine Kräfte und sporne all' seine Gaben an, damit er doch Etwas zu Tage fördere — und sei es nur gerade Etwas, woran Mephistopheles seine Weltironie üben könne, der jezt in dieser beängstigenden Atmosphäre nur noch zu armseligen Späßen Gelegenheit findet, mit Gauklerkunststücken sich helfen muß, und aus seiner grandiosen Lucifer-Region in die Kategorie der kläglichen, dummen Teufel fällt. Die Kräfte eines Faust dürfen brechen — nicht erlahmen. Sind sie gebrochen im rastlosen Kampf: so gehe er heim nach Gretchens öder Hütte, und suche dort im Tode, was er im Leben umsonst gesucht: ein Haus für die Ewigkeit. Der göttlichen Barmherzigkeit und der reinen Liebe sind keine Grenzen gesetzt; heben sie die matte Seele in den Himmel — warum nicht die ringende Feuerseele?"

„Schreiben Sie doch einen zweiten Theil zum Faust" — sprach Feldern scherzend.

„Nein, ich lebe ihn lieber," entgegnete sie. „Schreiben ist nur ein Surrogat für leben."

„Oder ein Wiederhall des Lebens, der an jedem Busen sich

bricht und zu einem neuen, klingenden Ton wird" — sagte Feldern.

„Ach!" rief Faustine, „unsre Brust ist gar nicht mehr im Stande, die Millionen von Wiederhallen aufzufangen, die wie Bienenschwärme gegen sie losgelassen werden. Seit das Bombardement der Menschheit durch Kugeln so ziemlich aus der Mode gekommen, ist dafür das durch Bücher eingetreten, welches, wie eine Influenza, seine Zeit durchgrassiren muß. Ich regrettire im Grunde das Kanonen-Bombardement! man riskirte zwar in einem solchen den Geist aufzugeben, allein der Kopf wurde dann doch mit fortgeschossen. Die Bücher hingegen lassen die physischen Köpfe friedlich zwischen den Schultern sitzen, und nur der geistige wird von ihrem Bombardement betäubt und verdummt. Ich hoffe, noch vor Ende dieses Jahrhunderts wird jeder auftauchende Schriftsteller nach irgend einem Botany-Bay gesendet."

„Welch' ein vandalischer Haß gegen die armen, liebenswürdigen Schriftsteller, die Ihnen doch gewiß von Robinson an bis zur heutigen Stunde unsägliches Vergnügen gemacht haben."

„So so! Sie leben mir vor, sie denken mir vor — ich lebe und denke aber lieber auf meine eigene Hand, schlecht und recht, wie ich's eben verstehe, als einem Andern nach."

Als Mengen kam, bemerkte er sogleich Faustinens innere Aufregung. Sie sprach; aber dann und wann hielt sie mitten im Satz inne, weil sie keinen Athem mehr hatte. Ihre Augen glänzten; aber dann und wann sanken die Augenlider tief und müde herab.

„Sie sind fatiguirt, Gräfin," sagte Mario sanft, und setzte sich zu ihr.

„O, zum Sterben!“ entgegnete sie, sich im Fauteuil zurücklehnend.

„Man muß nicht so viel reden, wenn einem nicht danach ums Herz ist.“

„Dann schweigen Sie nur, Mengen! Sie thun ja nie danach, wie es Ihnen ums Herz ist.“ — Er sah sie fragend an. — „Nun ja,“ fuhr sie fort, „Sie reisen und würden doch viel lieber, trotz Hochzeit und Freudenfesten, hier bleiben.“

Er antwortete ihr nicht, aber er verwickelte die Anwesenden in Gespräche, womit die Zeit hinging ohne Faustinens Bemühen. Als man aufbrach, wünschte man ihm eine glückliche Reise, und all' die freundlich banalen Phrasen erklangen, welche denen so weh thun, über die der Schmerz des Abschieds einbrechen wird. Faustine saß regungslos auf ihrem Platz. Sie grüßte mit den Augen die Scheidenden. Nun war sie mit Mario allein. Schweigend, mit untergeschlagenen Armen, stand er eine Weile vor ihr, denn die Gefühle wogten in seiner Brust und erstickten die Worte. Da stand sie auf, legte beide Hände gefaltet auf seinen Arm und sagte bebend:

„Auf Wiedersehen, Freund!“

„Kann ich denn so von Ihnen scheiden?“ fragte er eben so leise und faßte ihre Hände in die seine; — „o Faustine, ich kann nicht!“ rief er dann mit überströmender Heftigkeit und drückte sie an sein Herz, als wolle er dies brausende Herz oder die geliebte Gestalt zerbrechen. —

„O, das ist nicht recht!“ sagte sie, immer mit demselben Ausdruck von Trauer im Blick und Ton.

„Vergebung, Faustine,“ sprach Mario sanfter und seine Hand glitt leise über ihr Haar, ihre Wange hinab — „siehst Du, ich liebe Dich —“

Da stand sie auf einmal frei, seinem Arm entwunden, vor ihm. Sie bog den Kopf zurück, der plötzlich in einer Verklärung stand, welche nur überirdischer Triumph verschmolzen mit bacchantischem Jubel auf das Menschenantlitz gießen; sie breitete die Arme aus, doch nicht zu ihm, sondern empor zum Himmel, und mit der nämlichen Ekstase im Ton sagte sie: „Er liebt mich!“ —

„Wohin denn mit dieser wehenden Glut, Faustine, wenn nicht zu mir?“ rief Mario entzückt und schlang den Arm um sie, als wolle er sie an seine Seite fesseln.

„Er liebt mich!“ wiederholte sie mit derselben schwärmerischen Innigkeit. Sie umfaßte seinen Kopf mit ihren beiden Händen, sah ihn an, schüttelte dann langsam den ihren und sagte träumerisch: „Das ist aber doch wol nicht wahr.“

„Nicht wahr! o Faustine, hast Du nicht gefühlt, wie mein Wesen allmälig mit dem Deinen verschmolzen ist, wie mein Herz gelernt hat in Deiner Brust zu schlagen, mein Geist in Deiner Richtung zu fliegen, mein ganzes Sein mit Dir Schritt zu halten. Ist das nicht Liebe, Faustine?“

Wie die rosenrothen Gletscher immer blasser und blasser werden, wenn die Nacht heraufsteigt und zuletzt in schattengleichem Grau dastehen, so erbleichte sie; sie hing zerbrochen in Marios Armen und sagte tonlos:

„O, das ist aber entsetzlich!“

„Warum, Faustine? Engel, Du liebst mich —“

„Ich!“ rief sie und fuhr mit der flachen Hand über die Stirn; — „ich .... Sie? — Sie irren sich seltsam, Graf Mengen.“

Entsetzen, als habe der Blitz zu seinen Füßen die Geliebte erschlagen, zerwühlte plötzlich Marios glückstralendes

Antlitz. Er stieß Faustine von sich und sagte mit einer vernichtenden Drohung im Ton: „Faustine!“

Sie sank in den Lehnstuhl wie eine welke Blume, die das Haupt unter dem rollenden Donner beugt. Dicke Thränen quollen langsam unter den Wimpern vor, die Locken hingen aufgelös't an den entfärbten zarten Wangen herab. Sie war jezt bezaubernd durch den unaussprechlichen Gram ihres ganzen Wesens, wie sie es drei Minuten vorher durch dessen unaussprechliche Glut gewesen war. Mario hatte nicht die Kraft sie zu verlassen, obgleich er im ersten Augenblick schon eine Bewegung nach der Thür gemacht. Er kniete vor ihr nieder und sprach:

„Faustine, wie können Sie lügen?“

„Ich lüge nicht!“ flüsterte sie, ohne aufzublicken.

Er legte seine Hände gefaltet auf ihre Kniee und sprach: „Sehen Sie mich an, fest und ruhig, und nun antworten Sie mir: „liebst Du mich nicht, Faustine?“

„Nein!“ sagte sie fast unhörbar, aber unwillkürlich ruhte ihr Auge mit so himmlischer Zärtlichkeit auf ihm, daß er entzückt ausrief:

„Deine falschen, lieblichen Lippen lügen! Dein Auge spricht Ja! ich glaube ihm.“

„Nein, nein!“ rief sie in heftiger Angst und hielt beide Hände vor den Augen; „kehren Sie Sich nicht an die verrätherischen Augen, der Mund spricht die Wahrheit.“

„Faustine,“ sagte Mengen und stand auf, und seine zürnende Stimme wurde noch schauerlicher durch die Bebungen, welche die gewaltigste Aufregung ihr gab — „wenn Du mich wirklich nicht liebst, wenn Alles nur ein Spiel, die Be=

lustigung für einen leeren Augenblick gewesen, wenn Du die ganze Grazie Deiner Wesenheit nur als eine gemeine Koketterie verschwendet, wenn Du solche Nichtachtung fremder Gefühle hegst, daß Du lebende, schlagende, blutende Herzen anatomirst zu Deiner Belehrung oder Deinem grausamen Vergnügen: so habe ich keinen Ausdruck für meine Verachtung."

„Mario!" schrie Faustine und glitt auf ihre Kniee zur Erde herab — „ich liebe Dich."

Er hob sie auf, zog sie stürmisch an seine hochschlagende Brust und drängte in einem Kuß die Seligkeit und die Sehnsucht zusammen, welche dies Wort in ihm auflodern ließ. Aber Faustine begegnete nur scheu dieser Glut. Sie machte eine ganz kleine Bewegung, so leise, jedoch so unwiderstehlich, daß die Liebe ihr gehorchen muß, und daß doch nur die Liebe sie errathen kann; — und seine Arme umstrickten nicht mehr wie ein Netz ihre Gestalt, und er fragte gepreßt:

„Warum drängst Du mir das übervolle Herz in den Busen zurück, Faustine? O laß es an dem Deinen ruhen, mein geliebter Engel! jezt weiß ich ja die Wahrheit."

„Noch nicht ganz, Mario," antwortete sie dumpf.

„Aber das Wesentliche: Du liebst mich. Und morgen fährst Du mit mir zu meinen Eltern, als meine Braut, als mein Weib — wie Du willst! aber mit mir, denn Du liebst mich, Faustine!" Er schlang ihre Locken um seine Finger.

Sie sagte melancholisch: „Laß mich los! es hilft doch nichts! wir müssen scheiden."

Da schrie er plötzlich heftig auf: „Andlau?" — Faustine neigte bejahend das Haupt und Mengen sank wie zerschmettert in einen Stuhl.

„Siehst Du wol, wie viel schwerer Dir jezt als vor fünf Minuten die Trennung wird?“ sagte sie gelassen. „O hätte ich das Liebeswort verschwiegen!“

„Rede, Unglückselige, rede!“ rief Mengen; „warum denn Trennung? wer hat ein heiligeres Recht an Dir, als ich? und wenn ein Anderer es gehabt hat, geht es nicht auf mich über von dem Moment an, wo Du mich liebst? Ich will Dich haben, Faustine, ohne Theilung, ganz und gar“ —

„Das begreif' ich,“ unterbrach sie ihn. „Aber kann ich denn einen Tag glücklich sein, wenn ich das ganze Schicksal eines Andern, eines geliebten Menschen, zertrümmere? Kannst Du es dann noch durch mich, bei mir, sein? unmöglich, Mario, unmöglich, wie die Sonne unmöglich zur Mitternacht über unserm Haupt stehen kann! Und das sollst Du selbst entscheiden!“

„O Faustine! Du liebst mich, nur mich: das wird entscheiden.“

„Nein, Mario, ich liebe Andlau, den Mann, dem ich mein ganzes Geschick aus freiem, vollem Herzen in die Hand gegeben, und der es wie ein Gott unwandelbar liebend und treu gelenkt hat.“

„Und nicht mich, Faustine? besinne Dich, Herz! wirklich nicht mich?“

Sie sank zu seinen Füßen nieder, umschlang seine Knie und legte ihren Kopf darauf. Er wollte sie aufheben, doch sie bat: „Laß mich hier liegen, Mario, und frage mich nicht so, Du — Mensch gewordner, lichter Sonnenstral! wie sollt' ich Dich nicht lieben?“ Sie weinte heftig. Er richtete zärtlich ihr glühendes Antlitz in seiner Hand empor und sprach:

„Mein Engel, erzähle mir nun Alles, was Dich betrift. Es ist so dunkel um mich her! wenn ich Alles weiß, wird es mir hell werden, damit ich entscheiden könne, entscheiden, wie der Mario es muß, den Du liebst. Darum die Wahrheit, Herz, die reine Wahrheit, wie vor Gott."

„Wie vor Gott!" wiederholte sie feierlich, und stand auf. Sie waren schön, die beiden Gestalten einander gegenüber. Mario saß in seiner gewöhnlichen Stellung mit untergeschlagenen Armen seitwärts am Tisch, und die Kerzen warfen nur ein Streiflicht über ihn. Aber sein marmorbleicher Kopf mit den vornehm stolzen, aber durch die Macht der Empfindung für den Augenblick melancholischen Zügen, mit dem tiefen, geistreichen, glühenden Auge und dem dunkeln Gelock, hob sich, gleich einem Gemälde von Velasquez oder Murillo, lebhaft von der dunkelrothen Lehne des Fauteuils ab, welche ihn hoch überragte. Faustine stand vor ihm, im vollen Kerzenlicht, blaßroth gekleidet, blühend, weich, schwebend, halb sinnlich, halb seelisch, hingehaucht wie von Guido Renis Pinsel, etwas vom Johannes, etwas von der Magdalena im Ausdruck, der in jeder Secunde wechselte, so wie sie die Scala der Gefühle durchflog. — Er — ruhig, fest, entschlossen, nicht unerschütterlich, aber kampfbereit und unermüdlich, die Siegesfahne tragend, vielleicht in den Tod, doch gewiß nicht in den Untergang. Sie — schwankend, und immer ungewiß lassend, ob sie fallen, ob sie in den Himmel auffliegen werde. Er — ganz Mann. Sie — ganz Weib.

„Rede, mein Engel," sagte Mario sanft; „keine Frage, keine Einwendung, kein Blick sollen Dich stören."

„Was habe ich denn eigentlich zu sagen?" fragte Faustine sich selbst, träumerisch die Hand an die Stirn legend. „Al-

tägliche Schicksale, ein Leben ohne gewaltige Ereignisse, eine Persönlichkeit ohne überwiegende Vorzüge — das ward mir, das bin ich. Und innere Zustände, Skizzen der Seele, kann man die einem Andern vors Auge führen und hindern, daß ihm der Glanz zu grell, und der Schatten zu schwarz erscheine? die Wahrheit wird durch das Wort so hart, daß sie, wenn nicht lügenhaft, doch unglaublich, doch übertrieben erscheint. Ich aber habe von nichts, als von inneren Zuständen zu sprechen; Begebenheiten darfst Du nicht erwarten. — Aus der Pension in Mannheim, wo meine Schwester und ich, die armen Waisen, erzogen waren, kamen wir im siebzehnten Jahr zu unsrer Tante, welche ein schönes Landgut in der Nähe von Bamberg bewohnte. Ich war ein junges Mädchen, wie alle übrigen — glaube ich. Ich kann mich im Grunde gar nicht darauf besinnen, wie und was ich war, so lange mein Wesen in seiner kühlen, grünen Knospe bewußtlos wie ein Kind in der Wiege schlummerte. Ernst war ich wol, doch auch heiter; still, aber innerlich lebhaft. Bilder wogten in mir, Gestalten tauchten auf, Erscheinungen zogen vorüber mit einer Fülle, in einer Lebendigkeit, welche mich schon zwischen meinen Pensionsgefährtinnen zu ihrer Scheherazade machten, zu einer kleinen Improvisatorin, die aber gewiß sich selbst weit mehr, als den Kreis ihrer Zuhörer amüsirte. Später gab ich diesen Phantasien keine Worte mehr, sondern Bilder; ich zeichnete. Das macht sehr still, weil die Hand bedächtig und das Auge vergleichend verfahren muß, wenn der Kopf auch braus't. Dies Talent, gerade für mich, mag wol eine besondere Gnade des Himmels gewesen sein: die bestimmte Form gab mir Haltung. Mit der Poesie hingegen, deren Schützlinge zwang- und mühelos von der Form nicht

mehr brauchen, als was sie in ihren Fingerspitzen zusammenfassen, hätte ich gewiß den Phaëtons-Gang und Sturz erlitten. — Von Liebe wußte ich nichts weiter, als was in den Dichtern steht, und das ist, so lange man es nicht auf einen bestimmten Gegenstand überträgt, etwas so Farbloses wie das Prisma, ehe man es zwischen Auge und Sonne hält. Ich liebte meine Bilder, meine Bücher, die Blumen, die Vögel, die ganze Natur, die ganze Menschheit, den guten Gott, der dies samt und sonders geschaffen hat, — Alles en bloc. Meine Tante am wenigsten; denn sie war intriguant, und solche Charaktere stoßen mich von Grund aus ab, weil ich ohne Waffen gegen sie bin, mögen sie mich gewinnen oder mir schaden wollen. Ich fühle mich bei ihnen beklemmt wie irgend ein scheues Thierlein des Waldes, das die fangende Schlinge ahnt. Ich hatte Scheu vor meiner Tante. Die Männer waren mir am liebsten, welche am besten tanzten und dabei nicht allzu fade plauderten. Huldigungen verlangte ich nicht — vielleicht darum wurden sie mir oft zu Theil in der oberflächlichen Manier, die zwischen ganz jungen Leuten statt findet. Nur Graf Obernau behandelte die Sache ernster. Er war Rittmeister, sieben und zwanzig Jahr alt, aus vornehmem Geschlecht, sehr reich und sehr schön — wenn man dies Prädikat den regelmäßigen Zügen, der stolzen Gestalt und guten Haltung beilegen will, welche in manchen Familien selbst dann noch erblich sind, wenn schon der Adel der Gesinnung und die Kräftigkeit des Blutes erloschen, die zuerst diesen Stempel ausprägten. Ich gefiel diesem Manne auf eine mir ewig unerklärbare Weise, d. h. er verliebte sich am ersten Abend, wo er mich bei der Tante sah, dermaßen in mich, daß er auf dem Heimritt zu einigen Kameraden sagte: „Der

Teufel soll mich holen, wenn das nicht meine Frau wird.“ Seine Kameraden zweifelten durchaus nicht daran, da eine so glänzende Partie wie Obernau schwerlich abgewiesen wird, und er überdies ein sogenannt guter Mensch war, Jedem Geld borgte, Jedem im Duell secundirte, keinen Spaß verdarb, und nebenbei von solcher Schwäche war, daß Jeder, der in seine Launen einzugehen und ihm ein wenig zu schmeicheln verstand, ihn lenken konnte, wie ein Kind. Solch ein Kamerad, der vornehm und reich ist, außer den guten Connexionen auch noch den stets gefüllten Beutel hat, und obenein das gute Herz, welches mit beiden aushelfen läßt — wird von allen jungen Männern zärtlichst geliebt. Kaum hatte Obernau mir sultanisch das Schnupftuch zugeworfen, so würde kein junger Mann, zehn Meilen in der Runde, sich zwischen ihn und mich gestellt haben. Es war gleichsam ein allgemeines schweigendes Uebereinkommen, daß er und ich für einander paßten und gehörten. Obernau und immer Obernau war vor meinen Augen und an meiner Seite, oder schwirrte vor meinem Ohr; denn der Tante konnte nichts Erwünschteres kommen, als seine passionirte Neigung, und sie trug Sorge, mir von ihm stets in einem Ton zu reden, der Eindruck auf mich machen mußte. Nämlich zuerst lobte sie seine guten Eigenschaften, dann beklagte sie den bösen Einfluß, welchen schlechte Rathgeber und eigennützige Freunde in seinem wolwollenden, vertrauenden Herzen gewonnen, und schloß endlich damit, eine gute, edle Frau könne ihn leicht zu sich emporheben und ihn zu einem neuen, bessern Menschen umwandeln — und das sei der herrlichste Beruf des Weibes. Ich hatte zwar kein Vertrauen zu dem Herzen meiner Tante, aber großes zu ihrer Klugheit. Was sie da sagte, kam mir verständig und gut

vör, und ist es auch, wenn nur das Weib, welches sich diesem heroischen Beruf widmet, in sich klar, fest und abgeschlossen genug ist, um nicht selbst dabei herabgezogen zu werden. Ich armes, unerfahrnes Geschöpf, ohne Leidenschaft, ohne Schmerz — diesen zwei Binde- und Löseschlüsseln des Wesens — konnte das damals nicht in Ueberlegung ziehen. Ich dachte, was die ganze Welt gut und zweckmäßig finde und was einen Menschen glücklich mache, das müsse ich thun, und ich verlobte mich mit Obernau. Wollte ich sagen, er sei mir gleichgültig oder gar zuwider gewesen, und ich sei zu dieser Partie beredet oder gezwungen: so würde ich lügen. Nein, ich war ihm recht gut, und gab ohne Widerstreben seiner Werbung Gehör. Ich wollte ja auch meine herrliche Bestimmung erfüllen und recht etwas Gott und den Menschen Wolgefälliges vollführen. Ueberdas sah ich meine seit drei Monaten verheirathete Schwester äußerst glücklich mit einem Manne, der mir unerträglich schien; daraus zog ich den Schluß, der grade umgekehrt richtig ist: der Mann sei am liebenswürdigsten in der Ehe — und die Anstalten zur Hochzeit wurden gemacht.

„Je näher aber der Zeitpunkt kam, desto beklommener ward mir. Ich, die nie träume, die nie eine bange Vorempfindung des Gewitters spüre, wandelte umher, als solle ein quälender Traum in Erfüllung gehen oder ein Unwetter losbrechen. Wenigstens bilde ich mir ein, daß diese Schwüle, diese Schwere, diese Angst ohne Grund und ohne Namen, denjenigen heimsuchen müsse, welcher Traum und Ahnung kennt. Zu wem sollte ich reden? die Tante liebte nicht Erörterungen der Gefühle, wenn sie Entscheidungen herbeiführen konnten, welche ihren Absichten widersprachen; sie wies sie nie ab, doch mit schlauer Geschicklichkeit wußte sie stets sie zu

vermeiden. Meine Schwester, wie gesagt, war verheirathet: das war eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns. Sie war jezt die Frau eines Mannes, nicht meines Gleichen, kein Mädchen mehr! kaum daß sie mir noch wie meine Schwester vorkam. Es giebt eine Jungfräulichkeit des innern Seins, rührender und reizender als die, welche der Myrtenkranz repräsentirt, weil sie unendlich seltner ist. Aber leider! leider! geht sie oft vor dieser und fast immer mit dieser verloren! sie widersteht nicht der materiellen Genußsucht. Meine Schwester war in kurzer Zeit ganz fraulich worden, verloren in ihren Familien- und Haus-Interessen, und mit unendlichem Behagen sich darin zurecht setzend, wie der Vogel auf seinem Nest. Sie gehörte zu den weiblichen Wesen, die von der Geburt an, mögte ich sagen, Frauen sind und im Hause Wurzel fassen und Blüten treiben. Sie ist glücklich dabei geworden, weil Temperament, Sinnesart, Charakter mit ihrem Schicksal Hand in Hand gingen, und weil man von ihr sagen darf — was ich jedoch nie ohne einen leisen Schauder auszusprechen wage: — sie würde jeden Mann glücklich gemacht haben; — und dies wird doch zuweilen als Lob von einem Mädchen gesagt! Nun, ich habe es nie verdient. —

„Aber an wen sollte ich mich wenden in meiner Herzensangst? Sehr verständig, wie mir scheint, wendete ich mich an Obernau, und sagte ihm an einem schönen Abend, wo wir allein im Garten waren und die melancholische Herbstnatur mit heimziehenden Wandervögeln und herabrieselnden Blättern mich noch trauriger stimmte, daß ich ihn lieber nicht heirathen wolle. „Ein romanhafter Mädchengedanke!“ antwortete er spöttisch wegwerfend. Ich verstummte blöde, und sann acht Tage lang darüber nach, ob er nicht wirklich Recht

habe. Bisweilen kam es mir auch so vor, aber als über diesem Besinnen der Hochzeitstag mir bis auf vierzehn Tage nah gerückt war, so fand ich, Obernau habe Unrecht, und abermals verkündigte ich ihm meinen Entschluß und bat ihn dringend, mir mein Wort zurückzugeben. Statt der Antwort sprach er: „Ini, Du siehst zum Küssen lieblich aus, wenn Du bittest! ich wäre ein großer Narr, wollte ich Deinen Willen thun.“ Indessen da er sah, daß ich weinte, fragte er, ob ich einen Andern, etwa den und jenen, den er nannte, heirathen wolle. Zufällig waren das närrische, fade, dümmerliche Leute, und Obernaus Frage kam mir possirlich vor — oder war es nervöse Aufregung — kurz, ich brach in lautes Lachen aus, und Obernau sagte beruhigt und beruhigend: „Wenn Du keinen Andern lieber hast, so kannst Du mich mit gutem Gewissen heirathen.“ Trotz dieser Versicherung war aber immer eine Stimme in mir wach, die mir zurief: thu' es nicht! und zum dritten Mal, doch nun unter tausend heißen Thränen und mit bangem Flehen, bat ich um meine Freiheit. Da wurde er endlich anders, er gab das spöttelnde, scherzende Wesen auf, womit er bisher meine Einwendungen zunichte gemacht, er beschwor mich, ihn nicht grenzenlos unglücklich zu machen, er liebe mich zu sehr, um von mir lassen zu können, er wolle Alles thun, Alles sein, was ich gut und recht fände, er lag zu meinen Füßen, er weinte — ich hatte in meinem Leben weder ihn noch irgend einen Mann in solcher Bewegung gesehen, es machte einen schauerlichen, gewaltigen Eindruck auf mich, ich dachte kindisch: wolan, lieber unglücklich sein, als unglücklich machen! — nicht wissend, daß in der Ehe eins aus dem Andern folgt — ich bat ihn tausendmal um Vergebung, und wünschte nun

selbst den Hochzeitstag mit einer fieberhaften Ungeduld herbei, in der Hofnung, mein Schicksal müsse sich lieblicher in der Entschiedenheit, als in der Erwartung stellen. Ich ward seine Frau. Der Stab war über mich gebrochen! — so kam ich mir vor, so komme ich mir noch jezt vor, wenn ich an den Moment denke, von welchem doch schon manches Jahr mich trennt."

Faustine senkte ihr Haupt wie gebrochen, und legte das Gesicht in beide Hände; ihr Busen flog krampfhaft, sie bebte vom Scheitel zur Sohle, und als sie nach einer Pause die Hände sinken ließ, war ihr sonst so blumenzartes, holdseliges Antlitz starr, marmorbleich, tragisch. „Ja," sagte sie mit herzzerschneidender Wehmuth, „von der Faustine, die damals unterging, mag jezt wol keine Spur übrig sein, denn sie fiel der Schmach anheim! Ja ja! auf meine unschuldige, reine Stirn wurde der Stempel der Schmach gedrückt, und ich — ich habe es gelitten und es überlebt!"

Sie ging im Salon auf und ab, mit heftigen, ungleichen Schritten. Sie rang die Hände. Sie dachte nicht an Marios Gegenwart, nicht an seine Liebe — nur an ihre Vergangenheit; und mehr zu sich selbst, als zu ihm, sprach sie mit tiefer Bitterkeit:

„Giebt es denn auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Schmach, welche der gleich kommt: einem Manne zu gehören, ohne ihn zu lieben? O ich glaube, ein ganzes Leben von Verworfenheit wird mit diesem Begriff bezeichnet. Doch nein! nein! ich irre mich! ich war ja seine Frau, am Altar ihm angetraut — dann hat es nichts zu sagen — für die Menschen." Sie lachte in sich hinein.

„Ruhig, Faustine, aus Barmherzigkeit mit Dir, sei ruhig!" bat Mario erschüttert.

„Schweigen Sie, Graf Mengen! Sie haben mein Leben wissen wollen — da dürfen Sie mich nicht stören, wenn wir bei einem so wichtigen Punkt angelangt sind. Kennen Sie nicht die Sage von jenem Nixenbrunnen, dessen Wasser, hat man den schweren Steindeckel einmal abgewälzt, immer höher, immer höher steigt, den Rand überquillt und das Land rings umher in eine brausende Wogenflut verwandelt? O, diese unermeßliche Flut von ungekanntem, von mißkanntem Weh in der Brust eines Weibes erschüttert sogar eine Männerbrust, wenn es sich einmal nicht als Klage, nur als Schrei, äußert! dann muß es gewiß etwas Welterschütterndes sein! Aber ach! als Abnormität wird es betrachtet! Krankhaft an Leib oder Seele, verschroben, überspannt nennt man eine Frau, nachdem man sie ohne Barmherzigkeit in die Arme des Ersten Besten, der sie nach ihr ausstreckt, geliefert hat, und sie nun mit unüberwindlichem Entsetzen wahrnimmt, was von ihr gefodert wird, was sie gewähren soll. Von einer Million Ehen wird eine aus Liebe geschlossen. Die Beweggründe der übrigen kommen in keinen Betracht; weil sie immer auf hausbackene Nützlichkeit zielen, sind die einen grade so gemein oder grade so würdig als die andern. Aber neunmal hundert neun und neunzig tausend neun hundert Frauen verlangen es eben nicht anders; achtundneunzig verlangten es wol anders, einst, vor langen Zeiten, auf die sie sich selbst nicht mehr recht besinnen können, so untergewirbelt sind sie: nun haben sie sich gefügt, aus Kälte, aus Verständigkeit. Und eine, nur eine, aber doch eine, eine Einzige unter der Million, die verlangt es anders und, feiner oder schwächer organisirt, kann sie nicht zahm sich

fügen, und fühlt doppelt die Demüthigung, weil sie zu schwach ist sie abzuwehren. O diese Eine! sie kommt nicht in Betracht vor euren Gesetzen, es kann kein eignes Recht für sie geschaffen werden, Gott und Menschen ziehen die Hand von ihr ab — denn im Namen Gottes ist ihr Segen verheißen worden, wo sie Unheil gefunden, und die Menschen hohnlächeln ob der Phantasterei, welche da einen Tempel erbauen mögte, wo ein ekler Sumpf liegt. O diese Eine! — es giebt Schmerzen, vor denen die Welt das Knie beugt, stralende Schmerzen, geputzte Schmerzen, rosenrothe Schmerzen, Triumphbogenschmerzen! aber mit diesem Schmerz kokettirt man nicht, den vergräbt man scheu im Busen, wie man das Krebsgeschwür am Busen mit unsäglicher Beschämung verbirgt. Doch das Gift des Geschwürs durchschleicht allmälig das Geäder des Körpers und dringt in Mark und Blut, und dieser Schmerz wird zu einem Gift, zu einer Quintessenz von Haß, Bitterkeit, Verzweiflung, Empörung, Verachtung und Groll, wovon die Seele krank werden und verderben muß, und Keiner, Keiner hat einen Blick des Erbarmens dafür. O diese Eine! — das ist nicht eine von den Schlechtesten gewesen! nicht um den Glanz und den Genuß der Welt zu haben, ist sie in dies Jammerlabyrinth gerathen! nur kindisch, nur unerfahren, nur jugendlich selbst vertrauend sprang sie, ein sorgloser Schwimmer, von dem stillen Felsen ins rauschende Meer, um einem Andern die liebende, die hülfreiche Hand zu bieten! aber der ist zu Hause in dem wilden Element, der zieht die Arme in den Strudel hinein, in die Tiefe hinab, sie sinkt — und Keiner rettet sie!... Sind denn nicht Männer da?... ja doch!... da stehen sie, faunisch, neugierig, lüstern vor dem trostlosen Geheimniß dieser Ehe, und rathen und räthseln, und deuten

und deuteln, und bringen es am Ende zur sonnenklaren Evidenz, daß diese Frau die begehrungswürdigste auf dem Erdboden ist. Ja doch! ... wo es eine unglückliche Frau giebt, — jung und hübsch, comme de raison! — da fehlt ein halbes Dutzend ritterlicher Männer nicht, welche sich die Ehre streitig machen, dieser holden Augen Thränen zu trocknen, dieser frischen Lippen schmerzliches Zucken in süßes Lächeln zu wandeln. Sie sind ja die gebornen Beschützer der Schönheit — die edlen Männer! — O diese Eine! ich will ja gar nicht weinen, weil ich gerade unter der Million es sein mußte; ich weine nur, weil überhaupt solch Elend auf dieser schönen Welt statt findet.

„Aber damals weinte ich über mich. Ich kam mir selbst unmenschlich entwürdigt vor durch die Leidenschaft, die ich erregte, ohne sie zu theilen, und das Geschöpf, welches der Mann mit dem Fuß vom Sopha auf die Straße schleudert, schien mir weniger erniedrigt, als ich mich fühlte; — denn es steht außer dem Gesetz, denn es macht keinen Anspruch auf Ehre; aber ich, unter dem Schirm des Gesetzes, umringt von jeder Schutzwehr, welche der Ehre heilig, jung, unverdorben, sittlich rein, ich sah mich plötzlich in der Gewalt eines Menschen, dessen furchtbares Recht über mich dadurch geheiligt sein sollte, daß er in einer Kirche vor vielen Zeugen gelobt hatte, es immer zu üben. Was ging das mich an? ich mußte ihm das Recht geben: nur so begriff ich es! nur so konnte es nicht entadelt werden. Ich sah bisweilen die Leute ganz erstaunt an, wenn sie mich mit Achtung behandelten — die übrigens der vornehmen, reichen Frau nie fehlt — ich hätte fragen mögen: was fällt euch ein! der willenlose, dumpf gehorchende Sclav, zählt der mit in der menschlichen Wesen-

reihe? und steht mir's nicht wie ein Brandmal auf der Stirn, daß ich Sclavin bin? Ich hüllte mich in meinen Gram wie in ein Panzerhemd, und waffnete mich mit meiner Erbitterung wie mit einem scharfen Schwert, und behandelte die Männer mit einem Uebermuth, mit einer Verachtung, vor welcher sie in den Staub fielen und in Anbetung geriethen. Aber ich, die weit sehnlicher wünschte, einen Gegenstand der Liebe und Verehrung zu finden, als es zu sein, zerfiel mit mir selbst immer unheimlicher, immer tiefer, je greller der Widerspruch zwischen der äußern Erscheinung und dem innern Sein sich gestaltete. Ich wurde von meinem Mann geliebt, und empfand für ihn den unbesieglichsten Widerwillen. Die Welt huldigte mir, indessen ich mir selbst verächtlich vorkam. Man pries meine Verhältnisse glücklich und beneidenswerth, und ich fühlte mich in ihnen unaussprechlich elend. Hätte ich wenigstens den Trost gehabt, Obernau etwas über sein leeres, wüstes Treiben zu erheben, so würde mir das einigen Muth eingeflößt haben. Doch die Sclavin dient dem Gebieter nur, wenn er es befiehlt; außerdem ist sie ein Spielwerk, welches unbeachtet im Winkel steht. Ich will gern glauben, daß es mir auf einem gewissen Wege sehr leicht geworden wäre, unumschränkte Herrschaft über ihn zu gewinnen; allein, konnte ich meinen Gemal nicht ehren, so mogte ich ihn doch wenigstens nicht beherrschen, nicht diese Flitterkrone für den Preis erkaufen, den er darauf gesetzt haben würde. Ich ging meine Wege, er ging die seinen. Er bekümmerte sich gar nicht um mich, sobald ich nur zu gewisser Stunde nicht fehlte. Ich war ja seine Frau und er liebte mich! folglich, welche Ehre für mich!

„Ich war immer mit Männern umgeben; ich ritt mit

ihnen, ich fuhr mit ihnen, ich schwatzte mit ihnen, nicht weil sie mir gefielen, sondern weil sie sich an mich drängten, und weil ich gegen sie impertinent sein oder sie ganz ignoriren durfte, kurz, weil sie nicht die Rücksichten heischten, welche zum Umgang mit Frauen erfoderlich, und weil überdas Obernaus beide Schwestern mir das eigene Geschlecht noch mehr verleideten, als er selbst das männliche. Die eine war in meinem Alter und verheirathet, eine dürftige, enge Natur, welche sich nicht darüber zufrieden geben konnte, daß mein Fuß kleiner und mein Auge größer als das ihre war. Die andre, ein junges Mädchen von vierzig Jahren, hatte vor Zeiten ein Leben geführt, welches die Bewerber um ihre Hand nothwendig, trotz ihres Vermögens, abschrecken mußte. Jezt reizlos, früh gealtert, kränklich, sprach sie von ihrem nie verstandenen Herzen, welches sie ganz dem lieben Gott zugewendet habe, weil kein Mensch dieses Kleinods werth sei. Gewiß ist es, daß kein Mensch den lieben Gott um dies Kleinod beneidet hat, und daß die äußerlich werkthätige, innerlich sterile Frömmigkeit meiner Schwägerin Crescenzie mich gemahnte wie eine Schaale lauwarmen Wassers, worin man vorsichtig die Fingerspitzen wäscht und sie dann säuberlich mit einem Battisttüchlein abtrocknet, aber nicht wie ein frisches, kühles, stärkendes Bad, worein man sich begierig stürzt, um den Staub des Lebens abzuwaschen. Meine Schwägerin Nandine ging umher, die Leute fragend, ob sie je eine Person gesehen, welche mir an Kokketterie, Eitelkeit und Leichtsinn gleich käme, und meine Schwägerin Crescenzie erzählte den Leuten wehklagend, mit gen Himmel gehobenen Augen und Händen, wie unglücklich ich ihren Bruder mache.

„Freilich war er nicht glücklich, der arme Obernau, doch

ich hätte ja ein ganz andres Wesen sein müssen, als ich war, um ihn zu beglücken. Das hatte ich dunkel geahnt, das hatte er, der mich nur mit den Augen der Sinne ansah, nicht glauben wollen. Er kannte von der Liebe nichts, als was die Sinnlichkeit ihm zuflüsterte, die mich empört, wenn ihr nicht die Seele ihren himmelblauen Mantel umgeschlagen — und so lebten wir, mit einander schauerlich verbunden, in einander schauerlich getrennt. O, ich habe viel gelitten! ich fühlte wol das Drückende, das Pflichtlose unsers Verhältnisses. Wenn Obernau nicht da war, stellte ich mir seine guten Eigenschaften vor, und schob all seine Fehler auf Rechnung der vernachlässigten Erziehung. Dann hing ich meine früheren Plane zu seiner Bildung und Erhebung daran, und nichts schien mir leichter, als mit einiger Kraft und einigem guten Willen ihn in eine andere Sphäre zu versetzen. Aber dann kam er, und sein erstes Wort: „Komm her, Ini, küsse mich“ — war ganz hinreichend, um mir die grausige Ueberzeugung wieder aufzudrängen, welche nur momentan unterdrückt war, daß kein Mittel in meiner Macht stehe, um günstig auf ihn einzuwirken, weil ich ihn ja leider! leider! nicht liebte. Bisweilen kam er in tiefer Nacht heim, der Himmel mag wissen, aus was für Gesellschaft! Hatte der Wein seinen Kopf montirt, so überstieg seine Brutalität alle Vorstellung. Doch mitunter hatte er gespielt, und wie sich von selbst versteht, bedeutende Summen verloren — dann war er verdrießlich, müde und niedergeschlagen, dann verwünschte er seine Freunde, das wüste Leben mit ihnen, seine eigene Schwäche; — und dann war ich ihm wieder gut, so wie früher als Braut, und drang in ihn, den Abschied zu nehmen, mit mir zu reisen. Er ging ganz auf diesen Vor-

Digitized by Google

schlag ein: das dienstliche Verhältniß drückte ihn; die Kameradschaft langweilte ihn; er wollte mit mir reisen, sich aufhalten, wo es mir gefiele; ich sollte in Paris, in Rom malen, so viel ich Lust hätte — ich schlief ein mit der festen Zuversicht auf eine, wenigstens äußerliche Aenderung meines Schicksals, wo ich im Genuß der Reiseabwechselung und der Kunstausübung Zerstreuung und Freude finden würde. Aber ach! wenn Obernau nicht mehr müde und abgespannt war, so kamen ihm meine Vorschläge „romantisch" vor — ein Lieblingswort, das er fast gegen jede meiner Aeußerungen anwendete — ihm gefiel nichts besser, als in Bamberg zwischen seinen Kameraden und guten Freunden fortzuleben, und ich mußte manchen plumpen Spott über meine Liebe zur Natur und Kunst anhören. Aeußerlich ertrug ich das mit kalter Verachtung; aber es grämte mich, daß Obernau nicht die geringste Theilnahme für mich empfand, und es erbitterte mich, daß er dennoch es wagen konnte, von seiner Liebe zu mir zu sprechen und Erwiderung zu fodern, als sei sie sein Recht. Und ließen gar meine Schwägerinnen sich einfallen, denselben Ton anzustimmen, so wies ich sie herbe zurück, und sie rächten sich dafür, indem sie gegen ihren Bruder über meine Schroffheit wimmerten, und ihn endlos beklagten, an eine seelenlose Puppe sein schönes Herz zu verschwenden.

„Wie lange ich diese Existenz ertragen, welchen Act der Verzweiflung ich am Ende begangen haben würde — das weiß ich nicht mehr! wogende Nebelmassen liegen auf jenem Ehestandsjahr, und gern wende ich meinen Blick von ihnen ab, der lichten Erscheinung zu, welche meinem Schicksal eine versöhnende Wendung gab. Ich lernte Andlau kennen, und ich liebte ihn. Gott! ich Arme, ich Bedürftige, ich Hartver-

letzte — mit welcher unaussprechlichen Wonne, mit welcher lautlosen Ueberraschung sah ich aus dem alltäglichen, langweiligen Schwarm eine Gestalt auftauchen, bei der es mir wol ward, bei der ich mich in meinem innersten Wesen geschützt und frei fühlte! Ein armes, kleines Fischlein, das im Eismeer geschwommen und gefroren, und sich an Eisschollen blutig gestoßen hat, und nun plötzlich in die lauen, sonnigen Wellen der Südsee versetzt wird, muß diese friedliche Seligkeit genießen. Es fiel mir gar nicht ein, daß meine Pflicht gegen Obernau im Geringsten verletzt werden könne durch dies Gefühl, für das ich keinen Namen wußte und wissen mogte. Ich nannte es nicht Liebe, denn bei dem Wort fiel mir meines Mannes Liebe ein, und ich mogte mein Gefühl nicht einmal durch den Gleichklang des Namens entadeln lassen. Aber ich liebte ihn! meine Seele blühte auf vor seinem Lächeln, meine Träume wurden wach vor seinem Blick, die Welt schlug für mich das Auge auf, wenn ich in das seine schaute — in dies ernste, denkende Auge, das forschend, prüfend, wägend auf den Gegenständen ruhte, und ihnen Werth und Bedeutung zu geben schien, je nachdem es nach der Prüfung mehr oder minder befriedigt war, und das bei mir allein die Forschung vergaß, um in heller Freude zu glänzen. Und wol mir, daß er es vergaß! unentwickelt, kindisch, dumpf und befangen, wie ich damals war, hätte ich nimmermehr vor der Analyse des Verstandes bestehen können; aber er liebte mich und vergaß daher mich zu analysiren. Ich war ihm wie ein Meteor zwischen dem regelrechten Planetensystem der Gesellschaft. Unter andern Verhältnissen würd' ich mich vielleicht in derselben acclimatisirt haben; jetzt, aus Scheu ihr zu gleichen, blieb ich in meiner primitiven Natur, aufrichtig, stolz, sauvage,

unabhängig, leidenschaftlich — eine Charaktermischung, die man wol als eine Reaction des allgemeinen Gesellschafts-Charakters betrachten darf, die aber nicht eben bestimmt sein mag, um einer Frau eine glückliche Zukunft in der Welt zu sichern. Ein gewöhnlicher Mann würde dies sehr bald zu seinem Vortheil benutzt haben: Andlau wurde dadurch gerührt. Er wollte meinem exotischen Wesen etwas von seiner phantastischen Glut nehmen, damit es besonnen in der kühlen Atmosphäre der Welt gedeihen könne — aber daran scheiterte seine Kraft, denn das tiefe Feuer, welches bis jezt in meiner Brust geschlummert, weil kein Lufthauch es angefacht, brach nun mächtig hervor und verzehrte seinen Willen. Die Liebe brannte wie zwei Altarflammen in unsern Herzen. — — Was sagte die Welt dazu? O die Welt! tausend gemeine Verhältnisse duldet sie, und abertausend noch gemeinere begünstigt sie! aber wo eine starke Leidenschaft auftaucht, da schreit sie Zeter! die keusche, sittsame Welt. Herzen, die im Schlamm ersticken, sucht sie fein säuberlich abzuwaschen; Herzen, die in Glut verlodern, streut sie in alle vier Winde. Ich nahm keine Rücksicht darauf. Mein Leben hatte einen andern Polarstern, als das Urtheil der Menge, und ich sagte höchst unbefangen, wie glücklich ich mich fühle, endlich einen Mann gefunden zu haben, den ich achten könne, weil Pferde und Hunde, Wein und Karten ihm nicht als die höchsten Güter und wichtigsten Interessen des Lebens erschienen. Obernau spottete sehr oft über meine romantische Liebe zu Andlau, aber er suchte nicht sie zu stören, vielleicht weil er meiner überdrüssig war, vielleicht weil er mich nicht fähig hielt, eine mächtige Liebe zu erwidern; wenigstens meinte er ganz ehr-

lich, ich müsse von Marmor und Erz sein, indem ich bei der seinigen ungerührt geblieben.

„In meinem jungen brausenden Kopf hatten schon Flucht und jede mögliche gewaltsame Trennung gegohren, da eine Scheidung bei uns Katholiken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es gab Augenblicke, wo ich mir die Zuflucht eines Klosters wünschte, um nur dem Druck meiner unseligen Ehe zu entfliehen; denn die Liebe geht ihren Entwickelungsgang, und da mußte es mir bald unerträglich werden, daß mein äußeres und mein inneres Wesen schauerlich zerspalten war durch mein Verhältniß zu diesen beiden Männern. Was Eins war — getrennt! was ewig Zwei blieb — verbunden! Das ist ein Rechenexempel, bei dessen Lösung das Gehirn wirbeln kann! — Nur frei sein; danach schmachtete ich, wie nach Wasser in der Wüste. Nur frei sein; das war das Angstgebet, welches ich zum Himmel emporschrie. Und Gott hörte mich. Wie ein Gefangener durch Erdbeben — so gewaltsam, so schauerlich wurde ich frei.

„Andlau war eines Tags bei mir, und eben so traurig und niedergeschlagen als ich, mogten wir nicht sprechen und auch nicht unsrer Melancholie uns hingeben. Wir setzten uns an das Piano und spielten. Die Musik machte mich weich, Thränen entstürzten meinen Augen und als er mich zärtlich umschlang, lehnte ich die Stirn an seine Wange und weinte zum Sterben! Da trat plötzlich Obernau mit seiner Schwester Crescenzie ein und rief mit knirschender Wuth: „Du hast Recht, Schwester!“ Dann stürzte er in sein Zimmer, holte zwei geladene Pistolen, welche stets im Schranke hingen, und begehrte, Andlau solle sich auf der Stelle mit ihm schießen. Dieser verweigerte es kalt. Obernau wurde

immer rasender; Andlau blieb ruhig, beschwor ihn mich zu schonen, kein Aufsehen zu machen, indessen ich wie eine Statue wort=, gedanken=, besinnungslos dastand, und nicht eher meine Fähigkeiten wiederfand, als bis ein Schuß fiel und Andlau zu meinen Füßen hinsank. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte! ich ließ anspannen, ihn in seine Wohnung schaffen, Aerzte rufen, ich begleitete ihn. Keinen Augenblick verlor ich in Unentschlossenheit, Verzweiflung, Zaghaftigkeit. Keinen Augenblick wich ich von seiner Seite. Obernau, die ganze Welt, waren nicht mehr für mich da. Ich gehörte dem an, der für mich litt, unschuldig und qualvoll litt. Ich weiß nichts aus jener Zeit, als daß ich ein Paar Wochen Tag und Nacht vor seinem Schmerzenslager saß und um sein Leben flehte. Obernau begehrte, ich solle zu ihm kommen, bald bittend, bald drohend; seine Verwandten foderten dasselbe. Ich hatte nur eine Antwort: „Nie kehre ich in das Haus des Mannes zurück, der sich und mich im Angesichte der ganzen Welt erniedrigt hat.“ Unerschütterlich blieb ich dabei. Obernau wollte sich nicht scheiden lassen, sei es aus Haß oder aus Rache. Mir einerlei! ich ging mit Andlau nach Nizza, seine verwundete Brust brauchte mildere Luft. Zwei Jahr lang kämpften meine Liebe, Sorgfalt und Pflege ihn dem Tode ab. Zwei Jahr lang war ich in steter zitternder Angst um ihn. Doch mitten in dieser Angst war ich glückselig — bei ihm, für ihn lebend, nichts von der Welt wissend, wünschend, verlangend. Meine Tante war kurz vor der Katastrophe gestorben, und hatte mir, der Frau eines reichen Mannes, nur das Pflichttheil, meiner Schwester das ganze Vermögen hinterlassen. Von meinem kleinen Erbe lebte ich damals wie ich jezt lebe, einfach, schlicht, unabhängig, aber damals unsäglich

froh durch den mir so neuen Genuß der Freiheit. Meine Liebe war nicht erkauft, ward nicht bezahlt! ich fühlte mich weder gekränkt, noch erniedrigt, noch gedemüthigt! in meiner Freiheit fühlte ich mich auf derselben Stufe stehend mit dem Mann, den ich so unaussprechlich verehrte, während ich mich durch meine Abhängigkeit tief unter dem Mann gefühlt hatte, den ich nicht achtete. Als Andlau endlich genesen, machten wir eine Reise durch Italien. Wie ging mir das Leben auf im Doppellicht der Liebe und der Kunst! wie entwickelten sich meine Fähigkeiten! welcher Strom von vielseitigem Glück umrauschte mich, und wie froh, wie sicher, wie bewußt meines Glücks und meines Rechts daran stand ich im Nachen, und ließ ihn durch Andlau lenken!

„Da starb Obernau, und ich war frei mit meiner Hand zu schalten. Aber ein unermeßlicher Widerwille gegen die Ehe hatte sich zu fest in meine Brust genistet, als daß ich eine zweite hätte schließen mögen. Die zwei Jahre meiner Verheirathung hatten mich übersättigt mit bittern Empfindungen: der Gemal war mir peinigend gewesen, seine Familie feindlich, die Welt gleißnerisch, ich mir selbst verächtlich; keinen Schutz hatte ich gefunden gegen die bitterste Demüthigung, keine Stütze für meine rathlose Unerfahrenheit, keinen Trost für meine innere Zerfallenheit; zweifelnd an Gott, an den Menschen, an mir selbst, stand ich in grausiger Einsamkeit da, unbegnügt, unbefriedigt, tantalisch nach Hesperidenfrüchten schmachtend und, wenn mir eine in die Hand fiel, wenn meine Lippen sie berührten, augenblicklich den Sodomsapfel in ihnen erkennend. Bei Andlau — wie anders! stets war ich gehoben, nie herabgezogen; stets fühlte ich ein Vorwärtsschreiten, eine Entwickelung, keinen Stillstand, kein Zurückgehen, kein

Versinken. Ich war glücklich, und fühlte mich durch dies Glück befähigt und stark gemacht, in dieser eigenthümlichen Weise es festzuhalten. Dies Glück und diese Weise ließen mich in meiner vollen Selbständigkeit und doch zugleich in der Sphäre des Weibes, welches seine Ausbildung und Befriedigung allein in der Liebe findet. Es war eine unendliche Gewißheit in mir, welche keines endlichen Symbols bedurfte, und eine endliche Fessel verschmähte. Vielleicht jedem andern Mann gegenüber würde diese Zuversicht eine ungeheure Thorheit sein: bei Andlau ist sie nur eine richtige Würdigung seines Charakters. Aber mir selbst gegenüber ist es die größte Thorheit gewesen, denn die unendliche Gewißheit wankt, und der Platz, der wie ein Fels unter meinen Füßen war, ist Triebsand worden."

„Darum, Faustine, mußt Du ihn verlassen," sagte Mario ernst und ruhig, stand auf und nahm ihre Hand; „da, wo Du bisher gestanden, ist es nicht mehr sicher für Dich. Stütze Dich getrost auf meinen Arm, ich hebe Dich über alle Schwankungen hinweg. Ich danke Dir, daß Du mir Dein Schicksal enthüllt hast, und doppelt danke ich Dir, weil ich darin nichts sehe, was uns trennt."

Faustine blickte ihn sprachlos an und fuhr mit der Hand über die Augen, wie um sich zu überzeugen, daß sie wache.

„Nichts! denn Du liebst mich, und Andlau — liebst Du nicht mehr; denn wenn Du ihn noch liebtest, so wäre Dein Auge nie anders, als mit dem gleichgültig freundlichen Blick auf mich gefallen, den Du für alle Welt hast —"

„Ja, siehst Du — das ist unmöglich!" rief sie.

„Nun, Faustine, ich liebe Dich: Du weißt es, ich habe es Dir gesagt und Du mußt es auch ohne Worte wissen; aber

da ich es Dir gesagt habe, so will ich auch nicht von Dir lassen, denn Dich bindet nichts an einen Andern, sobald Dein Herz Dich nicht bindet, und Dich aufgeben, zurücktreten, von Nothwendigkeit der Selbstopferung reden — das thut nur eine matte Liebe, die sich nicht stark genug fühlt, für die Geliebte eine alte Welt aus ihrer Axe zu heben und eine neue hineinzulegen. Wer zu einer Frau spricht: ich liebe Dich! — und nach diesem Wort nicht bereit ist, mit ihr eines Weges zu gehen, und sollte der in die Hölle führen — freudig bereit ist, weil er die Zuversicht hat, die Hölle in Himmel verwandeln zu können durch Liebe — der ist feig, Faustine, und der Feigling ist keiner Liebe fähig. Ich bin nicht feig! ich habe den Muth, Dich mit Allem zu versöhnen, mit Vergangenheit und Zukunft, und mit jedem Verhältniß, das Dich bisher verwundet oder abgestoßen hat. Du wirst mein Weib, Faustine!"

„O dann bin ich aber von erbärmlicher Untreue!" sagte sie dumpf.

„Und was wärest Du, wenn Du zwischen zwei Männern stehen bliebest, beide verzaubertest, jedem halb, keinem ganz gehörtest? und was wärst Du, wenn Du mit einem gespaltenen Herzen zu demjenigen Dich zurückwendetest, den Du geliebt hast, und zu ihm sprächest: ich liebe einen Andern, aber Dir will ich treu sein? — Du liebst das Schöne, Gute und Hohe, wo Du es findest, Faustine: das macht Dich liebenswürdig; und Du bist zu sehr von der Gegenwart beherrscht, um Dich dauernd an eine Persönlichkeit zu fesseln, sobald diese Dir nicht ganz überwältigend entgegentritt; das macht Dich schwach. Ich will diese Schwäche nicht vertheidigen, weil Du mir Sophisterei vorwerfen, oder mich beschuldigen könn-

test, ich spräche für meinen eigenen Vortheil; aber glaube mir, wenn Du meine Schwester wärest, würd' ich Dir nichts Anderes sagen als: Untreue ist ein zerrissenes, halbes, schwankendes Wesen, ist Widerspruch in der Seele; mach' den zunicht durch eine scharfe Entscheidung, durch einen unwiderruflichen Schritt, und Du hast Dich frei gemacht, Dich ins Gleichgewicht gestellt, hast das Störende fallen lassen und das Förderndе ergriffen; wähle. Wähle, Faustine!" rief Mario, und die ruhige Gelassenheit, mit der er bisher gesprochen, ging in die bewegteste Leidenschaftlichkeit über; „wähle! jezt, gleich, auf der Stelle! in einer halben Stunde verlasse ich dies Zimmer, und es hängt von Dir ab, ob ich es je wieder betreten werde, oder nicht. Denn so, wie es bisher zwischen uns gewesen, kann es jezt, nachdem das Liebeswort gesprochen ward, nicht mehr bleiben —"

„O warum nicht?" unterbrach Faustine; „Sie sind stark, Mengen, Sie können Alles!"

„Alles Menschliche, Faustine, nichts Uebermenschliches! ich liebe Dich! die Liebe will Eins sein mit dem geliebten Gegenstand. In Deiner Nähe bleiben, unter dem Zauber Deiner Holdseligkeit, und diesen Wunsch nicht mit jedem Athemzug, wie die Luft, die mich umgiebt, begierig einzusaugen — dazu reicht meine Stärke nicht hin. Hast Du aber die Ueberzeugung, daß Deine Verbindung mit Andlau Dir und ihm noch die frühere Befriedigung gewähren könne, so scheide ich jezt auf immer von Dir; das kann ich allerdings. Doch meine Liebe zu Dir endet darum nicht! so lange mein Herz schlägt, schlägt es für Dich! so lange meine Augen offen stehen, wachen sie über Dich! so lange ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, gehört er Dir! so lange ich auf dem

Wege fortgehe, den ich seit meiner Kindheit gewählt, durch meine Jugend fortgeführt habe, und mit dem ich als Mann gleichsam verschmolzen bin — folge ich Dir! Du gehörst zu meiner innersten Wesenheit, Faustine, denn durch Dich ist mir das Verständniß der Liebe geworden. Und Du solltest mich nicht genug lieben, um nicht ganz mir gehören zu wollen? o das werd' ich nimmer glauben. Und wenn Du Nein sprichst mit Worten und Nein durch die That — dennoch werd' ich Dir nicht glauben!"

„Da hast Du Recht, Mario!" rief sie.

„Jezt hast Du entschieden, Faustine: Du willst mir gehören. O Engel, habe Dank! Du liebst mich!" — Marios Stimme zitterte und sein Auge war feucht, als er so sprach; von seinen Zügen war jede Spur des Selbstbewußtseins weggeschmolzen, welches ihm sonst etwas so Kühles, so Verpanzertes gab, daß man leicht glauben durfte, sein Herz bleibe unangefochten hinter der eisernen Brustwehr. Faustine sah ihn an; Freude und Wehmuth, Wonne und Schmerz wogten in ihrem Busen; sie erkannte, daß sein Glück in ihrer Hand lag: der Augenblick beherrschte sie, die Gegenwart siegte; sie vergaß die Vergangenheit und dachte nicht an die Zukunft. Sie sagte nichts, aber sie nahm seine Hände, faltete sie und legte sie um ihren Hals, wie ein Joch. Dann fragte sie:

„Hast Du verstanden, Mario?"

Aber Mario antwortete nicht, und Faustine sah sich zum ersten Mal dem Ausbruch einer Leidenschaft gegenüber, neben welcher die eigene Glut ihr blaß und kalt erschien.

„Kann Dich denn wirklich die Liebe beseligen?" fragte sie.

„Die Deine kann es, Faustine!" entgegnete Mario, „und jezt begehr' ich den Beweis dieser Liebe."

Sie schlug die erstaunten Augen groß zu ihm auf, als er sie bei der Hand nahm und aus dem Salon nach ihrem Zimmer führte. Da, vor ihrem Schreibtisch, ließ er sie los und sagte bittend:

„Jezt schreibe, Faustine."

„O Gott," ächzte sie und sank in den Lehnstuhl, „ich kann nicht!"

„So muß ich es thun!" sagte Mario gelassen.

„Bist Du wahnsinnig?" rief sie außer sich; „nein! keine andere Hand, als die meine, soll ihm den Dolch ins Herz stoßen; denn das thue ich, das weiß ich!"

„Ja," sagte Mario, „ihm oder mir."

Faustinens Zähne schlugen krampfhaft zusammen und ihre Hände waren eiskalt. Mario fuhr fort:

„Die halbe Stunde ist sogleich verronnen, Faustine! schreibe! Du mußt Dich entschließen. Nach dem Entschluß hört die Qual auf. Das Unwiderrufliche überströmt die Schwankungen so beruhigend, wie Oel die tobenden Wellen. Ich will ja nicht Deinen Willen beherrschen; ich will ja nur, daß Du ihn aussprechen sollst. Schreibe, Faustine."

Sie war ganz von ihm beherrscht. Seine Bestimmtheit, die sich um seine Leidenschaft legte, wie ein Schild vor eine nackte Brust, beschämte sie, die Schwankende.

„Ja," sagte sie „Du bist zuversichtlich, weil Du ganz göttlich-zuverlässig bist. Aber ich — darf ich mich auf mich selbst verlassen?"

„So verlasse Dich auf mich, Faustine, und schreibe! Sieh, Du kannst ja nichts Anderes thun. Gesetzt, Du stießest mir den Dolch ins Herz — was wolltest Du hinterher beginnen? gegen Andlau schweigen? das ist Dir unmöglich! überdas

würd' er errathen, daß Du nicht die Alte bist, und fragt er, wie willst Du leugnen, lügen können! — Oder Du sagst ihm, was Dir begegnet ist: glaubst Du, daß er im Stande sein wird es zu verschmerzen? Wenn's eine Laune von deiner Seite gewesen wäre — wenn Du in einem müßigen Augenblick Gefallen an mir gefunden und Dich neckend und lieblich mit mir amüsirt hättest — ja, darüber könnte er lächeln und sich trösten. Kann er das jezt, Faustine?"

„Nimmermehr," sagte sie, und nahm entschlossen die Feder. Sie schrieb:

„Anastas, Dein letztes Wort beim Abschied ist Wahrheit „worden: ich habe Dich vergessen. Nein! nicht Dich, aber „mich. Ich meine, ich hab' vergessen, daß ich nur in Dir „leben konnte oder wollte. Wir dürfen uns nie wiedersehen, „Anastas. Mit dieser Entscheidung ruinire ich Dein Leben! „darum wag' ich auch nicht, Dich um Vergebung zu bitten. „Du wirst am Besten wissen, wie Du zu denken hast an „Faustine."

Ihre Schrift war unkenntlich, keine Spur der sonst so sichern, leichten Hand. Mario couvertirte das Blatt. Dann sagte er:

„Nun die Adresse, Faustine."

„Jezt mach' ich ein Todesurtheil fertig" — murmelte sie, und adressirte nach Nürnberg; denn so hatte Andlau es in seinem letzten Brief bestimmt.

Mario siegelte den Brief mit Faustinens Siegel und steckte ihn zu sich, indem er sagte:

„Morgen früh werd' ich, bei der Post vorbeifahrend, ihn selbst abgeben."

Dies Alles hatte er gelassen und leidenschaftlos gesagt und gethan. In seinen Augen war eine andre Handlungsweise unmöglich für Faustine; sie hatte ihren Willen erkannt und ausgesprochen, sie mußte ihn thun. Nun aber überstürzte ihn die Fülle des seligsten Bewußtseins wie eine Jubel-Symphonie. Er sank vor Faustine nieder, umschlang sie mit beiden Armen und wiederholte immer, als ob er sich mit dem Wort vertraut machen müsse:

„Du liebst mich, Faustine! o, Du liebst mich!"

„Das muß wol wahr sein," sagte sie finster, und ließ die Hände sinken, mit denen sie bisher das Antlitz bedeckt hielt. Kaum sah sie aber in Marios Augen, so entzündete sich auch in den ihren ein helles Freudenlicht, sie war wieder die glühende, funkelnde Schönheit, wieder das liebedurstige Weib. Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und fragte mit jenem Uebermuth, den die Liebe so graziös auszusprechen weiß:

„Du bist aber wol nicht glücklich, Mario?"

„Nicht ganz, Faustine!"

„O, Sie sind nicht glücklich?" sagte sie traurig, und ihre Hände sanken wie gelähmt herab; „dann hab' ich gewiß unrecht gethan."

Mario stand auf und sah sich im Zimmer um, indem er sagte:

„Als ich Dich in jener Ballnacht heimführte und den tollen Clemens hier fand — als ich dort auf der Schwelle stehen blieb und nicht dies Gemach betreten durfte — ja, damals ahnte ich kaum, welch Glück mir heute beschieden werden sollte! Aber ganz glücklich kann ich erst dann sein, wenn Du ganz mir angehörst, und darum flehe ich Dich an, Faustine, reise morgen mit mir zu meinen Eltern und laß den Vermählungstag meiner Schwester auch den unsern sein."

„Ach, ich soll Dich heirathen?“ rief sie ängstlich.

„Wie denn nicht?“ fragte er stolz. „Meinst Du, ich würd' es mir gefallen lassen, daß die Frau, der ich mein Leben weihe, meinen Namen zu tragen verschmähte? meinst Du, ich könnte mich zufrieden geben in einem schiefen, aller Mißdeutung fähigen Verhältniß, wenn dieses durch nichts motivirt wird, als durch die Laune der Frau? — Wie soll ich sie schützen, wenn sie nicht öffentlich freiwillig unter meinen Schutz getreten ist? wie sie ehren, wenn sie mir nicht die Auszeichnung schenkt, die mich dazu befähigt, indem sie mich von der Menge trennt? — Tausende können Dir huldigen, Einzelne können Dich lieben, Dein Gatte kann Dich schützen und ehren — er allein so, wie es Dir gebührt.“

Vor einer Stunde ungefähr hatte Faustine ihren vollen Widerwillen gegen die Ehe ausgesprochen; allein Mario dominirte sie dermaßen und rüttelte mit so kräftiger Hand an ihren bisherigen Ueberzeugungen, indem er seine entgegengesetzten leidenschaftlos aussprach, daß sie sich unfähig zum Widerstand fühlte. Sie sagte nur:

„Und er soll dein Herr sein — steht in der Bibel. Wolan, Mario, ich werde Dich heirathen.“

Er hob sie auf und an sein Herz. „Komm!“ rief er.

Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen und sagte:

„Nein! geh zu Deinen Eltern, sie wissen ja nichts von mir, nichts von uns, Mario! erzähl' ihnen doch erst, daß wir uns lieben! frag' sie doch erst, ob ich ihnen willkommen bin! In acht oder vierzehn Tagen bringst Du mir einen Gruß von ihnen — der wird mir Muth und Zuversicht geben. Jetzt geh, Mario!“

„Aber in diesen acht oder vierzehn Tagen wirst Du gewaltige Erschütterungen und wilde Aufregungen zu bestehen haben — fürcht' ich —"

„Du meinst, ich könnte wol auch von Dir abfallen?" fragte sie mit trübem Lächeln.

„Nein! aber in Gram Dich versenken —"

„Ich werde denken, daß Du glücklich bist," unterbrach sie ihn, „und dann muß der Gram weichen; denn in meiner Seele ist nichts so stark, als der Gedanke an Dich."

Sie war aufs Aeußerste erschöpft und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten; ihre Wangen brannten und ihre Hände waren eisig. Mario sah es, doch konnte er sich schwer zum Abschied entschließen. Er rief:

„Was kann nicht Alles geschehen in vierzehn Tagen! ich lasse die Hochzeit fahren und bleibe hier!"

Aber Faustine beharrte darauf, daß er ihr von den Eltern ein Liebeszeichen bringe. Als der Morgen graute, ging Mario. Faustine sank in einen eisernen Schlaf. Er hatte die Pferde mit Sonnenaufgang bestellt; aber längst war die Sonne aufgegangen und der Wagen gepackt und angespannt — er konnte sich nicht zur Abfahrt entschließen; ihm war, als drohe Faustinen Gefahr. Wer kann ihr ein Leid zufügen oder ihr wehe thun? fragte er sich unaufhörlich; Andlau etwa? aber der thut es nicht! — Endlich sprang er in den Wagen und ließ bei Faustinen vorfahren. Es war acht Uhr, sie konnte aufgestanden sein. Er eilte hinauf und fragte. Die Kammerjungfer antwortete, die Gräfin schlafe wol noch, denn sie sei erst um fünf Uhr zu Bett gegangen. Mario bat sie zuzusehen, ob die Gräfin nicht vielleicht schon wach sei, und als das Mädchen etwas befremdet seinen Wunsch erfüllte,

und in Faustinens Zimmer ging, folgte er ihr auf dem Fuße nach. Das ganze Zimmer glänzte in blutrothem Licht; die Vorhänge von Fenster, Alkoven und Bett fingen den feurigen Stral der Aprilsonne auf, ihr Widerschein überrieselte alle Gegenstände und stach grell in Marios Augen. Unheimlich berührte ihn diese brennende Farbe in dem stillen Zimmer, noch unheimlicher Faustinens leichenhafte Blässe. Sie schlief. Er trat an ihr Lager und betrachtete einen Augenblick mit ängstlicher Sorgfalt dies schöne zarte Gesicht, welches, wie eine Blume, noch die Spuren des nächtlichen Sturmes verrieth — so abgespannt waren ihre Züge. Dann bog er sich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn.

„Anastas?“ fragte sie halberwacht und lächelte.

„Du träumst also nicht von mir?“ fragte Mario traurig.

„Ich träume nie,“ rief sie und richtete sich rasch auf; „oder träum' ich jezt? weshalb bist Du noch hier?“

„Weil ich Sorge um Deine Einsamkeit habe, mein Engel! Komm mit mir! mein Wagen steht unten bereit. Ich bin furchtsam für Dich .... um Dich.“

Er war neben ihr niedergekniet. Sie legte den Arm um seinen Hals, den Kopf an seine Brust und sagte:

„O laß mich, Herz, ich bin todtmüde, ich muß schlafen .... so schlafen.“

Lange hielt er sie in seinen Armen; sie schlief nicht, aber sie schien betäubt, sprach nicht, und drückte ihn nur zuweilen ganz leise an sich. Er schwieg auch und sann nach, ob diese Ermattung körperlich oder seelisch sei. Sind die Nerven schwach oder ist's das Herz? schwach bist Du, mein armer Engel! — Der Wunsch sie mitzunehmen, sogar gegen ihren Willen, stieg immer mächtiger in ihm auf; da ließ er sie zu-

rück aufs Lager sinken, nahm mit inbrünstiger Zärtlichkeit von ihr Abschied, und eilte hinab. Als er fort war, murmelte Faustine:

„Wär' ich doch mit ihm gegangen." Ein Chaos wogte in ihr. Die Elemente, aus denen ihre neue Erde sich gestalten sollte, hatten sich noch nicht aus der Gährung ausgeschieden.

Andlau empfing Faustinens Brief in Nürnberg. Er las ihn, ohne ihn zu verstehen, einige Mal. Endlich verstand er das: „Wir können uns nie wiedersehen." — Ihm war, als würd' es Nacht am hellen Mittag. „Pferde! geschwind! fort nach Böhmen!" rief er. Er wollte nur fort; wohin, war ihm ganz gleichgültig; fort! fort! was die Pferde laufen konnten. Beim Pferdewechsel sagte er gewöhnlich nur: „Vorwärts! immer die große Straße." Zuweilen trat ein Postbeamter an den Wagen und nannte fragend die nächste Station; dann bejahte er schweigend. So fuhr er wie ein Todter durch den lieblichen leuchtenden Frühling, durch Prag, durch Breslau. Er wußte nicht, wo er war. Da kam er in eine alte, große, düstere Stadt; Finsterniß schien auf ihr zu brüten, eine große Vergangenheit, eine trübe Gegenwart. Die mächtigen Häuser mit starken Böschungen glichen Grabmälern oder Festungen des Todes.

„Halt!" rief Andlau. Die Stadt gefiel ihm: es war Crakau. Er ging in die Kathedrale und stieg hinab zu den Gräbern der alten polnischen Könige. Er lehnte sich an einen Sarg; die Geierkralle wahnsinnigen Schmerzes, welche bis

dahin seinen Busen krampfig umspannte, lös'te sich in der Nähe des ewigen Friedens; zwei große Thränen fielen schwer aus seinen Augen auf den Staub der Todten, auf den Staub seines Glücks. Sein Führer, ein eisgrauer Pole, fragte ihn auf polnisch um die Ursache seiner Trauer. Andlau verstand ihn nicht, schüttelte das Haupt und blickte zum Himmel. Da ergriff der Greis Andlaus Hand, folgte jenem Blick, und sprach mit einer Thräne im erloschenen Auge:

„Finis Poloniae!“ — So standen sie bei einander, der Mann und der Greis, das Leben und der Tod, Jeder von fremdem Volk, Jeder der Sprache des Andern unkundig, Jeder mit seinem eigenen einsamen Schmerz in der Brust; und doch Beide verbunden durch das eine allgemeine, allbeherrschende Gefühl: tiefe, unsägliche, untröstbare Trauer.

Andlau schrieb aus Crakau an Faustine:

„Kein Wort Dir von Frage, Vorwurf oder Klage! „Werde glücklich, wenn es Dir möglich ist; vergiß mich, denn „das ist die Hauptbedingung zu Deinem künftigen Glück. „Vergiß Deine ganze Vergangenheit! Deinem Leichtsinn wird „das nicht schwer fallen — und lebe wol.“

Er blieb vor der Hand in Crakau; ohne Faustine war ihm jeder Ort in der Welt gleichgültig; bei ihr — gehörte ihm die Welt mit ihrer Herrlichkeit, die Kunst mit ihren Wundern, die Natur mit ihren Schätzen. Sie sah die Steine an und erzählte ihm deren Geschichte! die Jahrhunderte standen vor ihr auf wie vor einer Magierin und sie ließ in einer Kette von Ereignissen den goldenen Faden an ihm vorbeilaufen, an welchem die Vorsehung die Menschengeschlechter lenkt! die Ruinen erhoben sich vor ihr aus dem Schutt und sie stellte ihm den Gedanken der Erbauer hin! die stummen Bil-

der regten die Lippen vor ihr und vertrauten ihr die Bedeutung, welche der Maler seinen Heiligen, der Bildhauer seinen Göttern gegeben! die Natur redete zu ihr mit Stimmen der Elemente! wäre sie allein in der todten Schöpfung gewesen, sie würde dem Felsen Seele eingehaucht haben, solch ein überquellendes Leben war in ihr, so wußte sie es auf Alles zu übertragen, was sie umgab. Andlau kam sich vor wie ein Eingekerkerter zwischen schwarzen, stummen, kalten Mauern. Zuweilen überfiel ihn nagende Angst um Faustinens ihm so ganz unbekanntes Schicksal. Er las ihre Briefe nach; sie waren in der letzten Zeit unruhig, hastig geworden. Er suchte einen Namen, der ihm Aufschluß geben möge, aber sie nannte nur obenhin einige fremde Namen, unter denen auch Marios war. Wie elend kann sie werden! sprach Andlau zu sich selbst. Die Qual um ihre Zukunft zernagte ihn mehr, als der Blick auf die seine. Er gehörte zu den Männern, von denen Mario einst zu Faustinen sagte: wenn der Faden ihres Geschickes reißt, so knüpfen sie keinen neuen an. Andlaus alte Welt war untergegangen — er suchte keine neue; er blieb auf den Trümmern wie ein Priester auf denen seines zerstörten Tempels. Der Palast seines Glücks war in Schutt zerfallen; nach einer Hütte sah er sich nicht um. Zuweilen auch packte ihn der Ingrimm über Faustinens Schwäche, die sie unfähig machte, einem lebhaften Eindruck mit Besonnenheit entgegenzutreten. Wird sie ewig Kind bleiben? rief er zornig; will ihr Wesen denn immer Blüten und nimmer Frucht tragen? — Dann, mitten in der Trostlosigkeit, kam ihm der Gedanke: weil unzuverlässig, sei sie auch unberechenbar, und vielleicht noch zu herrlicher Entwickelung bestimmt. Nur wollte dieser Gedanke nicht in ihm haften. Faustine hatte

seine Existenz zerbrochen: das Natürliche schien ihm, sie müsse auch die ihre zu Grunde gerichtet haben.

Nachdem Faustine seinen Brief empfangen, ward sie ruhiger. Bis dahin lebte sie in unaussprechlicher Bangigkeit. Nun wußte sie, daß sie für immer unwiderruflich von dem Mann getrennt war, den sie ihre irdische Vorsehung genannt, und der Throne und Triumphe ausgeschlagen haben würde, hätte er sie nicht mit ihr theilen dürfen. Und nicht etwa im brausenden Rausch der ersten Seligkeit hätte er das gethan. Nein! noch jezt, nach sieben Jahren, kniete er vor ihr mit derselben Andacht, Huldigung und Freude, die er ihr bei der ersten Begegnung dargebracht. Die volle Frische der Empfindung lag noch wie Morgenthau auf seiner Liebe; als ein Kleinod trug er sie im Herzen. Nicht aus Pflichtgefühl, nicht als Mann von Ehre betrachtete er Faustine, als ein Wesen, das ihm für die ganze Zukunft anvertraut sei; nicht aus Rücksicht für ihre Verlassenheit und Hülflosigkeit hielt er sich untrennbar an sie gefesselt; was ihn tiefer rührte und inniger band, war ihre großartige, einfache Natur, die, Alles wegwerfend oder verschmähend oder nicht bedürfend, was nicht Liebe war, sich in die als in ihr alleinzigstes Gewand hüllte. Er liebte sie, mirakelmäßig, nicht mitleidig, sondern bewundernd. Ach, die meisten Frauen preisen ihr Schicksal, wenn nach so vielen Jahren, in denen die frische Schönheit, der Reiz des Besitzes, die Neuheit des Glücks entflohen sind — die Männer noch aus alter Gewohnheit, aus Dankbarkeit für süße Erinnerungen, zuweilen mitleidig einen Stral der alten erlöschenden Liebessonne aufleuchten lassen; und Faustine, für die, wie durch ein Wunder, diese Sonne im Zenith steht, Faustine schaut nach einem andern Gestirn.

Aber sie that es. Alles dies sagte sie sich tausend Mal, wiederholte und prägte fest sich ein, was Alles sie mit Andlau aufgab, aber — sie gab ihn auf. Es giebt keinen Stillstand für mich, dachte sie, rastlos muß ich vorwärts — und ist das nicht eins und dasselbe mit aufwärts? — Sie kehrte zu ihren alten Gewohnheiten, zur Malerei, zur Gesellschaft zurück. Ihre Freunde fanden sie nicht so frei, leicht und heiter wie sonst. Man war gespannt, ob sie sich wieder ins alte Geleise zurückfinden werde. Clemens ging häufiger denn je bei ihr aus und ein, und nahm immer mehr die Allüren eines unentbehrlichen Freundes an. Sie wehrte ihm nicht, denn bei hundert Dingen war er ihr bequem und bei tausend — gleichgültig. Er wünschte glühend, ihr Alles zu ersetzen, jede Lücke auszufüllen, dann — wähnte er — bliebe ihr nichts übrig, als seine Liebe zu erwidern. Faustine sprach weder von Andlau noch von Mengen: daraus folgerte Clemens, sie sei auf gutem Wege, Beide zu vergessen. Wenn man meint, Clemens sei verrückt, so mein' ich, eine Liebe ohne Erwiderung sei allerdings eine Verrückung: nur auf der Gegenseitigkeit beruht ihre Wahrheit.

Mario schrieb fast täglich. Seine hohe Sicherheit erquickte Faustine. Hätte er ihr gesagt, er müsse ihr den Weg zum Orion bereiten, so würde sie sich darauf verlassen haben. Die hülflose Einsamkeit, in der sie auf der Welt stand, machte ihr diese Zuversicht zum Bedürfniß. Der edle Mann schützt so gern, dachte sie, und wer bedarf mehr des Schutzes als ich? — Marios Eltern waren nicht erfreut über den Entschluß des Sohnes.

„Das ärmste Mädchen, nur unbescholten, wäre mir eine liebere Tochter," sagte Gräfin Mengen; und der Vater sprach:

„Nach Deiner Beschreibung muß sie eine Circe sein! Hast Du Dich fangen lassen, mein armer Mario?"

Mario lächelte. Der absichtlosen, nachlässigen Faustine wär' eine planmäßige Eroberung unmöglich gewesen. Seine Schwestern warfen sich entzückt in seine Arme, als sie seine Verlobung erfuhren.

„Welch ein unbegreifliches Glück für Dich, Mario!" rief Matilde, und Marie flog zu Cunigunden, um ihr diese Jubelbotschaft mitzutheilen. Dann mußte Cunigunde kommen, und den Eltern all das Gute und Schöne von Faustinen erzählen, was sie den beiden Schwestern erzählt hatte, und Mario war gerührt von der tiefen Freudigkeit, mit der sie es that.

„Sie hat mich getröstet, gestärkt und erhoben, als Alle mich niederbeugten; sie hat mir zugelächelt, als Niemand von mir wissen mogte, und in dem entscheidenden Moment, wo thätige Hülfe mir Noth that, hab' ich sie bei ihr gefunden."

Weit mehr noch erzählte Cunigunde von Faustinens Schönheit, Anmuth und Talenten, und sagte zuletzt:

„Ich bin einmal darüber ausgelacht worden, dennoch muß ich sie stets mit dem „Mädchen aus der Fremde" vergleichen; ich kenne sonst Niemand, der ihr ähnlich wäre, oder der mich an sie erinnerte."

„Ach Gott," seufzte Gräfin Mengen, „wie soll ein so extraordinäres Geschöpf in den Familienkreis passen?"

„Wie die Sonne in die Welt, gute Mutter," sagte Mario.

„Mario ist aber einmal verliebt! . . . . ganz erschrecklich verliebt!" flüsterte Marie heimlich Matilden zu.

„Liebt Dich Faustine in demselbe Maße, wie Du sie liebst?" fragte ihn der Vater.

„Die Liebe läßt sich nicht messen und wägen," antwortete Mario lächelnd, „und bei Niemand weniger, als bei Faustinen. Ihre Liebe fliegt."

„Und fliegt davon, mein Sohn!" warf die Mutter ein; „solche Frauen — genial, ungewöhnlich, über dem Alltäglichen, und wie man sie nennen mag! haben so selten die Klarheit, Ruhe, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, mit denen man einzig und allein glücklich sein und machen kann."

„Vor drei Monaten, liebe Mutter, hab' ich mir und Faustinen selbst das Alles gesagt. Aber ich liebe sie — und wie sie nun einmal ist, so beglückt sie mich."

„Und so soll sie uns willkommen sein!" sagte der alte Mengen, und gab dem Sohn die Hand. Mario küßte sie und rief:

„Ich wußt' es, Vater!"

Faustine saß vor der Staffelei und that die letzten Pinselstriche an einem meisterhaften Gemälde. Es war dasjenige, welches sie sich einst in Mainz ausgedacht hatte: ein junger Mann ging an einem Fenster vorüber, hinter dessen Gitter ein Mädchen saß; die Katze, die Kapuzinerkresse, die Arbeit — nichts fehlte. Mario sollte kommen; sie wollte ihn mit diesem Bilde erfreuen, denn eifrige Arbeit — das wußte er — war stets ein krampfstillendes Mittel für sie.

Clemens trat ins Cabinet und hinter ihren Stuhl. „Das Bild würde mir außerordentlich gefallen," sprach er, „wenn der Mann nicht dem Grafen Mengen ähnlich wäre."

„Graf Mengen hat ein so frappantes Gesicht, daß ein Malerauge es gern auffaßt und darstellt.“

„Ich will es nicht leugnen! nur paßt es nicht in diese gothische Umgebung; er sieht ganz tatarisch aus.“

„Tatarisch! Clemens! Sie haben wirklich kein Urtheil.“

„Und Sie ein Vorurtheil.“

Faustine zuckte schweigend die Achseln. Nach einer Pause fragte sie:

„Werden Sie denn nie nach Oberwalldorf heimkehren, Clemens?“

„Bin ich Ihnen lästig?“ fragte er bitter.

„Zuweilen — durch Ihre bizarren Launen — ja.“

„Sie waren in Prag, nicht wahr, da oben auf dem Wisserad über der Moldau, wo man das Badezimmer der Libussa zeigt?“

„Ja, ja! aber ich sprach von Oberwalldorf.“

„Wissen Sie, was in jenem Badezimmer geschah?“

„O ja! die Königin Libussa, stolz auf ihre Unabhängigkeit, wollte keinen Mann Einfluß über sich gewinnen lassen, und, wenn auch aller Schwäche des Weibes unterliegend, nie schwach erscheinen und immer frei bleiben. Deshalb ließ sie die Männer, denen sie eine momentane Gunst geschenkt, aus jenem Gemach in die Moldau stürzen.“

„Sie sind die Königin Libussa im modernen Gewande, ohne die wilde Sinnlichkeit, ohne die blutige Grausamkeit. Hört eine Persönlichkeit irgendwie auf Ihnen homogen zu sein, und hätte sie Ihnen das Innerste des Lebens dargebracht — Sie lassen sie in die Moldau stürzen.“

Bitterer Schmerz durchbebte Faustine; sie gedachte Andlaus und rief:

„Das ist wirklich nicht ganz unwahr.“

„Aber ich lasse mich weder in die Moldau noch nach Oberwalldorf schleudern,“ fuhr Clemens aufgeregt fort.

„O, Sie!“ sagte Faustine und sah ihn verwundert an, „für Sie bin ich nicht die Königin Libussa gewesen. Ihnen hab' ich keine Liebesverheißungen gegeben —“

„Vielleicht auch Andern,“ unterbrach Clemens sie gereizt, „aber mir gewiß! Sie haben mich in Ihr Leben aufgenommen! wenn eine Frau wie Sie das thut, so ist es eine Liebesverheißung, denn Sie müssen fühlen, daß dem, der in Ihrer Nähe lebt, Ihre Liebe eine Bedingung der Existenz wird, oder haben Sie das etwa nicht gewußt bei mir?“

„Ich habe Sie um mich geduldet, weil ich keinen andern Weg offen sah, um Sie zur Erkenntniß über mich zu bringen. Ich hatte Wolwollen für Sie, ich habe Mitleid mit Ihnen —“

„Ah, Du hast Mitleid mit mir!“ rief Clemens, warf sich vor ihr nieder, und umschlang stürmisch ihre Knie.

„Ich hatte Mitleid mit Ihnen, muß ich sagen,“ rief Faustine ungeduldig, und stand lebhaft auf; „allmälig geht es über in Widerwillen, und nicht durch meine Schuld! Ich begreife Sie nicht, Clemens! wenn mir ein einziges Mal gesagt oder gezeigt würde, daß man mich nicht liebt, so würde ich eher sterben, als mich einer zweiten Abweisung aussetzen.“

„Es ist hart zu sterben, wenn man liebt!“ sagte er finster.

„Aber wer spricht denn vom Sterben? Sie sollen ja leben, froher, glücklicher als bisher. Nur ein klein wenig Vernunft, guter Clemens —“

„Bravissimo, Gräfin Faustine! wenn Sie die Vernunft predigen, so mag ich es wol noch zu einer recht freudenreichen

Existenz bringen!" rief Clemens und lachte grimmig. „Doch einstweilen, bis es so weit kommt, schwimme ich auf dem Meer des Lebens an das dünne Brettchen der einzigen Hoffnung geklammert, Du werdest mir, wie Leukothea dem Geliebten, dem gefährlich Schiffenden, die rettende Binde zuwerfen — dereinst, Faustine, nicht wahr, dereinst? ich will warten, warten .... o bis in die Ewigkeit hinein, aber ich will und muß darauf hoffen dürfen — sonst .... lasse ich mich sterben."

„Thun Sie, was Sie wollen — nur hoffen Sie nichts von mir, Clemens" — sprach sie sehr bestimmt.

„Weder für Gegenwart noch Zukunft?"

„Weder für Gegenwart noch Zukunft — so wahr ich Faustine bin."

„Gut, gut!" sagte Clemens; eine fürchterliche Zerstörung glitt über sein Gesicht. Sie sah es nicht, denn sie hatte sich wieder an die Staffelei gesetzt. „Eine Gnade!" fuhr er fort: „sagen Sie mir, wem gehört Ihre Zukunft?"

„Mir — und Gott!" antwortete sie fest.

„Sie zwingen mich, die Frage anders zu stellen," sagte er gelassen; „wem gehören Sie in Zukunft?"

„Sie nehmen sich das dreiste Recht einer Frage, die ich nicht Lust habe zu beantworten," entgegnete sie kalt.

„Mein Gott, einem Freunde, der für immer scheidet, kann man doch wol diesen Beweis von Zutrauen geben," sprach er sanft.

„Ah, Sie gehen?" rief Faustine freudig.

„Ja, ich gehe, Faustine!"

„Und wann? und wohin?"

„Wohin? das weiß ich nicht; aber wann? morgen .... gewiß morgen."

Faustine athmete erleichtert auf; morgen sollte Mario kommen, also traf Clemens nicht mehr mit ihm zusammen.

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte er.

Sie gab ihm schweigend die Hand. Zwischen Vorwurf und Trauer sprach er:

„Sie geben mir die Hand zum ersten Mal, seit wir uns kennen!"

„Es soll nicht zum letzten Mal sein" — erwiderte sie freundlich.

„Wer weiß, Gräfin! es kommt immer anders, als man meint! darum sein Sie gnädig und beantworten Sie mir die Frage, die ich vorhin wagte — wenn sie auch allzu dreist ist. Bedenken Sie — es ist die letzte .... ich gehe ja morgen! und ist's für Andre ein Geheimniß, so verlassen Sie Sich auf mein ewiges Schweigen."

Sein feierlicher Ernst in Blick und Ton stimmte auch Faustine ernst. Sie sagte nichts; aber sie legte den Finger auf Marios Portrait im Gemälde. Clemens verstand sie Er stützte sich auf ihren Stuhl und die Lehne blieb in seiner Hand. Entsetzt blickte sie ihn an und rief angstvoll:

„Gehen Sie, Clemens! um Gottes Barmherzigkeit willen verlassen Sie mich — ich fürchte mich vor Ihnen, Sie sehen aus, als bebrüteten Sie eine Unthat."

Er fuhr mit der Hand übers Gesicht: „Eine Unthat? o nein! Gräfin, nur eine That!" — Dann nahm er den Hut und sagte: „Ich werde noch Abschied von Ihnen nehmen." Damit ging er.

In Faustinen hatte sich die Angst festgesetzt, Clemens könne Marios Leben wollen; das ihre oder sein eigenes — daran dachte sie nicht; nur an Mario. In namenloser Unruhe ging

sie in den Zimmern umher, denn sie konnte nicht mehr den Pinsel halten, alle Nerven zitterten. Bald griff sie im Vorüberstreifen ein paar Akkorde auf dem Flügel, bald trat sie an den Bücherschrank, um Lektüre zu suchen, die sie nicht fand, bald setzte sie sich erschöpft nieder und summte halblaut eine Melodie ohne Worte, bald legte sie sich ins Fenster und blickte rechts und links mit jener seltsamen Stupidität, die den ersten besten Gegenstand ergreift, um von quälenden Gedanken und Vorstellungen loszukommen, so daß man sich z. B. auf der heimlichen Frage ertappt: „Wird jenes Vögelchen sich auf einen Ast oder auf ein Dach setzen?“ und man sieht dem Vogel nach, so lange man ihn gewahr werden kann. Während der Zeit hat das Herz gleichsam still gestanden und nach Luft geschnappt, nun gehts wieder weiter im athemlosen Lauf.

Endlich ging sie zu Frau von Eilau, fand aber dort so viel Menschen, daß ihr nicht die gehofte Zerstreuung ward. Nur in der Conversation mit zwei oder drei Personen amüsirte sie sich, weil sie Auffoderung zur Mittheilung fand. In größeren Kreisen, wo man Lärm machen muß mit seinen Worten, um gehört zu werden — nur gehört, nicht verstanden! da verstummte sie und war fast immer zerstreut. Heute mehr denn je. Aber man kannte das; es fiel nicht auf. Graf Kirchberg setzte sich zu ihr und versuchte Töne anzuschlagen, die in ihr den Wiederhall weckten. Es gelang nicht.

„Ich habe nicht verstanden,“ erwiderte sie auf eine seiner Bemerkungen.

„Dann muß ich mich sehr konfus ausgedrückt haben,“ sagte er lächelnd, „denn Sie pflegen Salomos Ring bei sich zu tragen, vermittelst dessen man die Sprache auch der unvernünftigen Creatur versteht.“

„O!“ rief sie, ohne den Scherz zu beachten, „wenn man sich unbehaglich fühlt, wie konfus und windschief erscheinen alle Worte, Zustände, Menschen! man ist nicht im Stande, das ABC herzusagen! man starrt einen Freund zerstreut wie einen Fremden an! man meint, man werde in den nächsten vierundzwanzig Stunden stecken bleiben wie in einem Sumpf. Kennen Sie solche Momente?“ — Ohne seine Antwort zu erwarten, fuhr sie im veränderten Ton fort: „Wo der Pflug über ein Menschenherz geht, ist die Hand Gottes da, um Samen für die Ewigkeit hineinzustreuen: das glauben Sie doch auch, Graf? denn wenn man es nicht glaubt, wie soll man sich trösten, den Pflug mit eigner Hand über ein Herz gelenkt zu haben?“

„Ich würde mich auch nur in dem Fall trösten, daß dies Herz — das meine wäre,“ entgegnete Kirchberg. „Es hieße dem Egoismus zu leichtes Spiel machen, wenn der nichtsachtende Leichtsinn oder die rücksichtlose Leidenschaftlichkeit sich einbilden dürften, der liebe Gott werde die Wunden, die sie schlagen, mit Balsam heilen.“

Faustine schauerte zusammen und wurde leichenblaß. Graf Kirchberg fragte, ob sie krank sei.

„Mir ist bange,“ sagte sie und verließ die Gesellschaft. Bei ihrem Diener erkundigte sie sich besorgt, ob Niemand in ihrer Abwesenheit sie habe besuchen wollen. Er verneinte es. Dasselbe that ihre Kammerjungfer, die sie, zu Hause angelangt, gleichfalls befragte. Dennoch sah sie sich gespannt im Zimmer um; fürchtete sie Clemens — hofte sie Marios Nähe? sie wußte es nicht! immer traten Beide zusammen vor sie hin.

„Jeannette, ich freue mich heute recht zu Bette zu gehen!" sagte sie zu der Jungfer.

„Ach!" rief die ganz erfreut, „das habe ich noch nie von der gnädigen Gräfin gehört! und es giebt doch gewiß nichts Angenehmeres und Bequemeres auf der Welt, als solch weißes, frisches, stilles Bett. Ich würd' es noch mal so gern machen, wenn gnädige Gräfin sich immer dazu freuen wollten."

„Behüte der Himmel, Jeannette! ich darf nicht immer so träge sein."

Jeannette sah das durchaus nicht ein und verrichtete schweigend ihren Dienst. Faustine schlief bald; und ohne Träume, ohne Unruh, wie einem Kinde, ging ihr die Nacht hin. Es giebt einzelne glückliche Organisationen, die zugleich stark und biegsam genug sind, um dem Körper zu gestatten, daß er im Schlaf sein Recht behaupte und nicht zu leiden habe von den Kämpfen und Mühen der Seele. Wachend ist er ihr getreuer, dienstwilliger Sclav, schlafend ihr Herr: sie liegt in Fesseln, denn er borgt ihr nicht die Organe, durch welche sie ihre Herrschaft bethätigen kann. Wie im Lethe gebadet war Faustine jeden Morgen; es währte immer eine Zeit lang, bis der grelle Tag mit seinen Beschwerden sich Platz machte in der dämmernden Kühle, womit die Nacht sie umhüllt hatte. Morgens war sie auch am schönsten. Das ist nur ausnahmsweise der Fall bei Personen, die über 16 Jahr alt sind. Je älter man wird, um desto mehr bedarf man der Excitation, der Bewegung, des Putzes, der Lichter, um schön zu sein; es wird eine factice Schönheit. Die meisten Menschen stehen fatiguirt auf; der Traum hat sie mehr geplagt als der Schlaf erquickt.

Faustine stand heiter auf, denn: „heute kommt Mario!" dachte sie. Sie ging auf den Balkon; die grünenden Bäume, der wolkenlose Himmel, die zwitschernden Vögel kamen ihr vor wie freundliche Verheißungen. „Mario!" sagte sie halblaut, mit stillem Jubel. Da, wie ein Schiffer, der am Horizont das kleine Wölkchen, den unfehlbaren Boten des Ungewitters, entdeckt — da sagte sie dumpf: „Wo ist jezt wol Anastas? was wird aus Clemens .... mein Gott!" Der Tag kam über sie. Indem meldete Ernst den Herrn von Walldorf, der so früh sich empfehlen wolle. Sie ließ ihn eintreten. Clemens sah verwildert aus; ihr fiel ein, ob er nicht berauscht sein könne, und die Angst, welche sie schon mehrmals in seiner Nähe empfunden, befiel sie von Neuem. Aber er sagte ruhig:

„Im nächsten Monat wird es ein Jahr, daß Sie nach Oberwalldorf kamen. Wissen Sie wol noch, was Sie mir dort Alles bei unsern Spaziergängen erzählt haben?"

„Nicht eine Sylbe, bester Clemens."

„Das vermuthete ich schon! ich will Sie auch nur an ein einziges Wort erinnern. Sie sagten von Georg von Frundsberg und von mehren Anderen: Er sah ein, daß seine Zeit aus war, darum starb er."

„Ja, das hab' ich gesagt."

„Und Sie freuten Sich darüber."

„Ich fand es natürlich für jene energischen Menschen."

„Meine Zeit ist auch aus, Faustine," sagte er fest.

„Sie haben noch keine Zeit gehabt," entgegnete sie ebenso fest.

„Doch! doch! die der Hofnung!"

„Die Hofnung, von der Sie sprechen, war ein Irrthum; kein tüchtiger Mensch lebt für einen solchen."

„Ferner sagten Sie damals, Faustine: Auf der Grenze zwischen dem Bewußtsein der neuen Erkenntniß und der Verzweiflung über den Irrthum — stirbt man. Ich stehe auf jener Grenze und ich sterbe.“

„Warum foltern Sie mich, Clemens?“ sagte sie traurig.

„Das ist nicht mehr als billig, schöne Königin Libussa! für die Martern, die Du seit einem Jahr über mich verhängt hast, sollst Du wenigstens einen Moment mit mir und durch mich leiden.“ Clemens murmelte dies zwischen den Zähnen, und hatte Faustinens Hände über dem Gelenk in seiner Linken zusammengefaßt. Sie konnte nicht von der Stelle, und versuchte es auch nicht, denn sie sah, er hatte einen Entschluß gefaßt, dem sie mit ihrer geringen Kraft nicht würde wehren können.

„Nun? wie wollen Sie mich foltern?“ fragte sie muthig; „Sie sehen, ich warte darauf.“

„Du bist recht tapfer, wie sich das schickt für eine Königin! .... Und Du fürchtest Dich wirklich gar nicht vor mir?“

„Ich fürchte nur den Mann, den ich achte und liebe,“ sprach sie kalt.

Da zog Clemens ein Pistol aus der Brusttasche, setzte es in den Mund und drückte ab. Seine Hand packte im Todeskrampf noch fester die ihren; sie fiel neben seiner Leiche ohnmächtig hin. Die entsetzten Dienstboten und die übrigen Hausbewohner eilten herbei mit Geschrei und Gejammer. Durch all' den Tumult machte ein Mann sich stürmisch Platz, drang ins Zimmer, das blutroth im Morgenlicht glänzte, sah neben einer entstellten Gestalt die leichenähnliche Faustine, und rief:

„O! warum ließ ich sie hier zurück?“ — Mario trug Faustine zum Wagen, der noch vor der Thür hielt, ließ umkehren, und reis'te sogleich mit ihr zu seinen Eltern.

„Auch der Genius hat seine Bürden!“ sagte ich am Grabe von Leopold Robert in Venedig. Bei diesen Worten hob ein Mann das Haupt und sah mich an, so scharf, so forschend, und zugleich so überzeugt, daß sein Blick mich frappirte, denn in der halb neugierigen, halb gleichgültigen Welt tragen die meisten Blicke ihr nüchternes Gepräge, und die Neptune der Fontänen schauen nicht viel bedeutender drein, als das Menschenauge. Dieser Mann hatte schon am Grabe gestanden, als wir herzukamen. Unbeweglich, die Arme untergeschlagen, den Kopf gesenkt, so tief gesenkt, daß der auf die Stirn gedrückte Hut das Gesicht verbarg, dunkel gekleidet, glich er einer Statue von Basalt. Ohne Rücksicht auf ihn hatten wir geplaudert. Reisen sind nicht die Schule, wo man das Rücksichtnehmen lernt. Gleichgültig wie an einer Mauer streift man an all' den Unbekannten hin. Um so mehr überraschte mich dieser Blick. Der Mann mußte uns verstanden, unserm Gespräch zugehört haben, war vielleicht Bruder, Verwandter, Freund Roberts, vielleicht auf irgend eine Weise in dessen Schicksal verflochten. Sei es Furcht, ihn verletzt zu haben, oder Interesse für den Todten, ich fragte:

„Sie kannten wol Leopold Robert, mein Herr?“

„Nur aus seinen Bildern,“ entgegnete er.

Gegen meine Gewohnheit beharrte ich wie ein Inquisitor bei dem fragenden Styl: „Sind Sie Selbst Künstler?“

„O nein die Bürde des Genius wurde mir nicht auferlegt,“ sagte er und lächelte traurig.

Ich erröthete vor Aerger; ich kann's nicht leiden, wenn man mir meine Worte nachspricht. Er fuhr lebhaft fort:

„Darum ist es eine schwere Bürde, weil die Welt sie nicht anerkennen will! Der Begabte soll ein Vollkommner sein. Weil er Mensch bleibt, wird er gelästert. Man denke nur an Byron und tutti quanti.“

Mein Begleiter sagte: „Extravaganzen sind indessen nicht als die Glorie — sondern nur als die Ausgeburt des Genies zu betrachten.“

„Es ist nur übel,“ rief ich, „daß viele Leute die natürlichen Allüren des Genies extravagant nennen. Columbus wurde wie ein Narr behandelt, Galilei wie ein Verbrecher! freilich — nicht alle Genies haben sich so glorreich gerechtfertigt, und Leopold Roberts Manen müssen sich vielleicht unterthänigst bedanken, wenn man achselzuckend spricht: Er war Hypochonder, der Arme!“

„Ja ja!“ sagte der Fremde, „denn Wahnsinn und Sünde klingen härter.“

Er hatte während des Sprechens die Haltung wenig verändert, nur den Kopf gehoben, aus dem dunkle Augen ungewöhnlich ernst und stralend hervorblickten. Sie warfen einen wundervollen, ich mögte sagen, versöhnenden Glanz über seine scharf ausgeprägten Züge, und als er nach jenen Worten das Haupt wieder senkte, so daß die Augen verdeckt wurden — da trat mit ihnen das ganze Gesicht in Schatten zurück.

Wir gingen fort. Nachmittags begegneten wir ihm in der Markuskirche; er grüßte, und es entspann sich eine Unterhaltung, die mir gefiel, denn er war ein sehr angenehmer

Mann, von lebhaftem Verstande und von ruhigen Manieren weltvertraut und weltverachtend, aber nicht blasirt, nicht abgestumpft, sondern nur durch das Beste gleichgültig gegen das Geringe. Wir waren acht Tage zusammen in Venedig. Er hatte ein Kind bei sich, einen prächtigen, sechsjährigen Knaben mit funkelnden Augen, voll Lust und Muthwillen, unbändig wild, verwegen — ganz wie ich Knaben liebe. Sie werden früh genug zahm werden! Daraus, daß Beide in Trauer waren, und an der inbrünstigen Zärtlichkeit, die Beide für einander hatten, erkannte man Vater und Sohn. Keine Spur von Aehnlichkeit war zwischen ihnen! Sonst, wenn auch die Züge sich nicht gleichen, sind es Mienen, Ausdruck, Bewegungen; hier — nichts! Ich fragte auch ganz überrascht, als ich den Kleinen zuerst sah:

„Ist es Ihr Sohn?"

„Sie wundern sich, daß ich ein so schönes Kind habe, nicht wahr?" sagte er, und sein Blick wickelte den Knaben gleichsam in Liebe ein. „Ja, es ist mein Sohn, nur sieht er aus wie seine Mutter, durch und durch wie sie.... und so ist er auch."

Er schwieg plötzlich. Wir frühstückten im Café Florian, und der Knabe sprang auf dem Markusplatz umher, streute den Tauben, die sich dort in Schaaren aufhalten, Brotkrumen hin, unterhielt sich mit den Gondolieren italienisch, mit den Wasserträgerinnen deutsch, und amüsirte sich über alle Maßen, so daß man förmlich neidisch werden konnte. Zuweilen trat der Vater, wenn er lange nicht seiner ansichtig geworden war, vor die Arkaden und rief mit seiner tönenden Stimme:

„Bonaventura!" — dann kam der Kleine gelaufen, athemlos, glühend, warf sich in die Arme des Vaters und sah ihm

Digitized by Google

in die Augen auf eine unbeschreiblich graziöse Weise, neckend und lieblich, wie ein Amor — oder wie eine Frau.

Mein Aufenthalt in Venedig ging zu Ende. Am Vorabend der Abreise bat ich den Fremden um seinen Namen.

„Graf Mengen," sagte er.

„Mario Mengen?" rief ich erfreut.

„Mario Mengen."

„Glücklicher!" rief ich; dann fiel mir ein, wie unpassend dieser Ausruf sei; aber ich konnte doch nichts Anderes sagen als: „Armer Glücklicher!"

„Sie kannten also Faustine?" fragte er.

„So wie Sie Leopold Robert" antwortete ich.

Ich war nach Dresden gekommen, damals, vor Jahren, gleich nach jener tragischen Katastrophe mit Clemens, hatte viel darüber gehört, und bald darauf auch von ihrer Heirath mit Mengen. Hernach ward sie in der Kunstwelt so gefeiert, daß wol Niemand ist, der nicht von ihr gehört hätte. Dies sagte ich ihm. Er fragte, ob ich mich genug für sie interessire, um ihrem Leben folgen zu mögen ohne Ungeduld, und ohne vorschnellen Unwillen — dann wolle er von ihr erzählen. Mein Herz schlug vor Freude, denn ich liebte sie, graziös und genial wie sie war. Solche Personen werden so viel getadelt und — ich will's nicht streiten — verdienen auch so viel Tadel, daß der Gedanke, ich würde liebend und bewundernd von ihr reden hören, mich erquickte. Wir gingen die Riva der Slavonier entlang nach dem öffentlichen Garten. Da ist's am einsamsten in ganz Venedig; denn die Italiener gehen lieber in den Straßen spazieren als unter grünen Bäumen. Der Garten ist auf einer Landspitze angelegt: große Rasenplätze und breite Alleen von weißen Akazien, die, eben in

voller Blüte, mit ihrem feinen Arom die Abendluft durchströmten. Wir setzten uns so, daß wir vor uns in die Lagunen hinaus sahen, rechts auf die Stadt, die zauberhaft zwischen Himmel und Wasser im Golde der sinkenden Sonne schwebte, und links, in weiter Ferne, auf die schneeweiße Alpenkette. O! Venedig ist gar so schön! — —

Ich hatte in der Hand einen Strauß von dunkelrothen Nelken — meine Lieblingsblume. Mario sah sie unverwandt an; endlich sagte er:

„Ich werde zwar nicht ohnmächtig wie die Prinzessin Lamballe, wenn sie Veilchen sah, und nicht tiefsinnig, wie Ritter Parcival, als er drei Blutstropfen im Schnee sah — doch erinnert mich die dunkelrothe Nelke jedesmal an Faustine. Diese Blume kommt selten zur Vollendung, entzückt uns selten in ihrer reinen Form als glühende Liebesfackel, oder als Köcher voll zartgefiederter Liebespfeile. Ist der Kelch sehr gefüllt, so platzt er, die Blätter fallen traurig heraus, zerflattern, verwelken; ist er dürftig gefüllt, so platzt er zwar nicht, aber die Blume bleibt auch dürftig. Fast eben so selten wie eine Nelke bringt der Mensch sich zur Herrlichkeit: er verwildert oder ermattet. An Faustinen war das Wunder geschehen, sie hatte die Glut, die Fülle, die Pracht ihres Wesens unzersplittert beisammen. Sie wollte nicht immer Eins und dasselbe — wenigstens wollte sie es nicht in unveränderter Gestalt — aber was sie jedesmal wollte, das wollte sie ganz. Sie war ein leidenschaftlicher Charakter, und daher nur schwankend, ehe ein energischer Entschluß in ihr Wurzel gefaßt. Um ein großartiger Charakter zu sein, fehlte ihr nichts — als Strenge gegen sich selbst.

„Nach dem Tode des unglückseligen Clemens bracht' ich sie sogleich zu meinen Eltern, und nach drei Wochen, als sie meine Frau ward, war sie auch schon deren geliebtestes Kind, denn diese pompöse Frau, die sich nur zu zeigen brauchte, um für ihre Erscheinung allein jeder Huldigung gewiß zu sein — diese Sibylle mit dem Seherblick und den Prophetenlippen, heimisch in der Kunst, vertraut mit der Wissenschaft — war heiter wie ein harmloses Kind und anspruchlos wie ein junges Mädchen, das die eigne Anmuth nicht ahnt. Auf der einen Seite hätte eine Matrone nicht mehr imponirt, und dem verwegensten Mann nicht strenger ein leichtes Wort auf den Lippen getödtet durch ihren unbefangenen Ernst; auf der andern Seite lagen die Jugend, die Neuheit, die Unkenntniß und die Verheißungen, die so reizend um Neulinge in der Welt schweben. Das war sie. Bis dahin hatte sie außerhalb der Welt gelebt, und sich ihr nicht wie ein Feind — dazu war sie ihr zu gleichgültig — aber wie ein Fremdling gegenüber gestellt. Bis dahin mogte sie nicht in die hergebrachten Verhältnisse eingehen; sie verstand nicht das Familienglück, denn sie war ein verwais'tes Kind — nicht die Ehe, denn sie war ein gequältes Weib gewesen — vielleicht nicht einmal die Liebe, obgleich sie Andlau mächtig geliebt hatte, denn sie wollte sich durch die Liebe außerhalb aller Schranken frei fühlen; und nur innerhalb Schranken kann Freiheit bestehen, außerhalb liegen Willkür und Auflösung. Das erkannte sie; jede Erkenntniß war ihr eine Wonne, sie liebte mich glühend, weil sie mir sie verdankte.

„Ein Jahr früher hatte ich zu meinem Freund Feldern gesagt: „ich begehrte kein andres Glück, als ein foudroyantes, das mich gerade im Mittelpunkt meines Wesens träfe. Es

war mir geworden! Faustine stralte in meine Seele hinein wie ein tausendfarbiger Diamant, wie ein indisches Gedicht, Stern und Rose, Glanz und Duft. Das unbedeutendste Weib, der stupideste Mann werden belebt und verschönt durch die Liebe, so daß sie uns erfreuen und interessiren können. Und nun Faustine! bald entzückte sie mich, bald machte sie mich zittern, bald bewunderte ich sie! Herz, Sinne, Geist — Alles fand bei ihr Nahrung, Befriedigung, Anregung. Ich wurde nie müde sie zu betrachten; wie in Rafaels Arabesken Genien aus Blumen keimen, so schwebte ihre Seele in und über ihrer holdseligen Gestalt, die zart und durchsichtig genug war, um jeder Regung leicht zu folgen. Ihre Augen waren von jener unbestimmten grauen Farbe, die man bei Augen blau zu nennen pflegt, und die darum so schön ist, weil sie alle Schattirungen annimmt — vom lichtesten Azur in der Freude, vom tiefsten Schwarz in der Leidenschaft. Ebenso wechselnd war auch ihr Teint, transparent, kräftig; an ihrem Colorit errieth ich ihre Stimmung. Mit dieser Frische kontrastirte seltsam dunkles Geäder ums Auge, das, wenn es nicht von Krankheit herrührt, einem blühenden Kopf wundervollen Reiz von Melancholie und Leidenschaft giebt, wie z. B. bei der sogenannten Fornarina in der Tribüne zu Florenz. Ich wurde auch nie müde sie zu beobachten. Es war etwas Unergründliches, Geheimnißreiches, Einfaches in ihr, etwas von der primitiven Frische des Naturlebens, durch welches alle Elemente spielen und blitzen; in ihr stand das Gewitter neben der Sonne, und das Mondlicht neben der Aurora. Sie war von einer Leidenschaftlichkeit, die man hätte fiebernd nennen dürfen, wenn Körper und Seele ihr nicht gewachsen gewesen wäre. O, wie sie mir entgegenflog, wenn ich nach kurzer

Abwesenheit wiederkehrte! sie erkannte meinen Schritt im Vorzimmer, fast ohne ihn zu hören, sie lief mir entgegen, sie hing sich um meinen Hals — so trug ich sie fort! Goldfunken lagen auf ihrem Haar, unter dem Sammet ihrer Wange rieselte das Blut, silberne Streifen schlangen sich durch das schwarzblaue Auge. Und ihre Stimme! o der goldne Klang, der Lerchenjubel, wenn sie dann sagte: „Mario!“ — In den Modulationen dieser Stimme lagen wieder Analogien mit Naturzuständen; erzählte sie von ihrer gleichgültigen, halbvergessenen Kindheit, so war es, als fließe ein schmaler, seichter Bach durch eine grüne Ebene: ihr Ton war gleichmäßig sanft, vibrirte nicht, weil damals das Herz nicht vibrirt hatte. Aber er zitterte traurig wie das Rauschen fallender Blätter, sobald sie mit dumpfem Trübsinn von ihrer Ehe sprach. Bemerkten Sie je am hohen Mittag, im heißen Sommer, das leise, schwere, athemlose Flüstern, das durch die Natur weht? zittern die Blätter, oder die Flügel der Insekten, oder die Wellen im See, oder Schilf, Gras und Blume in der brennenden Berührung des magnetischen Sonnenstrales? Nun, so war es, wenn Faustine in meinem Arm ruhte, mit ihren weißen Zähnen oder brennenden Lippen meine Wange berührte, ohne sie zu küssen, und Worte flüsterte, die nur die Liebe hören darf, weil die Liebe nur sie erfindet. Beachteten Sie je den wilden jauchzenden Schrei der Schwalbe, wenn sie Abends durch das Wollustbad der Luft, gleich einem dunkeln Blitz, schießt? Dieser Ton des höchsten Jubels rang sich bisweilen in einem abgebrochnen Laut aus ihrem Busen; und dann girrte sie wie eine verblutende Taube, wenn die Melancholie schwerer Erinnerungen über sie kam. Alle Temperamente waren in ihr vereint zur Quintessenz. Heftig, eifersüchtig,

würde sie wie eine ächte Andalusierin den kleinen Dolch im Strumpfband getragen haben, um den Geliebten zu vertheidigen oder — zu strafen. Aber bei allen Angelegenheiten des Lebens hatte sie eine Fügsamkeit in den fremden Willen, die sich nie verleugnete, und die ich tausendmal auf harte Probe stellte; denn ich wollte, daß sie sich fügen lernen sollte — nicht mir! ach, daß sie mich liebte, war mein Triumph, nicht, daß ich sie dominirte! — aber dem anerkannten festen Gesetz. Ich glaubte, die allmälige Gewöhnung würde auch ihre innerste Wesenheit nach und nach zügeln können. Zeitenlang war sie weichlich, üppig wie eine Orientalin, lag halbe Tage auf dem Divan mit halbgeschlossenen Augen, träumend, denkend, dichtend, und langweilte sich nicht — während sie dann plötzlich von vernichtender Langweil sprach, wenn ich am wenigsten es vermuthete, und sich, um ihr zu entgehen, lernend oder schaffend in die Region des Gedankens oder der Begeisterung warf. Hatte sie sich dann in irgend einem Werk als den Genius gezeigt, den die Welt anerkannt hat, so trieb sie kleine unbedeutende Kunstfertigkeiten, um ihre Geschicklichkeit auch in diesem Fach zu prüfen; doch sie amüsirte sich nur so lange damit, bis sie es zur Fertigkeit gebracht; dann sah sie sich nach etwas Neuem um. Jede vollendete Arbeit war ihr gleichgültig — gleichgültig haben, besitzen, genießen! Streben war ihr alleinziges Glück, und der Moment, wo sie das Erstrebte mit der Fingerspitze berührte — ihre Seligkeit. Sollte sie aber festhalten, so ermattete ihre Hand.

„Gleich nach unsrer Verheirathung gingen wir nach Florenz, wohin ich als Geschäftsträger gesendet ward. Faustine verließ gern Deutschland. Völlig veränderte Umgebungen

schickten sich für ihre veränderten Verhältnisse. Anfangs fürchtete sie, irgendwo in Italien Andlau zu begegnen, denn sie war gewiß, daß er dorthin gegangen, und sie meinte, er könne nichts thun, um sie zu vermeiden, da er ja gar nicht wisse, wie sie heiße, noch lebe. Diese Unkenntniß quälte sie.

„„Es würde ihm ein Trost sein, mich glücklich zu wissen,“ rief sie, „und die Furcht, daß ich mich selbst so elend gemacht haben könnte als ihn, ist gewiß ein Gift in seiner Wunde.“

„Sie trauerte um ihn, zuweilen bis zum tiefsten Gram; aber sie wünschte nie anders gehandelt zu haben; darum suchte ich nicht ihr die Trauer zu nehmen. Wenn sie bereut hätte, würd' ich trostlos gewesen sein. Die Erinnerung an Clemens trat zuweilen wie ein Gespenst oder ein Fiebertraum vor sie hin. Sie rang die Hände, und Todtenfarbe überzog ihr Antlitz: sie marterte sich ab mit Combinationen, wie sie dieser Katastrophe hätte vorbeugen können.

„„O Gott,“ sagte sie oft, „ich hätte ja aber eine ganz andre Faustine sein müssen, wenn ich Alles ganz anders hätte machen sollen! die furchtbarsten Erschütterungen, die gewaltsamsten Zustände hab' ich überdauert; ich liebe und hoffe so wie einst; keine Gabe, keine Fähigkeit ist in mir untergegangen; nichts Heiliges ist mir zum Märchen worden; ich glaube an die unberechenbare Gotteskraft im Menschen, die ihn auf immer neue, unvorhergesehene Bahnen, aber nie zum Untergang führt; — erfülle ich nicht auf diese Weise meine Bestimmung?“

So sprach sie sich ruhig, und immer seltner kamen die Beängstigungen. Ihr Malertalent entfaltete sich wunderbar; der Glanz der italienischen Färbungen schwebte um ihren

Pinsel, der mit Allen in Glut und Kräftigkeit rivalisiren durfte, und von Keinem an Phantasie übertroffen ward.

„Bonaventura ward im ersten Jahr geboren. Mario ist der Name, den der Erstgeborne in meiner Familie seit langen Zeiten zu führen pflegt; aber Faustine bat und flehte:

„„Es giebt nur einen Mario für mich! ich kann Niemand außer Dir so nennen, von keinem zweiten Mario Glück erwarten! gieb ihm einen andern Namen!"

„Sie sprach diese Laune so zärtlich für mich aus, daß ich sie hingehen ließ, und warnte ich sie halb im Ernst, halb im Scherz vor ihrem unlöschbaren Durst nach „etwas Anderem" — wie sie selbst es nannte, dann rief sie:

„„O fürchte Dich nicht! ich liebe Dich, Mario!"

„Sie liebte auch Bonaventura, aber meinetwegen; für ihn sollt' ich arbeiten und sorgen, mit seiner Erziehung mich angenehm beschäftigen, in ihm ihre Seele, ihr Wesen wiederfinden — „wenn ich einst todt sein werde," sagte sie. Sie knüpfte nicht ihre Zukunft an das Kind. Wenn sie meine leidenschaftliche Zärtlichkeit für den Knaben bemerkte, war es ihr stets wie ein Trost für mich. Sonst dachte sie nicht häufiger an den Tod, als ich oder jeder Andere es thun würde, der den ernsten Gedanken vertragen kann und den Tod weder wünscht noch scheut.

„Vier goldne Jahre verlebten wir in Florenz. O, sie war glücklich! die selige Ueberzeugung hab' ich! stralend glücklich — zuweilen, in Momenten der Liebe, der Begeisterung, wenn ein neues Bild vor ihr auftauchte, ein neuer Gedanke in ihr erwachte, wenn sie die Lava ihres Herzens vor mir ausströmen ließ, des innigsten Verständnisses gewiß; dann rief sie:

„„O wäre doch das Leben eine ununterbrochene Kette solcher Momente! Träte doch nie Abspannung, Nüchternheit, Oede an die Stelle des Enthusiasmus, der Thatkraft, der Fülle! Folgte doch nur nicht auf den höchsten Schwung die tiefste Ermattung!"

„„Wären wir doch Götter und nicht Menschen!" entgegnete ich lächelnd.

„Oder gäbe Gott uns etwas so Dauerndes, so Wechselloses, daß, trotz aller Schwankungen der Sinne und des Geistes zwischen Verlangen und Befriedigung, die Seele in einem permanenten Bewußtsein tiefster, unwandelbarster Befriedigung bliebe."

„„Mir hat Gott dies Wechsellose gegeben, Faustine!" sagt' ich: „die Liebe zu Dir! Tausendmal kann ich geirrt — hundertmal gefehlt haben: allein die Liebe zu Dir hat mich nie anders als stark und gut gemacht. Dies Bewußtsein ist etwas Ewiges."

„„O Mario!" rief sie, und warf sich in meine Arme mit der intensen Leidenschaft in Blick, Stimme und Geberde, die stets mein ganzes Wesen vibriren machte; — „Mario, diese Liebe zu mir ist mein Triumph, meine Rechtfertigung, meine Glorie! aber siehst Du denn nicht ein, daß sie heute in den Himmel hebt und morgen in die Hölle schleudert? Mario! auf Augenblicke der Ekstase, wo Seel' an Seele ruht, wo ich kein Wort brauche, um Dir mein Innerstes zu offenbaren, wo wir sind wie das Himmelblau, das alle andre Farben in sich auflös't — folgen andere .... da hab' ich Dir nichts zu sagen, wenigstens nichts, was ich nicht ebenso gut allen Menschen sagen könnte; da sind wir in Kleinigkeiten verschiedener Meinung, und eben weil es Kleinigkeiten sind, denkt Jeder, der

Andere könne wol nachgeben; da hast Du ein dringendes Geschäft, wenn ich mit Dir umherstreifen mögte, oder ich sitze tief in Farben vergraben, wenn Du kommst mit mir zu plaudern; da ist Dein Blick kälter, Dein Gespräch unbelebter, Dein Kuß ruhiger, Dein ganzes Wesen gleichgültiger; da fühle ich, daß Du durchaus das Nämliche bei mir findest; da betrüb' ich mich denn unsäglich, und weder Dein glänzendes Lächeln noch Deine sonore Stimme, bei denen mir doch sonst zu Muth wird, als bräche der Tag an, haben genug Gewalt über mich, um Niedergeschlagenheit und Trübsinn zu verjagen, die mich erschlaffend anwehen, wie der Sirocco. Dann denk' ich: wäre die Liebe rechter Art, so könnte nie ein solcher Moment eintreten. Die Seligen sind gewiß niemals niedergeschlagen — die Seligen jenseit des Grabes. O wie gut verstehe ich den alten Montaigne, der da sagt: Il n'y a de satisfaction çà-bas que pour les ames ou brutales, ou divines. Geschöpfe vom Mittelschlag wie ich, haben es auch nur mittelmäßig."

„„Nun, Faustine," entgegnete ich, „auch ich kann mit fremden Worten reden! Novalis sagt: Und da kein Sterblicher den Schleier der Isis heben kann, so wollen wir suchen Unsterbliche zu werden."

„„Ja, das wollen wir! und Du bist ein Engel!" rief sie.

„Dies Gespräch fand statt, als wir einst bei Sonnenuntergang nach San Miniato heraufstiegen, und unter den Cypressen bei dem Kloster von San Francesco rasteten. Ich lehnte an einer Cypresse und blickte auf sie herab; sie saß auf einer Stufe der Treppe, und hatte ihre Hände gefaltet um ihre Knie gelegt; ihr Hut war zurückgefallen, der Abendwind wehte ihre Locken hin und her, ihr Gesicht war von innerer

Glut, ihr blaßrothes Kleid von der sinkenden Sonne in Feuer getaucht. Plötzlich hob sie die Hände zu mir empor und rief:

„„Mario! ewig anbeten — das würde mich beseligen.“

„„Das verdient kein Mensch!“ sagte ich.

„„Nein! aber Gott,“ antwortete sie. Sie hatte Recht — immer Recht; darum fiel mir auch damals dies Wort nicht weiter auf, um so weniger, da sie plötzlich zu künstlerischen Betrachtungen übersprang, und behauptete: in meiner gegenwärtigen Stellung hätte ich große Aehnlichkeit mit dem Antinous des Palastes Braschi in Rom. Ich lachte über dies allzu schmeichelhafte Compliment; doch sie sagte ernsthaft:

„„Sträube Dich und lache immerhin! die Aehnlichkeit bleibt. Antinous denkt nach über seinen Kaiser Hadrian, für den er sich freiwillig den Tod im Nil gegeben, damit die Priester in seinen Eingeweiden das künftige Schicksal des Kaisers lesen mögten — denn so hatte das Orakel geboten; darauf ließ der Kaiser ihm göttliche Ehren erweisen, und ihn als ägyptische Gottheit mit der Lotosblume über dem Haupt, darstellen. Was half das dem Antinous? er hat doch vor der Zeit sterben müssen! Mario! Mario! wirst Du auch sterben müssen? Meinetwegen sterben? ich bringe auch den Untergang denen, die mich lieben!“

„„Aber nicht denen, die Du liebst, Faustine,“ sagte ich, und nahm ihre Hand.

„„O doch! doch!“ antwortete sie mit jener himmlischen Melancholie, die ihren Blick, sonst so rein, klar und schwer wie Gold, in ein dunkles nächtliches Meer verwandelte, das unter dem Mondenstral zittert. Sie stand auf, und wir gingen schweigend nach S. Miniato, denn ich störte sie nicht in solchen Momenten der Erinnerung; Zerstreuung wäre ungeschickt

gewesen und Auffoderung sich mitzutheilen würde sie noch mehr in den Gegenstand versenkt haben. Zuweilen wandelte es mich an wie Eifersucht, daß Schatten Macht über sie haben konnten — Schatten nenne ich, was für sie todt und unfähig war ihr neuen Schwung zu geben. Sie brauchte ihre und die fremde Wesenheit immer ganz voll, ganz beisammen: darum war die Gegenwart ihre Tyrannin und darum auch meine Eifersucht nie von Dauer.

„Sie war seltsam anders als ihr Geschlecht! Wir sprachen einmal über die Corinna, worin uns alles Andere besser gefiel als die eigentliche Liebesgeschichte; und ich sprach meine Bewunderung aus, wie ein so glanzvolles Geschöpf diesen trübseligen Oswald lieben könne.

„„Mitleid! Mitleid! liebes Herz!" rief sie; „aber davon habt ihr Männer gar keinen Begriff, und ich auch nur einen halben; denn ich bringe es mit dem Mitleid nicht weiter, als mich lieben zu lassen, nicht so weit, um wieder zu lieben. Der Gegenstand meines Mitleids wird kleiner als ich, und ich bedarf eines größeren, der mich ganz umfängt, hebt und trägt. Aber die meisten Frauen sind gutmüthiger und rührbarer als ich. Stirbt doch gar Corinna wegen dieses trübseligen Oswalds! Das ist mir nun vollkommen unbegreiflich! Für die Liebe leben, für den Geliebten leben oder sterben, wie's kommt, das ist einerlei! — Aber nur nicht sterben, weil ein Mann mich nicht mehr liebt! Die Männer müssen um die Frauen sterben, so schickt sich's; das habe ich von jeher behauptet."

„„Ja," sagte ich, „Du hast darüber wundersam despotische Ansichten."

„„Despotisch? möglich! doch nicht wundersam. Die Liebe ist unser Element, unser Königreich; Ihr nehmt nur dann

und wann eine Stelle darin ein, bringt's auch wol zu einem Ehrenposten oder dergleichen. Wir sind heimisch, wo Ihr fremd — Herrin, wo Ihr Einwanderer seid; dies Bewußtsein macht despotisch: wir wollen lieben über Alles, und lieben, nichts als lieben, Königin sein, von allen Gaben stralend, im Reich der Liebe! Darum, Mario, begreife ich, daß eine Frau sterben kann, wenn sie nicht mehr liebt! macht ihr Herz seine Pendelschwingungen nicht mehr, so steht das Uhrwerk ihres Lebens still. Lieben ist: sich einem Gegenstand weihen; aber muß der Gegenstand durchaus derselbe bleiben? sind in uns keine Fortschritte, keine Umwälzungen, die einen andern bedingen? können wir bei zwanzig Jahren reif genug sein, um unsre Entwickelung bei dreißig und deren Ansprüche vorherzuwissen und uns gleich von Hause aus dafür einzurichten? Ich meines Theils hatte vor zehn Jahren kaum eine Ahnung von Allem, was ich geworden bin. Es mag ein hohes Glück sein, beim Eintritt ins Leben der Seele zu begegnen, mit der wir, bis zum Austritt aus demselben, verbunden bleiben; aber es ist ein seltner Glücksfall, daß zwei Menschen durchaus gleichen Schritt halten in ihrer Entwickelung, und daß keiner den andern überflügelt. Darum sollte man nicht eine Ausnahme zur Richtschnur machen wollen; nicht sagen: nur das Festhalten an einem Gegenstande ist Liebe.“

„„Vielleicht hat man zuweilen darin Unrecht, Faustine!“ entgegnete ich; „nur bleibt es gewiß, daß häufig in dem Wechseln mehr Selbstliebe als Liebe liegt. Glaubst Du nicht, daß ein Mensch in Opfer und Entsagung bis zum Tode ebenso sehr der Vollendung entgegenreifen könne, als indem er Andern das Opfern überläßt? Denk an Vinzenze Sonsky!“

„„Ach, Vinzenze!“ rief Faustine; „ich beuge mich gern

vor ihr, denn mehr als sie kann der Mensch nicht thun. Aber das ist ein trauriges Beispiel! sie hat sich geopfert, und doch ist Niemand beglückt, sie selbst todt, ihr Mann einsam im Alter, Ohlen einsam in der Jugend. O sage mir, daß Du glücklich bist, Mario."

„Wenn sie in den Ausdruck der Liebe überging, war sie unwiderstehlich; darin war sie ein Genie wie in ihrer Kunst; dadurch beherrschte sie mich so maßlos, daß ich oft mit Erstaunen wahrnahm, wie sie meine Besonnenheit schwanken machte, meine Besonnenheit, die ich mit so eisernem Willen mir angearbeitet hatte! Vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft an war meine Seele ihr unterthan. Faustine veränderte nicht meine Richtung, aber indem ich dabei beharrte, sah ich nach ihr, wie nach der Bussole hin, und in den Außendingen des Lebens behielt ich deshalb unumschränkte Gewalt, weil sie zu träg und zu gleichgültig gegen deren Handhabung war. Oft in diesen vier Jahren hatte sie mich gebeten, eine Reise in den Orient mit ihr zu machen; oder wenigstens nach der Schweiz, die sie noch nicht kannte. Meinen Erziehungsprojecten zufolge sollte sie sich aber an den geregelten, einförmigen Gang der Existenz, im Verkehr mit Andern, wie in der bürgerlichen Stellung gewöhnen. Ich schlug es ihr unerbittlich ab, und sagte, ich hätte kein Geld dazu. Das glaubte sie leicht, und deshalb sagte sie ganz ruhig:

„„Ich werde suchen etwas zu verdienen."

„Sie schickte ein eben vollendetes Gemälde zur Kunstausstellung nach Mailand, wie sie pflegte. Nach zwei Monaten händigte sie mir eine Anweisung an meinen Banquier in Florenz auf 8000 Franken ein. Ich fragte, ob sie eine plötzliche Erbschaft gemacht.

„„Nein!“ antwortete sie; „ich hatte nach Mailand geschrieben, man solle den Ezzelino verkaufen, wenn sich Liebhaber fänden: das ist geschehen. Können wir nun in den Orient?“

„Ich war ganz verdrießlich; das wunderschöne Gemälde ging nach Rußland! ich sagte, wenn sie mir genau ein ähnliches male, dann wollten wir reisen. Ich wußte wol, daß sie es nicht thun würde. „Dieselbe Gedankenfrucht zweimal reifen lassen — kann sogar der liebe Gott nicht“ — sagte sie. Aber sie malte Neues, und immer Schöneres. Dazwischen dichtete sie viel, meistens Lieder, tiefsinnig und lieblich wie sie selbst war, denen nichts zur Vollendung fehlte, als daß sie sich ein wenig Mühe gegeben hätte, um sie zu corrigiren. Wenn ich sie dazu ermahnte, so entgegnete sie, damit wolle sie sich beschäftigen, sobald die Zeit des Produzirens für sie vorüber sei. „Vor meinem Tode will ich es thun, damit die Welt wisse, was sie eigentlich an mir gehabt hat; vorher lohnt's der Mühe nicht! die beste Berühmtheit hebt nach dem Tode an! wer populär war, wird selten unsterblich,“ sagte sie.

„Ich neckte sie bisweilen mit ihrem Ruhmdurst.

„„O,“ rief sie, „Bedürfniß des Ruhms ist nur Bewußtsein der Zukunft! wer nicht an seine eigne Zukunft glaubt, verdient auch keine Gegenwart; und man sagt mir doch — und ich meine mit Recht — ich sei ein großes Talent. Daß meine Gemälde nur in der Mode und deshalb zukunftlos sein könnten — fällt mir oft schwer aufs Herz. Ich weiß wol, daß ich einen köstlichen Schatz besitze; jedoch, ob ich ihn zu Kleinodien oder zu Münzen oder zu was weiß ich! verarbeite: das weiß ich nicht, wenigstens nicht genau. Wir irren uns über den Werth unsrer Schöpfungen, wie Mütter über

die Schönheit ihrer Kinder. Von seinem Gedicht „Afrika" erwartete Petrark die Unsterblichkeit, und fand sie durch seine Sonette. Es wäre doch traurig, wenn ich nur Afrikas hinterließe!"

„Endlich ging ich auf die orientalische Reise ein; ich gönnte Faustinen und mir diesen Genuß. Ueberdas halte ich eine solche Anfrischung der Lebenselemente nicht blos dem Künstler nothwendig, sondern Allen, die sich jahrelang nur mit ihrem Geschäft und Beruf abgegeben haben. Man wird allzu einseitig, sobald man sich ihm ausschließlich widmet. Die Einseitigkeit hat auch ihr Gutes: sie macht zufrieden, sie lehrt das Geringe schätzen, sie erhält sogar in einem gewissen Grad von Unschuld, indem sie manche Illusionen läßt — aber nicht alle Seelen sind für diese friedliche Beschränkung geboren. Der Eine fliegt lieber, der Andere geht lieber — Jeder nach seiner Eigenthümlichkeit! Die Schattenseiten seiner Vorzüge hat jeder Charakter, jede Lage; aber man bemerkt sie nur bei ausgezeichneten Charakteren und in ungewöhnlichen Lagen, weil bei den alltäglichen Mischungen kaum der Unterschied zwischen Licht und Schatten wahrgenommen wird. Das ist in der Ordnung! man sieht nicht hin, wenn Jemand im Gehen stolpert; will aber Jemand fliegen und die Schwingen brechen, so sieht es das stumpfeste Auge.

„Wir reis'ten zuerst nach Deutschland, um meine Eltern zu besuchen und ihnen Bonaventura zu präsentiren. Meine Schwestern waren jezt alle drei verheirathet und mäßig glücklich mit kleinen Sorgen und manchen Freuden. Cunigunde war Braut. Nichts glich unsrer Ueberraschung, als sie uns den Verlobten vorstellte, einen benachbarten Landpfarrer von der Sorte, die man jezt die fromme zu nennen pflegt, mit

gescheiteltem Haar und niedergeschlagenen Augen, aus denen zuweilen hastige, stechende, inquisitorische Blicke schossen, die unbehaglich mit dem salbungsvollen Ton kontrastirten, und der ganzen Erscheinung etwas Falsches gaben. Faustine wünschte ihm Glück zu der Braut; bei Cunigunden erstarb ihr das Wort auf den Lippen. Hernach sagte sie zu mir:

„„O Gott, welch ein matter, trister Gesell! gegen den war ja Feldern ein Heros! Und diese klare, bestimmte Cunigunde kommt mir ganz verwirrt vor, denn sie spricht von diesem Menschen, als sei er wenigstens ein Apostel."

„„Lieber Engel," entgegnete ich, „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, zu welchen Schritten die Furcht treibt — eine alte Jungfer zu werden! die liebenswürdigsten, ausgezeichnetsten Mädchen, zu denen Cunigunde gewiß zu zählen ist — verfallen bei dieser Lebenskrisis fast immer in ein Fieber, das ihnen die Besonnenheit raubt. So ist's Cunigunden gegangen! und da sie diesen Mann unmöglich lieben kann, so hat sie sich für ihn fanatisirt. Wahrscheinlich wird sie später aus Stolz und Beschämung nie eingestehen, daß sie nicht vollkommen glücklich ist; aber sie wird es gewiß nicht! eine Ehe dauert etwas zu lange für den Fanatismus."

„„Und Feldern ist doch ein schlichter, unverschrobener Mensch," sagte Faustine niedergeschlagen, „trotz seiner Vorliebe für die conventionellen Formen. Sie sind ihm das, was ihm die Kleidung ist: ein Gesetz, das der Anstand gegeben hat. Aber dieser Mann, so gezwungen einfach, so manierirt schlicht — kann dessen Seele wahr sein?"

„Meine Eltern freuten sich meines Glücks in Weib und Kind. Faustine war Aller Liebling, Aller Stolz. Die geistige Ueberlegenheit, welche mittelmäßige Frauen so unerträg-

lich macht, daß man sie wie eine lästige Apanage betrachtet, etwa wie einen vornehmen Namen bei großer Armuth — schien Faustinen gegeben, um zu beweisen, daß die superiorste Frau die liebenswürdigste sei. Sie faltete still ihre Flügel zusammen, damit Niemand bemerken dürfe, daß er keine habe; aber sie schüttelte sie und flog auf, bei der geringsten Anregung, und ließ in unsern Kreis den Glanz, den Aether, die Blüten ihrer Region hineinspielen.

„Dann fuhren wir die Donau hinab nach Constantinopel, Griechenland und Palästina. Erwarten Sie keine Beschreibung der Reise, Gräfin! gedenke ich jener Tage, so wühlt die Erinnerung wie eine himmlische Harpye in meinem Herzen. Faustine war selig, war von einem Reichthum, einer Vollendung, einer Süßigkeit, wie noch nie. Berauscht von den Quellen der Urgeschichte und der Urpoesie, die jenem Boden entquollen, sagte sie:

„„Ich bin allzu glücklich! hier muß ich sterben — wäre der Tod nicht allzu grausig. Ich will leben ohne zu altern, schaffen ohne zu ermüden, genießen ohne mich abzustumpfen, forschen ohne zu zweifeln, ruhen ohne mich zu langweilen! glaubst Du nicht, Mario, daß dies Alles hier, in diesen primitiveren Zuständen, leichter zu erreichen sei, als da draußen, in der verschrobenen, abhetzenden occidentalischen Civilisation?"

„„Vor allen Dingen glaube ich, daß Du Dich binnen Jahresfrist glühend zur europäischen Civilisation zurücksehnen würdest, gegen die Du freilich oft genug zu Felde ziehst, wenn Du ihr bequem im Schooß sitzest," sprach ich.

„„Und Bonaventuras Erziehung ruft uns zurück! er ist nun bald vier Jahre alt, da muß er denn in irgend eine ge=

lehrte Schule gesteckt werden, und seine schöne, frische, jauchzende Kindheit mit Studien von Dingen hinbringen, deren eine Hälfte er nicht braucht, und deren andre er vergißt. Armer Bonaventura! wärst Du mein Sohn allein, so erzög' ich Dich hier, fern von der demoralisirten Gesellschaft, fern von dem Wust pedantischer Gelahrtheit, mit der Bibel, der Geschichte, der Poesie und der Natur; und wärst Du zum Jüngling herangereift, so ließe ich Dich nach Europa in alle Länder, zu allen Nationen, auf alle Universitäten ziehen, um die Gegenwart durch unmittelbare Anschauung kennen zu lernen. Die Männer-Erziehung ist heutzutag unausstehlich einseitig! die armen Jünglinge werden mit Studien gepfropft, für das Procrustes-Bett des Staatsdienstes gepreßt, der von Allen dasselbe Maß verlangt, das Genie herunter — den Dummkopf herauf zerrt. Lernen müssen sie! ob sie das Gelernte verarbeiten und wissen — darum kümmert man sich nicht. Die Meisten verkommen in dem Sumpfe des Lernens, ohne sich zur Entwickelung geistiger Selbständigkeit zu erheben. Bonaventura! rief sie und hielt den erstaunten Knaben auf ihrem Schooße fest; wenn Du in zwanzig Jahren eine Brille auf der Nase hast, Runzeln auf der Stirn, Falten um Mund und Augenwinkel, wenn Du pedantisch bist, mein Bonaventura, langweilig, unbeholfen, dürr an Leib und Seele, unerquicklich wie die personifizirte Vernünftigkeit, gehörig eitel auf Deine negative Entwickelung, — so verklage ich den Staat beim lieben Gott, weil dessen Geschöpf und mein Sohn so kläglich mißhandelt ward von dem Alles verschlingenden Moloch, dem wir unsre lieben Kinder auf die versengenden Arme legen müssen."

„„Ich bin aber der Meinung, daß Kinder in dem Lande

und in den Verhältnissen zu erziehen sind, für welche die Geburt sie bestimmte. Exotische Erziehungen sind fast immer unverträglich mit der spätern Bestimmung, und die Gewöhnungen der Kindheit so stark, daß oft ein trauriger Zwiespalt entsteht, wenn man nicht gesucht hat, sie, wenigstens approximativ, jener anzupassen.“ Auf diese Einwendung entgegnete Faustine:

„„Ich hab' auch nur gesagt: wenn Bonaventura mein Sohn allein wäre! — jezt bist Du mein Herr und der seine.“

„Der Orient war der Culminationspunkt meines Glücks. Nach Florenz zurückgekehrt, nahm Faustinens Wesen eine andre Richtung. Ein Hauch von Melancholie hatte immer um sie geschwebt, wie ein leichter Duft um Gebirge; jezt verdichtete er sich oft zu Wolken, die ihre Heiterkeit überschatteten und ihre Beweglichkeit lähmten. Es geschah ohne äußere Veranlassung; sie war nicht kränklich, sie hatte keine der Verdrießlichkeiten, der winzigen Sorgen, welche reizbaren phantastischen Personen unerträglich sind, keinen Verlust, keinen Unfall — es kam wie eine Schickung über sie: es war da. Ist es eine traurige Mitgift des Genius, daß er im Geben ein Cröſus und im Genießen ein Uebersättigter ist — oder wähnt er leicht, das vorgesteckte Ziel nicht erreicht zu haben und nie erreichen zu können — oder läßt alles Erreichbare eine Lücke in ihm, und alles Sichtbare eine Oede — oder fühlt er vorahnend seinen Flug erlahmen — oder haben diese glühenden, dürstenden, strebenden Creaturen unaufgelös'te Geheimnisse zwischen sich und dem Schöpfer, die sie auf alle Weise zu enträthseln suchen — genug, Faustine war verändert. Viele, ich weiß es, werden sagen: das Schicksal hatte sie verwöhnt, sie war übersättigt von Glück, sie machte sich Chimären, weil

die Wirklichkeit sich für sie erschöpft hatte, man muß in sich das Genügen finden, und wer das nicht thut, ist ohne innern Gehalt und Alles, was die Klugheit der Welt und die schnöde Mittelmäßigkeit zu ihrem eigenen Vortheil vorzubringen wissen. Aber Faustine war nicht das Kind, das in Thränen ausbricht, weil es nicht den Mond haschen kann, und ihr Schicksal ist darum so traurig, weil es der Mittelmäßigkeit gleichsam gewonnenes Spiel giebt, indem sie Fehler beging, die jener nie einfallen würden. Es ist auch traurig lehrreich, indem es zeigt, wie der glorioseste Mensch untergeht, sobald er sein Ich in der Welt isolirt, sei es auf die feinste, die geistigste Weise. Aber das wird die Menge schwerlich bemerken! sie versteht nur die Bestrebungen für das Ich, insofern sie sich auf Vermögen, Ansehen, schöne Kleider und ähnliche Aeußerlichkeiten beziehen.

„„Jezt mag ich nicht mehr reisen!" sagte Faustine; „ich weiß nun, daß die Erde überall dieselbe ist, und der Mensch ist es auch. Nur die Oberfläche wird bei jener durch das Klima, bei diesem durch das Temperament verändert. Das Neue ist immer etwas Altes, und etwas Anderes ist immer dasselbe; nur das äußere Kleid ward gewechselt. Das kann uns keine volle Befriedigung geben."

„„Volle Befriedigung ist mir undenkbar für den menschlichen Zustand auf der Erde," sagte ich, „der Moment, wo ich inne würde, am Ziel alles Strebens zu sein, und keine Arena der Wünsche und Kämpfe mehr fände, würde mich trostlos machen, statt mich zu befriedigen. Fertig sein und doch nicht vollkommen — ist wie das Leben in harter Gefangenschaft."

„„Das äußere Leben kann fertig und das innere strebend sein," sagte sie, „z. B. im Kloster."

„„Oder in jedem andern Verhältniß," setzte ich hinzu, „z. B. in der Ehe."

„Sie war nicht trübe, nicht unzufrieden, nicht erkaltet gegen mich, nur von einer unbesieglichen Schwermuth. Ich bat, ich beschwor sie zu malen, zu dichten.

„„Wozu?" antwortete sie. „Was nicht erster Ordnung ist, braucht gar nicht zu sein, und erster Ordnung sind etwa zwei oder drei Bücher und ebenso viel Kunstwerke: sie bestimmten eine Zeit, sie brachen eine Bahn, sie gaben eine Richtung. Dies hängt nicht sowol von dem ab, der sie schrieb, malte oder baute, sondern davon, daß Gott ihn im rechten Moment, als er ein tüchtiges Werkzeug brauchte, auf die Welt schickte. Ein solcher Genius ist für alle Zeiten groß; nur für eine Epoche es zu sein, ist demüthigend! denke doch: Gluck wird unsterblich genannt, aber von 1000 Menschen gähnen 999 bei seiner Musik."

„„Nach dem Urtheil der Menge darfst Du nicht hören, denn zuweilen beherrscht falscher Geschmack, durch irgend welche Laune einer Sommität sanktionirt, lange Epochen. Während des Baustyls der Renaissance war der gothische verachtet; erst jezt lernt man allmälig ihn bewundern."

„„Freilich, er ist erster Ordnung!" sagte sie traurig.

„Wie diese Muthlosigkeit mich grämte! wie ich sie anflehte mir deren Grund zu sagen! ich warf ihr Mangel an Vertrauen vor.

„„Nein!" rief sie, „meine Seele liegt offen vor der Deinen! aber Du, Mario, Du willst nicht sehen, was ich doch ganz klar und deutlich sehe, daß meine Zeit aus ist. Schweig!

schweig!" rief sie, als ich antworten wollte; „weshalb sollte ich das nicht sehen? weiß doch die Wasserlilie ihre Zeit, steigt zum Blühen auf die Wellen empor, und sinkt dann in die Tiefe zurück, befriedigt, still, mit dem Schatze seliger Erinnerungen. Die Blume weiß, wann ihre Zeit vorüber ist, und der Mensch bemüht sich, es nicht zu wissen! Diese Jahre mit Dir, Mario, waren meine höchste Blütezeit!"

„„Du liebst mich nicht mehr!" rief ich mit bitterm Schmerz.

„„Thor!" sagte sie ruhig, mit jenem ekstatischen Lächeln, das ich nur auf ihrem Antlitz gesehen habe; „Thor! hast Du nicht das Tabernakel meines Herzens berührt? ist nicht Bonaventura Dein Sohn? Nein, Mario, ich liebe Dich, ich habe nichts so wie Dich geliebt, ich werde nach Dir nichts lieben, aber über Dir — Gott! O Engel, meine Seele hat mit der deinen in solchen Ekstasen der Liebe und Begeisterung geschwelgt, daß Alles, was ihr in dieser Region widerfahren kann, nur Wiederholung, und vielleicht .... eine matte sein dürfte. Wir haben mein Herz so nach seinen Schätzen durchgraben, daß die Goldminen .... vielleicht erschöpft sind. Ehe die trostlose Gewißheit uns kommt —"

„„Faustine!" sagte ich — ich weiß nicht, mit welchem Ton; denn sie fiel mir zitternd in die Arme und sprach ganz, ganz leise:

„„Ah, wenn Du mir zürnst, hab' ich keinen Muth Dir meine Seele zu entfalten."

„Ich erkannte wol, daß ich sie nicht einschüchtern durfte, umarmte sie und fragte gelassen, was sie denn zu thun gesonnen sei. Sie erwiderte:

„„Ich will die Minen verschütten! ist noch edles Metall darin, so mög' es in der Tiefe ruhn! oben darauf will ich Blumen pflanzen."

„„Aber was mögtest .... was willst Du thun?" rief ich in Todesangst.

„„Ganz Gott angehören und in ein Kloster gehen," sagte sie; ich aber sprach bestimmt:

„„Nie, Faustine! nie, niemals."

„Ich bemühte mich, die Sache für eine momentane Aufregung zu halten, zu glauben, daß irgend ein Buch, irgend ein Gespräch mit ihrem Beichtvater sie lebhaft erschüttert habe; doch ihre Lektüre bestand gerade jezt aus den alten römischen Geschichtschreibern, und ihr Beichtvater, der zugleich der der halben Florentiner Welt war, Pater Gerolamo, war mir sehr wol bekannt als ein ruhiger, milder, kluger Mann, ohne alle ascetischen Anfoderungen.

„Wir waren dazumal in Pisa, theils weil der Hof sich für einige Monate dort aufhielt, theils weil Faustine eine besondere Vorliebe für diese melancholische Stadt hatte. Wir bewohnten den Palast Lanfranchi am Lung' Arno, wo Lord Byron während seines Aufenthalts in Pisa wohnte, und bei uns lebte Graf Kirchberg, ein alter Freund Faustinens, der so eben nach Italien gekommen war. Zufällig oder absichtlich — ich weiß es nicht — äußerte er einmal im Gespräch mit mir, Andlau sei von den Aerzten seiner Gesundheit wegen nach Italien geschickt, er glaube nach Rom. Ich bat Kirchberg, nichts davon gegen Faustine zu erwähnen, sie sei ohnehin in einem krankhaft erregten Zustand. Er fand das auch, denn er hatte sie wirklich lieb. Nur Gleichgültige sehen uns mit immer gleichem Auge an. Wir machten täglich weite

Spazierritte mit ihr, daran fand sie viel Vergnügen; und fast täglich auch ging sie in das Campo santo, „um Studien zu machen," wie sie sagte. Doch umsonst begehrte ich, daß sie dort Zeichnungen und Skizzen entwerfe.

„„Ich sehe und denke — ist denn das nicht genug? sehen nicht die meisten Leute, ohne zu denken?" fragte sie.

„„Für Dich ist's nicht genug, Du mußt schaffen!" rief ich, und wie aus einem Munde mit mir sprach Kirchberg, der gegenwärtig war:

„„Sie müssen produziren."

„„Immer soll ich mich ganz extraordinär benehmen, Ihr wunderlichen Leute," sagte sie mit ihrer alten Heiterkeit; „aber doch nur grade so weit, wie Euch das Ungewöhnliche nicht extravagant erscheint. Ach, wie seid Ihr so schwerfällig, Ihr Subtilen! — Aber heut' habe ich wirklich Lust, das Innere des Campo santo zu zeichnen; Ihr könnt allein spazieren reiten!"

„Dieser Entschluß wurde dahin abgeändert, daß sie erst mit uns einen Spazierritt machte, worauf wir sie zum Campo santo begleiteten und ihr Pferd mitnahmen. Sie blieb allein unter der Obhut der Kustoden. In zwei Stunden sollte ich ihr den Wagen schicken. — Ich war höchst befremdet, als der Wagen leer zurück kam und der Diener meldete, der Kustode habe gesagt, die Signora sei schon vor einer Stunde fortgefahren. Ihr Zeichenbuch brachte er; der Kustode hatte es im Campo santo auf der Erde gefunden. Ich glaubte, Bekannte hätten Faustine zu einer Spazierfahrt entführt; doch war mir bänglich zu Muth, weil sie niemals bestimmte Stunden versäumte. Jezt war es halb 5; um 5 speis'ten wir, aber sie war um halb 6 noch nicht da. Dies

überschritt all' ihre Gewohnheiten! mich befiel unsägliche Angst, Kirchberg konnte mich nicht beruhigen; ich ließ aufs Gerathewol anspannen. Da kam sie auf einmal, zu Fuß, im Reitanzug, leichenblaß, verstört, athemlos. Wie zerbrochen fiel sie in meine Arme, und ächzte:

„„Er ist da! er ist da! er stirbt und will mich nicht sehen.“

„Andlau war in Pisa, todtkrank an seinen alten Brustwunden. Der milde Tag hatte ihm große Sehnsucht gegeben, das Campo santo zu sehen, und er war in Begleitung seines Arztes hingefahren. So wie Faustine ihn gewahrte, erkannte sie ihn, trotz der Verwüstung der Krankheit, und flog ihm mit einem Weheruf entgegen. Andlau aber streckte die Hand abwehrend aus, und sank ohnmächtig in die Arme des Arztes. So ward er in den Wagen und in seine Behausung gebracht; Faustine begleitete ihn verzweiflungsvoll. Der Arzt beschwor sie, den Kranken zu verlassen, als er wieder zur Besinnung gekommen, da ihr Anblick ihn tödtlich erschütterte.

„„Er soll mich auch nicht sehen,“ sagte sie und rang die Hände; „aber lassen Sie mich nur hier im Vorzimmer, damit ich ihn sehen kann.“

„So blieb sie zwei Stunden. Andlau erholte sich momentan.

„„Er fragte nicht den Arzt nach mir, und wo ich geblieben sei,“ sagte Faustine traurig; „da fiel mir ein, wie Du besorgt sein müßtest, Mario, und ich kam heim.“ — Dies erzählte sie Alles so hastig, so abgebrochen, daß wir sie kaum verstehen konnten. Kirchberg ging sogleich zu Andlau; er kannte ihn aus früherer Zeit. Sie gab ihm einen Diener mit, der ihr jede Stunde Nachricht bringen sollte. Anfangs

lautete sie immer gleichförmig. Faustine ging den ganzen Abend auf und ab im Zimmer und sagte zuweilen:

„„Mario! Mario! Mario! ich tödte ihn! dem Clemens hab' ich Leib und Seele getödtet;.... Ihm, das Herz.... und jezt auch den Leib.“

„Gegen Mitternacht kam Kirchberg und fragte Faustine, ob sie noch einmal Andlau sehen wolle? er werde den Morgen nicht erleben. Sie stürzte sich in den Wagen; Kirchberg begleitete sie. Er sagte mir hernach, sie habe sogleich neben Andlau niedergekniet, der mit geschlossenen Augen und schon über den Todeskampf hinaus auf dem Bett gelegen. Sie sagte fast unhörbar: „Anastas!“ — und er, der nichts mehr beachtete, hörte auf ihre Stimme, öfnete die Augen, lächelte, versuchte die Hand ihr zu reichen, sagte „Ini!“ und verschied. Ihr gehörte jeder Hauch seines Lebens, auch der letzte.

„In der folgenden Nacht, bei Fackelschein, fuhren wir in einer Barke mit seiner Leiche den Arno hinab nach Livorno, wo sie auf dem protestantischen Gottesacker ihre Ruhestatt fand. Faustine war dabei. Sie schien absichtlich all diese Emotionen zu suchen, vielleicht in der Hofnung, ihrem Schmerz dadurch einen Ausweg zu bahnen. So macht man Wunden größer, damit die Kugel oder der Splitter herausgenommen werden können. Aber bei ihr blieb der Splitter. Sie verfiel in herzzerreißende Trauer. Zuweilen sagte sie mit heißer Sehnsucht:

„„O, wenn Gott mir doch einen großen Gedanken in die Seele hauchen wollte, so wie sonst, daß ich ihn ausbilden, ihn auch Andern verständlich machen, und mich daran erfreuen könnte! aber nichts! nichts! meine Seele ist dürr und öde, keines Aufschwungs mächtig, ausgesperrt aus ihrem alten

Himmel der Begeisterung, der Phantasie, der Kunst. Laß mich einen neuen suchen, Mario! den, welchen die Religion uns verheißt. Laß mich den Rest meines Lebens einzig Gott weihen, und in ein Kloster gehen."

„„Du tödtest Dich!" sagte ich mit dumpfer Verzweiflung.

„„Nein," antwortete sie, „dort werd' ich still werden. Mario, dies Fieber in mir, das durch nichts auf der Welt gestillt werden konnte, nicht durch die Liebe, nicht durch den Schmerz, nicht durch das Glück, nicht durch den Genuß, durch nichts, nichts, was sonst der Menschen Lust und Wonne oder ihre Vernichtung ausmacht — dies Fieber, das mich rastlos umhertreibt, obgleich ich wol weiß, daß es nur genährt, nicht beschwichtigt wird durch die Aufregungen — o, laß mich versuchen, ob die Entsagung alles dessen, was ich bisher so glühend geliebt und gesucht, mir Befriedigung giebt. Die Unmöglichkeit calmirt die wildesten Wünsche. An Klostermauern scheitert der äußere Reiz. Anfangs werd' ich selig darüber sein; dann wird eine Epoche der Verzweiflung kommen, wo meine unbändige Natur sich gegen den Zwang auflehnt; endlich aber legen sich Kämpfe und Stürme, der Friede kommt, die Ruhe in Gott —"

„„Die Ruhe im Grabe!" rief ich.

„„Mein geliebter Mario," flehte sie, „gönne mir ein wenig, nur ein ganz wenig Ruhe diesseit des Grabes! wenn Du wüßtest, Herz, wie müde ich bin — nicht des Lebens, nicht der Liebe — aber vom Leben und Lieben, so würdest Du mich selbst auf andern Weg führen."

„„Du schlägst einen falschen ein," sagte ich; „denn Du willst all Deinen Pflichten treulos werden. Hast Du nicht vor Gott gelobt, in Noth und Tod bei mir auszuharren? hast

Du nicht die Kindheit Deines Sohnes zu bewachen und seine Jugend zu leiten? hast Du nicht den Genius zu pflegen? diese Gabe, himmlisch wie keine, — weil sie für Andere eine Stimme des Trostes, der Wahrheit, der Kraft wird."

„„Ach," unterbrach sie mich, „Du glaubst noch an meinen Genius, mein armer Mario! und ich erreiche, was ich auch schaffen möge, nie das, was ich gewollt. Am letzten Schöpfungstage sah Gott, „daß es gut war;" die Menschen sprechen: der Genius mache gottähnlich, denn aus dem Nichts bilde er Wunder und Welten; so müßte ich denn doch auch sehen, „daß es gut ist," und mich ruhen in diesem Bewußtsein."

„„Faustine!" rief ich, „vergiß nicht, daß der Dornenkranz untrennbar vom Stralenkranz ist; die tiefsten Schmerzen haben den höchsten Genius geboren! wer auferstehen will, muß sich ans Kreuz schlagen lassen! wer gen Himmel fahren will, muß die Höllenfahrt nicht scheuen. Mit welchem Recht willst Du bequem nur die Glanzseiten genießen?"

„Diese und ähnliche Vorstellungen hatten den Erfolg, daß sie sich mit gewaltiger Kraft emporriß, und in einem Moment der sublimsten Inspiration den „Moses" schrieb, dies Gedicht, welches die brennende Farbenpracht und die mystische Tiefe des Orients gleichsam abkühlt und aufklärt in den Krystallfluten ihrer Andacht, Sehnsucht und Begeisterung. Ueber die Erhabenheit der Gedanken, über die Weltumfassung der Anschauungen, über den lyrischen Schwung der Darstellung — breitet die Melancholie ihrer Seele einen duftigen, bläulich dämmernden Hauch, wie er in Kirchen schwebt, halb Weihraucharom, halb gedämpftes Sonnenlicht. O sie hat mit einem glorreichen Schwanengesang von der Welt Abschied ge-

nommen! So lange sie daran arbeitete, und bis sie das Manuscript zum Druck nach Deutschland schickte, war sie fast so lebendig, so angeregt, so frisch wie in ihrer besten Zeit. Nachdem es fort war, sank sie zusammen: der Erfolg war ihr gleichgültig.

„„Ich habe mich erschöpft,“ sprach sie; „Höheres kann ich nicht — Geringeres mag ich nicht leisten. Ich habe das Meine gethan! nun ists genug für die Welt! nun muß ich gehen, mein geliebter Mario, und wie die alten Anachoreten einzig mit Gott verkehren. Ich scheide nicht gleich einer büßenden Magdalene, ich glaube nicht, im Staub und in der Asche mit blutigen Kasteiungen das gutmachen zu müssen, was ich gefehlt habe. Ich will nur Aug und Seele unmittelbar in Anschauung Gottes versenken, statt, wie bisher, in seinen Werken und Geschöpfen ihn zu lieben und zu verherrlichen, und statt mich durch das Sichtbare an das Unsichtbare — durch das Vergängliche an das Ewige erinnern zu lassen.“

„Ich erinnerte sie an Bonaventura und an das Glück, worauf sie verzichte durch die Trennung von ihm. Mit einer Glut und Innigkeit, die mich vor dem Gedanken zittern machten, daß all diese Flammen unter dem Schleier lodern sollten, verlodern — oder verzehrend sich nach innen wenden; rief sie:

„„Die Trennung von Dir überwiegt jede andere! Dich nicht zu sehen, nicht mit Dir die Gedanken auszutauschen, nicht vor Dir die Seele hinzubreiten, nicht für Dich Sonnen, Sterne und Flammen funkeln lassen, nicht in dem Liebesglanz Deiner Augen das Herz zu baden — Mario! Mario! das ist ein wahnsinniger Schmerz, den ich nicht überwinden könnte, wenn ich nicht glaubte, ein Opfer bringen zu müssen.“

„„Aber Du opferst mich!“ rief ich.

„„Nicht Dich, nicht mich!.... sondern uns,“ sagte sie. Sie hielt nach ihrer anmuthigen Art meinen Kopf zwischen ihren Händen, und sah mich an mit ihrem seltsam zauberhaften Blick, dem kein Mann widerstehen konnte. Er glitt in die Seele wie ein langsamer Blitz, so intensiv zerschmelzend und versengend. Ich hatte ihr oft gesagt, sie brauche nicht für einen dereinstigen Platz im Himmel zu sorgen, sondern nur den heiligen Petrus mit diesem Blick anzuschauen, er werde ihr alsbald die Pforte öfnen. Mich überfiel die unermeßliche Größe des drohenden Verlustes, und ich sprach mit harter Bitterkeit:

„„Und was willst Du denn eigentlich werden? Soeur grise etwa? und Deine Nerven beben beim Anblick einer Verstümmelung, und die Luft eines Krankenzimmers macht Dich ohnmächtig! — Oder Ursulinerin, die kleinen Kindern das Buchstabiren und das Einmaleins beibringt? .... und Du wirst ungeduldig, wenn Deine raschen Worte und Gedanken nicht schnell genug Verständniß und Antwort finden!“

„Sanft und demüthig antwortete sie: „Nein, Herz, die irdische Geschäftigkeit war nie mein Gebiet. Du hast ganz Recht: darin bin ich ungeschickt. Ich bedarf eines ganz abgeschiedenen und beschaulichen Lebens, heilige Bücher lesen, Psalmen dichten, die Orgel spielen, viel, viel beten! ich finde, was ich brauche.... bei den Vive sepolte.“ — Die Vive sepolte! schon der Name macht schaudern! —

„Ich besuchte den Pater Gerolamo, und that ihm einen Eid, daß er die Beichte nicht verletze, indem er mit mir von Faustinens innerstem Seelenzustande spreche. Ich sagte ihm genau Alles, wie sie sich über ihr Vorhaben gegen mich

äußerte, und er versicherte, daß sie gerade so auch zu ihm rede, und sich durch die Einwürfe nicht stören lasse, welche er ihr anfangs gemacht.

„„Es ist eine Vocation, Signor,“ sprach er gelassen und überzeugt.

„Faustine war in ihrem Entschluß so fest und sicher, daß ihre Ruhe zuweilen auf mich überging, und mich ihr Glück, wie sie es nun einmal begriff, hoffen ließ, ganz fern, ganz leise. Daß das meine in Trümmer ging, bekümmerte mich am wenigsten, und ich zürnte ihr nicht, weil sie nicht darauf Rücksicht nahm. Ich sagte mir, ich hätte auf wundersame Schicksale gefaßt sein müssen von dem Augenblicke an, wo ich Faustine in mein Leben verwebt; denn unbeseligt und unverwundet bleibe Keiner in dem Verkehr mit solchem Wesen; — Gott habe für außerordentliche Geschöpfe auch außerordentliche Prüfungen und Entwickelungen aufgespart, und Faustine, die sich nie in vaporöser Religionsschwärmerei verloren, möge wirklich im Gefühl der Unzulänglichkeit menschlichen Glückes, prophetisch eine bessere Zukunft für sich wahrnehmen. In Augenblicken der Exaltation wiederholte ich mir, ein Herz wie das ihre könne an keinem Menschenherzen Genügen haben, und nur von Gott, dem Herzen des Alls, verstanden, gewürdigt, erfüllt werden. O ich sann mir erhabene Tröstungen auf und — gab meine Einwilligung. Der Papst löſ'te unsere Ehe, und ertheilte Faustine die Dispensation, ohne Noviziat den Schleier bei den Vive sepolte in Rom nehmen zu dürfen. Sie schritt der Erfüllung ihres Schicksals entgegen, zuversichtlich, hofnungsreich. Sie ging, wie Moses, einsam auf die Höhe des Nebo, um hinüber zu sehen in das ersehnte Canaan.

„Kein Wort, keine Sylbe von den Verzweiflungen des Abschieds und der letzten Trennung! Es giebt Geister, die dem Magus überlegen sind und ihn tödten, wenn er sie hervorruft! — — Ich war Zeuge ihrer Einkleidung. Bis zum letzten Moment wollt' ich sie sehen! kein profanes Auge sollte länger als das meine auf ihr ruhen! — die schönen Locken fielen — der Schleier sank über die holde Gestalt, das begeisterte Antlitz, die glühende Brust — die Sonne meines Lebens versank in Wolken! — — — Und wenn nur ihr eine neue Aurora gedämmert hätte! aber nein, nein, und tausendmal nein!.... Denn sie ist todt, Gräfin, Sie wissen es ja, vor fünf Monaten ist sie gestorben, kaum anderthalb Jahr nach ihrer Einkleidung. Der Beichtvater ihres Klosters schrieb mir, sie sei an kurzer Krankheit gottselig verschieden, und der Bischof des Klosters, ein Cardinal in Rom, den ich wol kannte, schrieb dasselbe, und viel Lobpreisungen ihrer Demuth, ihrer Milde, ihrer Frömmigkeit dazu. Das sollte mich trösten, meinten sie; mich trösten dafür, daß sie — o nicht an jener kurzen Krankheit, — sondern am langen Gram, an der bittern Enttäuschung, vielleicht an der zernagenden Reue gestorben ist. Denn die Ueberzeugung ist unerschütterlich in mir: zum dritten Stadium des Klosterlebens, das sie einst mir beschrieb, ist sie nicht gelangt; das zweite hat sie aufgerieben. Sie hat sich die Flügel im Käfig wund geschlagen, und ist daran verblutet. Sie hat zu spät eingesehen, daß unser Leben, wie das des Moses, nichts ist, als der Hinblick nach dem verheißenen Canaan; sie hat ihre gloriose Natur in dumpfer Trostlosigkeit zu Ende gehen lassen, und ihren Irrthum mit dem Tode gebüßt! — Ruhe Dir, Du ruheloses Herz!

„Von mir hab' ich nichts zu sagen. Sie werden fühlen,

daß seit meiner Trennung von ihr die Sonne mir kälter ist, die Nacht länger, mein Auge trüber, meine Bewegung schwerer, mein Gedanke langsamer; daß mir die jubelnde Freude am Leben, an der Natur, an der Kunst erstorben ist, weil sie es nicht mehr durchgeistet; daß mir zu Muth ist, als könne mein Herz seine bei ihr gelernten Pendelschwingungen nicht ausschwingen. Jezt ruft mich der kürzlich erfolgte Tod meines herrlichen Vaters nach Deutschland. Ja, todt ist der Mann, den ich am meisten verehrt habe, todt das Weib, das ich einzig geliebt habe! aber der Gegenstand meiner süßesten Hofnungen lebt, blickt mit Faustinens Auge, spricht mit ihrer Stimme, liebt mit ihrer Glut, ist ihr Vermächtniß .... und mein einziges Kind."

Mario schwieg, und faltete die Hände um Bonaventuras Haupt, der längst auf seinem Schooß eingeschlafen war. Zwei Thränen rollten langsam über sein stolzes, undurchdringliches Antlitz, das jezt, im Mondenlicht, noch bleicher als gewöhnlich war. Ich liebe Männer, denen nicht der Gram, nicht der Schmerz, sondern Freude und Rührung eine Thräne erpreßt.

Wir schüttelten die Hände. Dann stand Mario auf, nahm Bonaventura auf den Arm und ging ans Ufer zu einer der Gondeln, die dort immer stationiren. Leises Plätschern im Wasser verkündete, daß er fortfuhr. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, denn in derselben Nacht verließen wir Venedig — aber gehört, daß ihm im Herbst sein Posten in Neapel angewiesen worden sei.

Damals sagte ich zu meinem Gefährten: „Frauen wie Faustine sind der Racheengel unseres Geschlechts, welche die Vorsehung zuweilen, aber selten auf die Erde schickt, und denen die Allerbesten unter Euch verfallen; denn nur die Al=

lerbesten unter Euch sind zu dem bereit, wozu die meisten Frauen bereit sind: ein Herz für ein Herz, ein Leben für ein Leben, eine ganze Existenz für eine ganze Existenz zu geben, und sie wähnen, diesen Tausch bei solchen Frauen zu finden, deren glutvolle Unersättlichkeit eine Bürgschaft unerschöpflichen Gefühls zu geben scheint. Ein so stralendes Wesen, meinen sie, müsse ein verklärtes sein; aber mit nichten! eine solche feingeistige Vampyrnatur verbrennt und verbraucht — zuerst den Andern, dann sich selbst. Die mittelmäßigen Männer hüten sich vor ihnen; sie, die ewig Bedürftigen, wollen immer haben; die Bessern unter Euch wollen auch geben. Nehmt Euch vor den Faustinen in Acht! Es ist nicht mit ihnen auf gleichem Fuß zu leben! Es ist immer die Geschichte vom Gott und der Semele — Nein! nicht vom Gott — vom Dämon.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Vierter Theil.

Ulrich. Erster Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Ulrich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

Zweite Auflage.

D. a.
39.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Digitized by Google

Der Eintritt ins Leben.

Drei junge Mädchen verließen an demselben Tage eine berühmte Erziehungsanstalt in Heidelberg. Die Gräfin Erberg brachte ihre Tochter Unica nach dem älterlichen Schlosse Hochhausen im Rheingau zurück; der Banquier Marana kam mit seiner Frau aus Frankfurt, und führte seine Tochter Clotilde zur Saison nach Baden-Baden; Margarita endlich blieb bei ihrer Mutter, der verwittweten Freifrau von Ringoltingen in Heidelberg.

Es waren drei schöne, sechszehnjährige Mädchen. Als sie, Abschied nehmend, sich alle drei umschlangen, und die frischen Gestalten, die lieblichen Köpfe zu einer Gruppe vereinigten, war es ein reizendes Bild. Unicas stolze und Clotildens üppige Schönheit erhielten einen, sonst ihnen fremden Glanz, durch die Rührung des Abschieds, und Margaritas stille Gestalt, die nichts war, als eine verkörperte Seele, war nur in solchen Momenten schön, wo diese Seele berührt ward. Fünf Jahr hatten die Mädchen hier mit einander gelebt — nicht glücklich, o nein! das erhabene Wort: Glück! darf nicht an die Dämmerungszeit der Existenz verschwendet werden! Vor Sonnenaufgang giebt es freilich keine Gewitter, sie kommen

erst mit der Sonne herauf; dennoch wird man höchstens mit momentaner Sehnsucht aus des Tages Licht und Glück in das kühle Morgengrau zurücksehen. Aber friedlich hatten die Mädchen hier gelebt, fröhlich, ruhig, wenn auch von tausend Wünschen und zahllosen Hoffnungen bewegt. In früher Jugend sind Wünsche und Hoffnungen so unbestimmt, daß sie sich in jede Form gießen lassen, und viel zu überschwenglich, um ein bestimmtes Gepräge zu tragen. Erst wenn der Wunsch eine Gestalt und die Hoffnung ein Ziel bekommt — dann werden beide etwas: das Bewußtsein ist erwacht und mit ihm die Unruh des Strebens.

Dies schien bereits der Fall bei Unica zu sein, so jung sie auch war; weniger bei Clotilden, am wenigsten bei Margarita, die eine so kühle, feste, grüne Knospe war, daß man nicht ahnen konnte, welche Blume — ja, ob überhaupt eine — sich daraus entfalten werde. Weil das der Zukunft angehört, will ich jetzt nur von Unica sprechen.

Gräfin Erberg war eine feine, blasse, nervös-lebhafte Frau, mit einer teinte von Sentimentalität, welche zuweilen denjenigen Personen eigen ist, die ihre Gefühle immer unterdrücken oder unterordnen mußten, und Gott danken, wenn sie ihnen irgend einen Ausweg gestatten dürfen, möge der ein richtiger oder ein falscher sein. So, heftig, exaltirt, krankhaft beinah, liebte Gräfin Erberg ihre Tochter, und brachte sie triumphirend nach Hochhausen, wo Graf Erberg mit seinem unbeweglichen, starren Ernst Frau und Kind empfing.

Hätte des Vaters Starrsinn und der Mutter übergroße Reizbarkeit sich in Unica verschmolzen, so würde daraus ein prächtiger, sonnenwarmer, durch Kraft temperirter Charakter worden sein; aber spröde geschieden lagen die beiden undurch-

gearbeiteten Elemente in ihr, und heut ward sie von dem einen — morgen von dem andern beherrscht. Der Einsamkeit oder sich selbst gegenüber, war sie sentimental; bei dem lindesten Widerspruch eigensinnig. Der fürchterliche, unzerbrechliche Eigensinn ihrer Kindheit, der sich unter des Vaters strenger Erziehung immer mehr entwickelt und ihn veranlaßt hatte, sie andern Händen zu vertrauen, war mit der erwachenden Vernunft von ihr gewichen; aber wird er nicht mit neuer Gewalt erwachen, und sich gegen die unabweisbaren Hindernisse und Hemmungen der Freiheit stemmen, statt sie zu lösen? so fragte sich Gräfin Erberg oft heimlich, wenn ihr Blick zärtlich auf Unicas schönem, stolzem Antlitz ruhte, wo der scharfe Augenaufschlag und der fest gezeichnete und noch fester geschlossne Mund etwas wie von einem gefaßten Entschluß verriethen.

Unica lebte heiter und zufrieden bei ihren Eltern, die, ohne je Hochhausen zu verlassen, einen angenehmen geselligen Kreis um sich versammelten, Dank der hohen Gastfreiheit des Grafen und der liebenswürdigen Freundlichkeit der Gräfin. Jetzt war Unica der Magnet, der Manche anzog und festhielt. Am ersten Jahrestag ihres Austritts aus der Pension sagte Unica zu ihren Eltern:

„Heute bekam ich Briefe; Clotilde zeigt mir ihre Verlobung mit einem Grafen Ostwald an, und Margarita hat ein Töchterlein. Kennst Du die Ostwalds, lieber Papa?“

„Nein, sagte Graf Erberg finster; ich denke aber, dies wird ein Lieutenant aus einer alten zurückgekommenen Familie sein, da er eine reiche Banquierstochter heirathete.“

„Clotilde ist hübsch und klug genug, um, auch ohne Vermögen, einen Grafen heirathen zu können und vollkommen

an ihrem Platz zu sein, entgegnete Unica; hat doch Margarita, die nicht so schön, nicht so klug und fast arm ist, einen Fürsten geheirathet."

„Eine Ringoltingen und eine Marana! sagte der Graf mit herbem Lächeln; deutsches Ritterblut ist Gold, genuesisches Kaufmannsblut ist Blei: wirft mans in die Wagschaale, mag Beides gleich schwer sein, doch abstrahirt man von dieser Krämerprüfung, so bleibt ewig das eine edles — das andre unedles Metall."

„Ich sehe nicht ein, Papa, sagte Unica mit purpurrother Wangenglut, warum mein Blut von Hause aus etwas Anderes sein soll, als das von Clotilde Marana".

„Weil seit Jahrhunderten in vornehmen Familien Gesinnungen herrschen und Lebens- und Handlungsweise bestimmen, welche auf Ehre und Freiheit basiren, indessen die Richtung einer Krämerfamilie schnurstracks diesem Prinzip zuwiderläuft, denn für ein Paar Goldrollen giebt der Kaufmann Ehre und Freiheit hin, ohne daß er es achtet, so abgestumpft ist er durch die ihm angeborne Richtung auf Erwerb. Charakterzüge pflanzen sich nicht minder in Familien fort, als Gesichtszüge — darum sage ich mit voller Ueberzeugung, daß Dein Blut edler ist, als das einer Marana; sorge Du dafür, daß es auch edler bleibe! denn es kann leicht befleckt werden, und jener Graf Ostwald, der die Marana heirathet, weil sie reich ist, verdient von seiner Familie ausgestoßen zu werden."

„Aber kann er denn nicht Clotilde lieben?" fragte Unica schüchtern.

„Wenn ich das auch zugestände, so würde ich immer doch tadelnd sagen: warum sieht er sich nicht zwischen seines Glei-

chen nach einer Frau um? es giebt dort ebenso liebenswürdige Mädchen."

Unica schwieg; vielleicht hatte der Vater Recht.

Gräfin Erberg hatte im Lauf des Winters an Nervenzufällen gelitten, und die Aerzte verordneten ihr den Gebrauch von Ems. Unica begleitete ihre Mutter, und Graf Erberg blieb einsam in Hochhausen; ihn langweilte das Badeleben. Die Entfernung von wenigen Meilen machte es überdas sehr leicht, daß die Familie sich vereinigen konnte, sobald der Vater es wünschte — denn sein Wunsch, oder vielmehr sein Ausspruch, war für Mutter und Tochter zwar nicht immer ein unwiderlegliches, aber gewiß ein unumstößliches Gebot.

Unicas Freude war groß, als wenig Tage nach ihrer Ankunft auch ihre Freundin Clotilde, bereits als Gräfin Ostwald, mit Mann und Eltern in Ems eintraf. Sie war höchst gespannt, nach Mädchenart, auf den Mann der Freundin; Graf Ostwald mißfiel ihr über alle Maßen. Ein kleiner, magrer, brünetter Mann, hüstelnd, bläßlich, gleichgültig, nur für seine Gesundheit besorgt, welch ein Gegensatz zur schönen, muntern, lebenslustigen Clotilde! Sie war so ganz decontenancirt, daß sie im ersten vertraulichen Gespräch nicht umhin konnte ihr Erstaunen über diese Wahl auszudrücken.

„Er ist wirklich außerordentlich gut, entgegnete Clotilde äußerst gleichgültig; schön ist er freilich nicht..... vielleicht ist er's gewesen! liebenswürdig auch nicht sehr..... aber wir passen doch ganz zusammen. Einen Kaufmann hätte ich nun und nimmermehr geheirathet! Margarita ist Fürstin worden, ich wollte doch wenigstens Gräfin werden! Da sollt' ich denn bald mit dem einen Bewerber friedlich auf seinem Gut leben, bald mit dem andern in irgend einer kleinen Stadt in Ost-

preußen vegetiren. Stell Dir vor, Unica! ein Graf so und so — da ich ihm einen Korb gegeben, mag ich doch sogar Dir nicht seinen Namen sagen — ist Assessor in irgend einem Landstädtchen, und wollte nicht mir zu Liebe seine Carriere, wie er es nannte, aufgeben. Wie kann man nur Assessor sein, wenn man Graf ist! da hätte mich ja am Ende jemand nennen können Frau Assessorin, statt Frau Gräfin! Uebrigens war jener Graf-Assessor bedeutend angenehmer als mein guter Ostwald! aber dieser paßt doch besser für mich."

„Was verstehst Du denn eigentlich darunter?" fragte Unica sehr erstaunt.

„Nun, Ostwald hat keine Güter, wie er denn überhaupt kein Vermögen hat; folglich brauch' ich nicht auf dem Lande zu leben. Er war im Dienste und hat sogleich auf meinen Wunsch den Abschied genommen, damit wir unsern Aufenthalt nach Gutdünken wählen können. Er liebt ebenso sehr wie ich die Elegance, die Bequemlichkeit.... in den drei Wochen unsrer Ehe sind wir immer derselben Meinung gewesen — das ist doch angenehm. Apropos von angenehm! Valerian kommt!"

Unica, mit Purpur übergossen, fand keine Antwort.

„Also denkst Du doch noch an Valerian? fragte Clotilde sie umschlingend; nun das ist nicht mehr als billig! wenn Du wüßtest, wie der arme Junge Dich liebt".... —

„Woher weißt Du das?" stammelte Unica ganz leise und ganz ungläubig.

„Ach, Du hältst mich nicht für fähig des stolzen verschlossnen Valerian Vertraute zu sein. Hast ganz Recht, lieb Herzchen! gesagt hat er mir nichts; aber aus Eurem frühern Benehmen gegen einander combinir' ich das. Damals, in

Heidelberg, war ich noch sehr unerfahren und konnte nur Eure gegenseitige Theilnahme muthmaßen, doch seitdem bin ich weltvertraut worden, und habe deutlich aus meines Bruders vorsichtigen, schüchternen Fragen nach Dir seine Liebe herausgehört und aus den noch vorsichtigeren Briefen herausgelesen."

„Ums Himmels willen, liebe Clotilde, rief Unica sehr ängstlich, Du irrst ganz gewiß"....—

„Nicht! unterbrach Clotilde lachend. Und warum sollte er Dich auch nicht lieben? etwa weil Du eine Gräfin bist oder weil Dein Vater ein entsetzlich stolzer Mann ist — wie man sagt. O Liebchen, Valerian hat wahrlich nicht so lange studirt, um Banquier in Frankfurt zu werden! Da mein Vater holländischer Consul und über alle Maßen reich ist, so wird es ihm sehr leicht werden meinem Bruder die diplomatische Carriere zu eröffnen, und Valerian kann Baron, Graf, Kammerherr, Minister, Gesandter werden — kurz Alles, was ihn zu der vornehmsten Partie berechtigt: warum solltest Du ihn denn nicht lieben und heirathen?"

„Bis er Gesandter ist, werd' ich Zeit haben das zu überlegen," sagte Unica scherzend, aber zugleich so ernst, daß das Gespräch abgebrochen war. Sie fühlte sich außerordentlich verletzt durch Clotildens rücksichtslose Indelicatesse, und der Gedanke, daß Valerian sich ebenso unvortheilhaft verändert oder ausgebildet haben könne, als seine Schwester, ließ sie dem Wiedersehen mit mehr Besorgniß als Freudigkeit entgegen gehen.

Valerian kam. Im Hof des Kurhauses in Ems waren eines Nachmittags ein Dutzend gesattelter Esel samt ihren Treibern versammelt, und die Gesellschaft, welche sie zu einem

Spazierritte brauchen wollte, erschien auch nach und nach. Clotilde, von einem halben Dutzend junger Männer umgeben, ließ ihren Esel einmal über das andere umsatteln, bat die Damen um Gottes willen ihr zu zeigen, wie sie sich auf die kleinen unbequemen Sättel zurechtsetzten, zwang die Herren bei dem Sattelgeschäft Hand anzulegen, kurz — machte sich, so sehr sie konnte, zur Hauptperson. Da kam eine Reisekalesche gerollt, und fast eh der Postillon anhalten konnte, fiel Clotilde den Pferden in die Zügel und rief:

„Valerian! mein Bruder! komm doch, Ostwald! es ist Valerian!"

Das Schauspiel schwesterlicher Zärtlichkeit ward der Gesellschaft gegönnt; dann hätte Clotilde ihr gern den schönen Bruder vorgestellt und den Spazierritt gemacht; aber Valerian, ohne sich um die fremden Leute zu kümmern, verlangte nur nach den Eltern, die keine Liebhaberei für Eselpromenaden hatten, und Clotilde mußte ihn zu ihnen führen. Unica kam mit ihrer Mutter, nachdem jene gegangen waren, und erfuhr mit gewaltigem Herzpochen Valerians Ankunft, und gleich darauf setzte sich die Cavalcade in Bewegung, da niemand voraussetzen konnte, daß die Geschwister daran Theil nehmen mögten. Nur zwei der eifrigsten Verehrer Clotildens blieben, wie billig, von einer Partie zurück, der die Königin fehlte. Unica war zerstreut und schweigsam, und ritt still an der Seite ihrer Mutter; sie hätte wol auch lieber heute die Partie aufgegeben.

Am nächsten Morgen war sie kaum mit ihrer Mutter am Brunnen erschienen, als Valerian Marana sie ehrfurchtsvoll begrüßte, und sie um die Gnade bat, ihn ihrer Mutter vorzustellen — denn weder seine Eltern noch seine Schwester waren

zu so früher Stunde auf der Promenade. Gab es je einen schönen jungen Mann, so war es Valerian bei zweiundzwanzig Jahren — doppelt schön, weil er frei, unbefangen und heiter war und sich durch das Bewußtsein der Schönheit nicht, wie durch eine Last, der Fähigkeiten berauben ließ, um liebenswürdig zu sein. Er war noch ein wenig zu elegant und zu beweglich, um zu den Männern von ganz guten Manieren gezählt zu werden, doch seine ganze Erscheinung war die Verheißung einer glänzenden Zukunft.

„Der Bruder gefällt mir ungleich besser als die Schwester, sagte Gräfin Erberg später zu ihrer Tochter; er benimmt sich doch wie ein Mensch von Erziehung, aber die Clotilde ist ein allzu verzogenes Kind, um nicht in der Gesellschaft recht unangenehm zu sein. Drum rathe ich Dir auch Dich so fern von ihr zu stellen, wie Du nur kannst, ohne sie zu beleidigen. Eure Wege werden je länger je mehr aus einander führen."

Das hatte Unica auch schon instinktmäßig eingesehen, und eben so klar, daß zwischen ihr und Valerian eine Vermittlerin wie Clotilde nur störend sein könne. Es dämmerte wirklich eine Liebe zwischen ihr und Valerian, die ihren dunkeln Ursprung in jener Zeit hatte, als er anderthalb Jahr lang Student in Heidelberg, und wegen seines artigen und feinen Benehmens wolgelitten von der Vorsteherin der Pension war, die ihm erlaubte seine Schwester ziemlich häufig zu besuchen. Auf den drei oder vier kleinen Bällen, welche in Unicas Heidelberger Leben wie hohe Festtage stralten, war immer Valerian Marana der einzige junge Mann, von dessen ganzer Art zu sein sie sich nicht abgestoßen und verletzt fühlte, denn seine Lebhaftigkeit artete nie in Dreistigkeit aus, und die

Huldigung, welche er ihr von Anfang an darbrachte, war so schüchtern, wie ihre kleine Eitelkeit es nur wünschen konnte. Und diese kleine Eitelkeit war sehr groß! so groß, daß Unica nie auch nur die geringste Anwandlung von Koketterie hatte, denn sie wollte nicht gefallen, sondern nur — angebetet sein; nicht von vielen Männern, sondern nur von dem liebenswürdigsten, geistreichsten, schönsten, eminentesten in jeder Beziehung. Wenn sie angebetet war — dann wollte sie beglücken. Valerian war immer in der Adoration vor ihr; sie stand wie ein Wunder von Schönheit, Geist und Talenten zwischen ihren Gefährtinnen und hatte nur in der Schönheit an Clotilden eine Nebenbuhlerin. Die edlen, reinen Umrisse ihres Bildes prägten sich fest in seinen regen, frischen Sinn, und als er vor ungefähr achtzehn Monaten Heidelberg mit ihr zugleich verließ und eine andere Universität bezog, war Unica Erberg ihm der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit. Dieser Eindruck ward nicht geschwächt, als er sich ein halbes Jahr in der Pariser und Londoner Gesellschaft umhergetrieben, und nur erhöht, als er in Ems Unica wiedersah.

Beide fühlten es. Unica war aber zu wolerzogen und Valerian zu bewußt seiner Unfertigkeit, als daß je eine Aeußerung dieses Gefühls statt finden konnte. Mehre junge Männer suchten sich um Unica zu bemühen; sowol sie als ihre Mutter waren gegen alle vollkommen gleich artig, und hatte Gräfin Erberg dem Einen am Morgen erlaubt die Promenade zweimal mit ihr auf und ab zu wandeln, so erlaubte sie es gewiß am Abend dem Andern. Wie verschwebend muß bei einem solchen Benehmen die Nüance sein, die eine Auszeichnung markiren soll! Und doch wußte Unica sie trotz

ihrer Zurückhaltung mit aller Feinheit zu geben, und Valerian wußte, ohne gefragt zu haben, daß er bei ihr — hoffen dürfe.

Graf Erbergs plötzliche Ankunft erfüllte Mutter und Tochter mit höchstem Erstaunen. Er sagte gleichmüthig wie immer:

„Ulrich ist vorgestern in Malans angelangt, gestern zu mir gekommen; da er bald nach Petersburg zurückkehren muß, Dir, Liebe (er wandte sich an seine Frau) sein Compliment zu machen wünscht, und da ich gern einige Tage in seiner Gesellschaft und in der Euren zubringe: so bin ich gekommen und Ulrich kommt auch heute.“

„Heut Abend giebt Graf Ostwald einen Abschiedsball, Papa, sagte Unica, tanzt mein Vetter?“

„Das weiß ich nicht, und ich denke, daß Du es heute Abend auch nicht erproben wirst, denn ich liebe nicht den Umgang mit Personen aus jener Familie, und ich meine, Du könnest Deinem Vater wol den Ball opfern.“

„Wie Du befiehlst, Papa! aber Clotilde reist morgen ab, und wer weiß, wann ich sie wiedersehe.“ Eine Thräne blinkte in Unicas Auge, denn Valerian begleitete die Schwester zu den Eltern, die bereits abgereist waren.

Gräfin Erberg wagte nie eine Sylbe der Widerrede; sie bewunderte im Stillen Unicas Muth überhaupt irgend eine Einwendung zu machen.

„Ich hätte Dich nicht für so kindisch gehalten, Unica, sagte Graf Erberg nach einer Pause; die Freundin ist nur ein Vorwand (Unica erröthete heiß und schlug beinah zitternd die Augen nieder) Du weinst tout bonnement

um den Ball! Wenn man so kindisch ist, kann man freilich nicht heirathen."

„Um Gotteswillen, Papa! rief Unica todtenbleich und umschlang den Vater — befiehl mir Alles auf der Welt, nie mehr zu tanzen oder dergleichen — nur nicht zu heirathen!"

„Beruhige Dich! ich sage Dir ja, Du bist noch zu kindisch."

„Gott sei Dank!..... und Dir lieber Papa! rief sie und küßte seine Hand; — und wie sieht denn mein Vetter Ulrich aus?"

„Wie ein vornehmer Mann: aber hübsch ist er nicht."

Das Gespräch ward unterbrochen, indem ein Diener den Graf Ulrich Erberg meldete. Unica war in Spannung; ihres Vaters ungewöhnliche Theilnahme für diesen doch nur ganz entfernten Vetter, dessen Vormund er freilich gewesen, gab ihr ein unbestimmtes Mißbehagen für die neue Bekanntschaft. Sie sah den Eintretenden so scharf an, wie sie nie einen Mann angesehen. Aber es schien, als müsse wenigstens ein ganzer Liebeshof von schönen Frauen beisammen sein, um diesem zerstreuten, eiskalten Auge nur einen halben Blick abzugewinnen — so kühl, wenngleich mit der vollkommensten, leichtesten Verbindlichkeit begrüßte Ulrich seine Cousine. Eine Frau kann sich über den Grad der Liebe täuschen, die ein Mann für sie hegt; über seine Gleichgültigkeit nie. Unica setzte sich mit ihrer Tapisserie ins Fenster und sprach zu sich selbst: Dieser Mann denkt nicht daran mich zu heirathen. Ihre Spannung ließ nach; sie blickte dann und wann von ihrer Arbeit auf, und betrachtete ihn ein wenig, aber unbefangen, nur mit jugendlicher Neugier.

Ulrich Erberg war allerdings nicht hübsch zu nennen! er hatte sehr edle, aber scharfe Züge, eine biliose Gesichtsfarbe, Augenbrauen die sich fast über der Nasenwurzel berührten, und die, verbunden mit dem rabenschwarzen Bart- und Haupthaar sein Gesicht etwas zu dunkel schattirten; um so mehr da seine Augen kein Licht in diese Finsterniß brachten: entweder lagen sie halb verdeckt von breiten Augenliedern träumerisch da, oder sie thaten sich auf um mit seltsamer Zerstreutheit umherzuschauen — was dann freilich kein anmuthiger Ausdruck ist; aber der unbeschreiblich edle Ausdruck seiner freien Stirn und seines kurzen festen Kinns — aber seine prächtige Gestalt, der ein aristokratisches Erbtheil, schmale Hände und Füße, nicht fehlte, und sein ruhiger, einfacher Anstand — waren hinreichend, um seine Erscheinung nicht unangenehm auffallend zu machen.

Daß ihr Vater lebhaftes Interesse für Ulrich hege, bemerkte Unica wol; aber er war ja der letzte seines Namens, und ein tadelloser tüchtiger Mensch! sie suchte nach guten Eigenschaften bei Ulrich, um ihres Vaters Vorliebe auf etwas Anderes basiren zu dürfen, als auf den Wunsch ihn zum Schwiegersohn zu haben.

Clotilde, die sogleich die Ankunft der beiden Grafen Erberg erfahren hatte, kam selbst zu Unica, um die Gräfin zu bitten, sie möge sich doch nicht dadurch vom Balle zurückhalten lassen, sondern lieber die Herren bewegen auch zu erscheinen. Die Gräfin versprach es. Ulrich erwiderte auf den später gemachten Vorschlag, er werde glücklich sein sie begleiten zu dürfen, wenn er auch nicht eben ein eifriger Tänzer sei, und Graf Erberg versprach auf eine halbe Stunde zu erscheinen.

Der Ball war in voller Lebendigkeit, als er eintrat, und sein erster Blick fiel auf seine Tochter, die stralend von Freude und Schönheit mit einem jungen Mann walzte, den der Graf kaum ins Auge faßte, als seine ohnehin schon bleichen Wangen noch bleicher als gewöhnlich wurden.

„Wer ist Unicas Tänzer?“ fragte er seine Frau mit so hastigem und gepreßtem Ton, daß sie ihn verwundert ansah, als sie ziemlich gleichgültig sagte: „Herr Marana, der Bruder der Gräfin Ostwald“.

„So so!“ murmelte er, fuhr mit der Hand über die Stirn und sprach mit Graf Ostwald und Ulrich.

„Da ist mein Vater! rief in einer Pause des Walzers Unica fröhlich; er liebt außerhalb seines Hauses so wenig die Gesellschaft, daß ich ihm recht dankbar für sein Erscheinen bin.“

„Wir müssen es sein, entgegnete Valerian; wenn er nicht gekommen wäre, so hätten Sie wahrscheinlich vorgezogen Ihrem Herrn Vater Gesellschaft zu leisten.“

Wenn ein Mann und eine Frau zusammen sprechen, die sich für einander interessiren, so reden sie oft von ganz gewöhnlichen Dingen und mit ganz gewöhnlichen Worten, so daß ein Dritter sich verwundern kann über die oberflächliche Conversation. Aber wie zwischen den sichtbaren Zeilen eines Briefes die mit sympathetischer Dinte geschriebenen nur dann zum Vorschein kommen, wenn der Hauch oder die Wärme sie berühren, so haben solche Gespräche ihre Mysterien, welche nur die Beiden enträthseln, die den ebenso mysteriösen Schlüssel dazu haben. Unica und Valerian sprachen in dieser Art zusammen. Am Schluß des Tanzes sagte er, er wolle sich

durch seinen Schwager ihrem Vater vorstellen lassen, und sie entgegnete:

„Thun Sie das, und bald, mein Vater bleibt nicht lange.“

Sie mischte sich unter die jungen Mädchen, aber sie folgte mit halbem Blick Valerian, um zu sehen, wie ihr Vater ihn empfangen würde; gegen Clotilde war er von der kältesten Artigkeit gewesen. Ostwald ging zu Graf Erberg und fragte, ob er ihm seinen Schwager vorstellen dürfe; der antwortete:

„Herr Graf, ich bin zu alt für so viel junge — und zu kurze Zeit hier für so viel neue Bekanntschaften. Erlauben Sie mir mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen.“ Er verbeugte sich, ging zur Gräfin, bat sie Unica nicht zu viel tanzen zu lassen, und entfernte sich, während Ostwald dem consternirten Valerian die Antwort genau wiederholte und troſtreich hinzusetzte:

„Es ist ein alter Narr! laß ihn laufen.“

Mit wahrer Herzensangst war Unica dieser Scene gefolgt. Ulrich näherte sich ihr und bat um den ihm versprochenen Walzer. Sie sagte beklommen:

„Der Papa geht schon fort!“

„Das thut nichts, entgegnete Ulrich lächelnd und beruhigend, Sie dürfen noch bleiben, gnädige Cousine. Sie wissen, Ihr Herr Vater liebt nicht die Gesellschaft, deren einzelne Individuen er nicht selbst gewählt hat. Es wird ihm leicht zu eng, zu lärmend, zu viel, zu fremd .... darum geht er auch jetzt.“

Unica tanzte; aber sie war ganz niedergeschlagen. Valerian mußte sich gekränkt fühlen — gekränkt durch ihren Vater, und sie durfte nichts gutmachen .... es schickte sich nicht! ihr war zu Muth, als müsse sie ihn um Verzeihung

bitten.... aber es schickte sich nicht! das dachte sie alles, während sie tanzte. So jung, so schön, so liebenswürdig, umringt von dem Glanz und der Heiterkeit eines Festes, mußte sie schon lernen, daß Wermuth in jedem Freudenkelch ist. Aber es wurde ihr schwer — so schwer, daß Ulrich ihre Veränderung wahrnahm, und fragte, ob sie ermüdet oder unwol sei.

„Es ist eine vernichtende Hitze" sagte sie, und trat aus den Reihen der Tänzer in eine Fensternische. Ulrich zog sich zurück; er vermied sichtlich auch die geringste Annäherung an seine Cousine. Unica kehrte sich um, lehnte die brennende Stirn an die kühlen Scheiben, und zwei Thränen drängten sich gewaltsam in ihre Augen.

„Sie tanzen nicht mehr, gnädige Gräfin?" fragte Valerian, plötzlich neben ihr stehend.

Unica fuhr zusammen, wie bei einem Verbrechen ertappt. Sie hatte nicht den Muth Valerian anzusehen; sie fühlte, wenn er traurig aussähe, würden ihre Thränen unaufhaltsam fließen. Sie schwieg.

„Ich wäre aber allzu unglücklich, fuhr Valerian nach einer Pause fort, in der er ein Wort von ihr zu erwarten schien — wenn ich mir auch Ihr Mißfallen sollte zugezogen haben. Mögten Sie mir nicht die Beruhigung geben, daß dies nicht der Fall ist? Ach, Sie wissen nicht, wie sehr ich deren bedarf, und wie es mich ermuthigen würde.... für die Zukunft."

Valerian sprach so leise, besonders die letzten Worte, daß Unicas Herz wirklich ebenso aufmerksam sein mußte als ihr Ohr, um ihn zu verstehen. Sie wandte sich und sah ihn

an; vielleicht eine Secunde sah sie fest in sein wunderschönes hellbraunes Auge, und wiederholte, ebenso leise als er:

„Ja, für die Zukunft!“ — Dann setzte sie rasch mit niedergeschlagnen Augen hinzu: „Ich glaube, meine Mutter sucht mich!“ — und glitt hinweg. Sie hatte keine Angst mehr, aber eine unaussprechliche Freude machte sie dennoch beklommen. Valerian hingegen fühlte sich befreit und in eine Sphäre entrückt, deren Herr er war. Welcher junge Mann sieht nicht in sich den König seiner Zukunft?

Der Ball ging zu Ende und der nächste Morgen brachte die Trennung. Aber auf deren schwarzes Gewand streute die Hofnung ihre Goldflittern, denn Unica und Valerian glaubten einander gewiß zu sein, und solche Zuversicht macht glücklich.

Einige Tage darauf trat Ulrich seine Rückreise nach Petersburg an, und Graf Erberg kehrte mit seiner Familie nach Hochhausen zurück. Dort erzählte Unica ihrer Mutter, was zwischen ihr und Valerian vorgefallen war. Die Gräfin erstarrte vor Schreck und Ueberraschung, und sagte:

„Ein so unvorsichtiges Benehmen, das so ganz über alle Schranken dessen, was sich für ein junges Mädchen schickt, tritt, hätte ich warlich nicht von meiner Tochter erwartet.“

„Liebe Mama, sagte Unica gelassen, hättest Du in meinem Benehmen auch nur eine Spur von Unschicklichkeit wahrgenommen, so würdest Du mich aufmerksam gemacht haben; allein trotz Deiner zärtlichen Sorgfalt und Wachsamkeit ist Dir nichts Tadelnswerthes in mir erschienen — wie könnt' ich also etwas begangen haben? Das ist wahr: drei Worte hab' ich gesagt ohne Deine Autorisation“.... —

„Und ohne die Deines Vaters, arme Kleine,“ rief Gräfin Erberg mit Thränen und rang die Hände.

„Aber ich mußte es thun, liebe Mama, fuhr Unica fort, denn wenn ein Mensch seine Zukunft gleichsam in meine Hand legt, so muß ich ihm klar sagen, ob ich es annehme oder nicht.“

„Ganz gewiß! allein wie konntest Du es annehmen?“

„Weil ich .... Ihn liebe .... schon lange, seit Jahren“.... —

„Ach mein armes Kind, laß nur diese Liebe fahren, denn Dein Vater wird ihr immer entgegen sein! so weit solltest Du ihn doch kennen.“

„Der Papa liebt mich, ich bin sein einziges Kind, er wird mir mein Glück gönnen“.... —

„Er wird Dir das gönnen und bereiten, was er als Glück erkannt hat!“

„Ich nehme nur das an, was ich als Glück erkannt habe.“

„O Gott! seufzte die arme schwache Mutter, welche Stürme warten Deiner.“

„Liebe Mama, sagte Unica schmeichelnd, ich fürchte nicht die Stürme, denn Du stehst doch auf meiner Seite.“

„Nein, liebes Kind, durchaus nicht! Dein Vater und ich — wir haben nur einen Willen.“

„Mißfällt Dir denn Valerian Marana so ganz und gar, liebe Mama?“

„Nein, er gefällt mir sogar sehr gut! aber nie werd' ich wünschen, daß Du ihn heirathen mögtest, denn Dein Vater wird es nicht wünschen.“

„Aber mögtest Du mich denn lieber an der Seite eines andern, eines weniger liebenswürdigen Mannes, und unglücklich sehen?“

„Unica! brich mir nicht das Herz! Du weißt, ich kann Alles für Dich thun, nur nicht Deinem Vater widersprechend reden und handeln."

Mutter und Tochter umarmten sich zärtlich. Beide hatten doch etwas gewonnen: diese durfte ab und an von ihrer Liebe zu einer milden Vertrauten sprechen, und jene durfte ein wenig über die bevorstehenden Schicksale lamentiren, da in der Gegenwart Alles licht und ruhig war. Unica lebte ganz für ihre Eltern; sie wollte sich dem Vater so lieb und angenehm wie möglich machen, sie war immer um ihn, ritt mit ihm spazieren, ging mit ihm auf die Jagd, las ihm ernste Geschichtswerke vor, die sie wenig amüsirten, sang und spielte ihm seine Lieblings-Musikstücke. Dabei suchte sie ihn daran zu gewöhnen, daß sie die Dinge anders betrachtete und beurtheilte als er. Bei Manchen erlaubte er das, diskutirte sogar mit ihr. Bei Andern sprach er seine Meinung aus, wie eine Richtschnur für seine Umgebung, begehrend, daß, wenn sie es auch nicht sei, man dennoch nach ihr handle. Das trat sehr hervor bei der französischen Revolution — oder wie man sie besser zu nennen hat — Evolution von 1830. Unica, wie damals fast alle junge Leute, enthusiasmirte sich für die Majestät des Volkes, für die neue Aera der Freiheit, für die Spontaneität eines großen, reinen Willens — ungefähr so, wie wir es fast alle gemacht haben. Gräfin Erberg ließ sich weder auf Enthusiasmus noch auf Abscheu ein, sondern wehklagte nur über das Geschick der vertriebenen Königsfamilie, und weinte besonders der „neuen Antigone" heiße Thränen. Graf Erberg sagte kalt:

„Wenn ein Mensch in die Hände von rabulistischen Advokaten und von wuchernden Krämern fällt, so ist er verloren.

an Ehre und Wolfahrt. Geht er unter durch sie, so beklag' ich ihn, wie ich die Stupidität denn immer zu beklagen pflege. Gewinnt er durch sie, so verachte ich ihn. Ich beklage das französische Volk, ich verachte den König der Franzosen."

„Den Mann, der sich wie ein Pharus, rettend, erleuchtend, in das tobende Meer wilder Factionen stellt?" rief Unica.

„Den Mann, der gelassen etwas nimmt, was ihm nicht gehört, und obenein — scheinheilig nimmt. Eine Napoleonshand greift nach der Krone und setzt sie sich selbst stolz aufs Haupt; da hab' ich Respect vor dem Muth und der Kraft. Wer aber die Krone erst in schmutzige Hände fallen läßt, und sie dann aus diesen nimmt als hätten sie ein Recht an ihr — der hat eine kleine Seele. Du bist aber freilich noch zu jung, um die Menschen und ihre Beweggründe zu kennen; Dich blendet was neu, was ungewöhnlich ist. In zehn Jahren, mein Kind, wollen wir über diesen Gegenstand diskutiren — wenn ich noch lebe."

In dem folgenden Winter nahm Graf Erbergs Gesundheit merklich ab. Im Frühling erholte er sich zwar, aber er sagte selbst zur Gräfin:

„Ich bin sechszig Jahr, das Alter kommt, vielleicht der Tod. Unica muß sich verheirathen, sie ist jetzt neunzehn Jahr alt und verständig genug. Die Partien, die sich ihr bis jezt angeboten haben, standen ihr nicht an: sie hat sie abgewiesen und ich war damit zufrieden. Jezt aber hab' ich eine in jeder Hinsicht vortrefliche, und die muß sie annehmen."

„Nun?" fragte die Gräfin neugierig troß ihrer Angst.

„Ulrich! er ist mit einer außerordentlichen Mission nach

Berlin geschickt, dort erkrankt am Nervenfieber, und will sich in Malans erholen."

„Aber Ulrich, wandte die Gräfin schüchtern ein, schien sich vor zwei Jahren nicht im Geringsten für Unica zu interessiren".... —

„Unica war damals noch sehr Kind und hat sich seitdem erst schön entwickelt. Glaube mir, Ulrich käme nicht her, wenn er keine Absicht auf sie hätte. Ueberdas spricht ein Brief, den ich gestern erhielt, sehr bestimmt seine Gesinnung aus; er begehrt das Glück des Familienlebens. In diesen Tagen trifft er in Malans ein;.... ich muß doch heut hinüber reiten, und sehen, ob die Leute Alles geordnet haben, wie ichs befahl. Was ist's für Wetter, Unica?" fragte er die eben eintretende Tochter.

„Ein ächter Maitag, Papa!"

„Zieh Dich an, wir wollen einen Spazierritt machen."

Unica sprang fröhlich von dannen, und als sie bald nachher stolz, leicht und gewandt, wie eine liebliche Amazone, auf ihrem muntern Pferde dahinsprengte, so blickte Gräfin Erberg ihr nach zwischen Trauer und Freude schwankend, und rang ihre schmalen weißen Hände.

Die Schlösser Malans und Hochhausen lagen am Abhang des Niederwald, über Rüdesheim, kaum eine Stunde von einander. Die Gegend dort ist meistens Weinland, aber einzelne Schlösser, Ruinen und Parks, zahllose Dörfer und Städtchen, und vor allem der edle majestätische Rhein, bald näher, bald ferner von malerischen Bergformen begleitet, gewähren dem Auge die erquickende Abwechselung, die unsre Seele ruhig macht. Man meint vielleicht, Einförmigkeit, Einfarbigkeit, Monotonie mache ruhig; mit nichten! sie macht sehr unruhig,

denn unsre Seele müht sich ab aus eigenen Kräften die fehlende Farbe und Bewegung zu ersetzen. Stromaufwärts sieht man in weiter, gesegneter Ebene das uralte Mainz, welches noch in der Glorie der längst verschollenen Hohenstaufen-Zeit, wie im Abendroth, daliegt. Stromabwärts verengt sich das Flußbett, die Felsen treten ans Ufer hinan und schließen durch ihre Vorsprünge plötzlich das Gemälde, als wollten sie sich dem fernern Vordringen des Stromes entgegenstemmen, damit er sich nicht verflache in den holländischen Morästen.

In den Elementen wohnen gute Geister — das glaube man nur! wer sich in ihre Arme wirft, um ihr Leben und Weben zu genießen, den nehmen sie mit lieblicher Freundlichkeit auf, und machen ihn, momentan, zu einem ebenso freien und leichten Wesen, wie sie selbst sind. In der Luft, im Wasser, sind noch andre Essenzen, als Stickstoff- und Sauerstoff-Gas, andre Eigenschaften als die, daß sie unsre Stirn kühlen und unsern Durst löschen. Man muß es aber von ihnen begehren, ihnen Aug' in Auge sehen, traulich mit ihnen verkehren, sie nicht oberflächlich abfertigen, als etwas, das zu unserm Dienst da ist; versucht es nur — Ihr werdet es erfahren. Wenn man an einem hellen Frühlingstag ins Freie tritt, ist es nicht, als streckten tausend Freundeshände sich nach uns aus, als lächelten tausend Liebesaugen uns an? fühlen wir uns nicht wunderbar erheitert und gehoben — mehr als durch irgend eine Freude, die uns vom Menschen kommt? meinen wir nicht durch die Lüfte schweben und auf den Wellen gehen zu können, weil sogar der Leib sich durchgeistet fühlt? Diesem Einfluß widersteht Niemand! sogar die schwerste, stumpfeste Natur hat ein physisches Wol-

behagen, je feiner sie ist, um desto mehr wird sie geistig angeregt.

Graf Erberg dachte an seine Tochter und ihr Glück. Unica dachte auch an ihr Glück, aber den Vater vergaß sie ganz dabei; Valerian schwebte allein vor ihrem Sinn, der unvergessene Valerian, von dem sie selten, selten hörte, weil Clotilde immer auf Reisen und nie die Correspondentin war, die Unica sich wünschte — Valerian in seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, alle Hindernisse überwindend, alle Vorurtheile besiegend — Apoll, der den Drachen getödtet hat, der unwiderstehliche Gott! — Als der Vater ihr sagte, daß Ulrich in Malans erwartet werde, freute sie sich dessen für den Vater.

„Denn ich meines Theils, sagte sie scherzend, habe nicht übel Lust auf Ulrich eifersüchtig zu sein, Papa. Du hast ihn lieb wie einen Sohn."

„Er verdient es," antwortete der Graf.

Der Spazierritt nach Malans war ein gewöhnlicher; Graf Erberg besorgte die Geschäfte seines Neffen, und hatte dort immer Anordnungen zu machen und Aufsicht zu führen, die um so strenger nöthig waren, da Ulrichs Vater den größten Theil seines Vermögens verschwendet hatte — hauptsächlich für den Bau und die Einrichtung von Malans. Es war ein heiteres Schloß im italienischen Styl erbaut und geschmückt, und mit den schönsten Parkanlagen umgeben. Großartige Treibhäuser, eine Sammlung guter moderner Gemälde, Marmorcopien der berühmtesten Antiken, machten Schloß Malans zur Villa Sommariva des Rheins, und zum lebhaften Gegensatz des Schlosses Hochhausen, das mit seiner Avenue einer vierfachen Kastanienallee — mit seinem Hof, vom Haupt-

gebäude, zwei Flügeln und einem Gitter regelmäßig umschlossen — mit seinem prächtigen, feierlichen Garten im altfranzösischen Geschmack — mit seiner ganzen ruhig reichen, vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Einrichtung — ein durchaus aristokratisches Ansehen hatte. Malans konnte einem Parvenu gehören, Hochhausen nur einem vornehmen Mann. Hier herrschte das conservative Prinzip, dort das der Bewegung. Dort war der Glanz moderner Cultur in ihrer feinsten Blüte zu einem Brennpunkt vereint; hier wohnte die stolze Ruhe traditioneller Würde, die durch das Bewußtsein der Unantastbarkeit auch der Gegenwart imponirt. Zum Glück gehörte Malans einem jungen, und Hochhausen einem alten Mann.

Unica und ihr Vater ritten durch den blühenden, duftenden Park.

„Papa! rief sie, ich werde Hochhausen ungetreu! mir gefallen diese Gruppen von Lila, Goldregen und Prunus weit besser, als unsre ernsthaften, geschornen Hecken, an denen sich kein Blümchen sehen läßt."

„Die Blumen fehlen doch nicht, mein Kind."

„Nein! aber sie stehen im Blumengarten, für sich abgesondert. Man hat in unserm Garten gar keine Ueberraschungen, denn man übersieht ihn, so immens er auch ist; hier wird man all' Augenblick frappirt durch eine Aussicht, eine Wendung, einen Baum, eine Blumenpartie".... —

„Und oft gestört!"

„Stört Dich das Neue, Papa?"

„Nein! aber das nicht dahin Gehörende, und das kommt oft vor bei dergleichen modernen Anlagen, die es fast immer auf den Effect absehen."

„Mein Vetter würde mir wol erlauben, einen Zweig persischen Flieders für die Mama abzubrechen.... wenn er hier wäre“ sagte Unica, blieb etwas zurück, und pflückte und pflückte, bis sie eine förmliche Garbe hatte; dann sprengte sie dem Vater nach.

Aber regungslos vor Schreck blieb sie auf dem Pferde sitzen, als sie unter dem Peristyl ihren Vetter gewahrte; denn er mußte es sein, er umarmte und begrüßte ihren Vater! aber, um Gottes Willen, was war aus Ulrich geworden! gebeugt, abgezehrt, verwelkt, war er bis zur Unkenntlichkeit verändert, die Züge mager und hart, die Farbe krankhaft gelb, um den Mund eine nervose Beweglichkeit, die Stirn kahl, die Gestalt knochig. Ein Schauder überlief sie; ihr war, als trete ein Gespenst in ihren Frühling hinein. Ulrich trat zu ihr heran, um sie zu begrüßen; sie glaubte, es sei in der Absicht, ihr vom Pferd zu helfen, und sprang hastig und geschickt herunter, ohne sich auf ihn zu stützen und ohne ihn mit einer Sylbe zu bewillkommnen.

„Ich habe mich also wirklich dermaßen verändert, daß Sie mich nicht erkennen, gnädige Cousine“ — sagte Ulrich lächelnd, aber traurig.

„Mein armer Ulrich! rief Graf Erberg, wie konnten wir auf eine solche Verwüstung gefaßt sein? und wie kamst Du denn zum Nervenfieber? hast Du überhaupt Nerven, Du, so stark! so kräftig!“

Er legte die Hände auf Ulrichs Schultern und sah ihn wehmüthig an. Ulrich entgegnete:

„Die ungemein schnelle Reise in der bösen Jahreszeit hat mir die Krankheit zugezogen, sprachen die Aerzte. In vierzehn Tagen werd' ich aber vollkommen hergestellt sein....

das fühl' ich! Malans, der Frühling, Ihre Nähe, lieber Onkel, Ihre Freundschaft — das Alles thut gut, besonders wenn man es so lange entbehrt und vermißt hat, wie ich!"

Ulrich führte seine Gäste in den Salon, der ungemein freundlich mit Gemälden, Vasen und Blumen decorirt war. Er sah sich darin um und sagte:

„Ich weiß nicht — ist es die Freude hier zu sein, oder ist es Ihr Besuch: genug, mir scheint, als habe Alles heute ein ganz besonders festliches Ansehen."

„Wie freu' ich mich, daß Du so froh bist, wieder einmal in der Heimat zu sein, mein guter Ulrich! dies Gefühl stumpft sich leicht ab, wenn man sich jahrelang durch den blasirenden Wechsel der Fremde hat blenden und betäuben lassen; und mir däucht, es war vor zwei Jahren nicht so lebhaft in Dir, als jezt."

„Oh, damals!" sagte Ulrich. Er strich mit der Hand über die Stirn und schüttelte mit nervoser Hastigkeit den Kopf, während die Hand matt herabfiel.

„Du bist noch recht angegriffen, sagte Graf Erberg besorgt; wir wollen Dich verlassen, Du bedarfst der Ruhe.... und morgen kommst Du herüber — nicht?"

Sie schüttelten herzlich die Hände. Unica, immer ganz stumm, verneigte sich, bestieg ihr Pferd, und ritt davon, ohne eine Sylbe gesprochen zu haben. Die schönen Blumen hatte sie im Vorsaal liegen lassen. Kaum war sie zwanzig Schritt geritten, als sie tief Athem schöpfte und ausrief:

„Papa! die Pappeln sehen aus wie Cypressen, das Schloß mit seinen weißen Säulen wie ein Mausoleum, und Graf Ulrich wie eine Leiche."

„Ich bewundre den Bilderreichthum Deiner Phantasie,

wie ich so eben Deinen Mangel an Takt bewundert habe," sagte Graf Erberg streng.

Sie wagte nicht sich zu entschuldigen, und schweigend kehrten sie nach Hochhausen zurück. Unica flog sogleich zu ihrer Mutter und machte eine so grauenhafte Beschreibung von Ulrich, daß die arme Frau, eingedenk der Absichten ihres Mannes, mit unaussprechlicher Besorgniß auf den Moment hinblickte, wo sie für Unica kein Geheimniß mehr sein würden. Nur konnte sie nicht glauben, daß Ulrich Heirathspläne haben, und daß ihr Mann sie unterstützen mögte, wenn jener wirklich dem Tode so nahe war, wie Unica es behauptete.

„Wie hast Du denn Ulrichs Aussehen gefunden?" fragte sie später den Grafen.

„Außerordentlich angegriffen!.... aber er ist ganz der Alte und Liebenswürdige" — war die Antwort.

Sie hatte Herzklopfen, als Ulrich am andern Morgen gemeldet ward; doch als sie ihn sah, ging jede andre Empfindung in Mitleid unter. Bei vierzig Jahren hat man einen schärfern Blick für die Spuren von Seelenschmerz als bei neunzehn; und die lagen unverkennbar auf seinem Antlitz, in Haltung, Wort und Geberde. Etwas Langsames, Starres, Schweres — dann ein plötzliches Zusammenzucken der erwachenden Besinnung — eine reizbare Beweglichkeit, die unter einem gewaltigen und gewaltig bekämpften Einfluß in beständigen Bebungen zittert — sind mehr der Seelenstimmung als der körperlichen Schwäche zuzuschreiben. Die Gräfin reichte Ulrich die Hand, drückte die seine und sprach mit ihrer herzgewinnenden Güte:

„ wie viel müssen Sie gelitten haben."

Diese Worte, die ein Verständniß der innern Zustände zu

verrathen schienen, kamen über Ulrich wie der Südwestwind über den Schnee; der zerschmilzt. Ulrich ließ sich in einen Fauteuil fallen und legte beide Hände vor's Gesicht, um seine Thränen zu verbergen; aber sie wurden durch ein convulsivisches Zittern verrathen. Die Gräfin winkte ihrer Tochter das Zimmer zu verlassen, denn sie meinte, der arme Ulrich müsse zu irgend einem Ausbruch kommen; jedoch bei dem leisen Geräusch, das Unica machte, als sie sich erhob, fuhr Ulrich auf, schüttelte die Thränen aus den Augen und sprach:

„Allerdings! ich hatte fünf Wochen das Nervenfieber .... eine böse Krankheit." Dann machte er die Unterhaltung mit seiner ehemaligen Gewandtheit, der aber — wie es der Gräfin schien — eine Nüance von Zutraulichkeit beigemischt war, welche er sonst nur bei ihrem Mann hatte hervor=, aber bei ihr und Unica zurücktreten lassen. Es ist wirklich wahr, dachte sie im Stillen, er ist nicht umsonst nach Malans gekommen; und sie wunderte sich, wie er einen für ihn so unvortheilhaften Zeitpunkt hatte wählen können, um als Bewerber aufzutreten. Aber die außerordentliche Weichheit von Ulrichs Manieren, die doch trotz seiner Kränklichkeit nicht den leisesten Anstrich von Weichlichkeit hatten und der augenfällige Leidenszustand, mit dem er kämpfte, gefiel ihr und rührte sie. Sie war eine von den Frauen, die aus Mitleid mit einem Mann für ihn in die Hölle gegangen wäre. Später sagte sie zu ihrer Tochter:

„Es ist seltsam, wie die Jugend übertreibt, weil sie keine Erfahrung, folglich keinen Maßstab hat! Du hast mich dermaßen auf eine entsetzenerregende Erscheinung vorbereitet, Unica, daß ich fast angenehm überrascht war, Graf Ulrich

nur kränklich zu finden. Hast Du denn nie einen Kranken gesehen, um Dich so heftig vor ihm zu erschrecken?"

„Ich weiß nicht, sagte Unica, aber er hat mir einen unbegreiflichen Eindruck gemacht! mir stand das Herz still, als er wie ein Memento mori in der Herrlichkeit des Frühlings auftauchte."

Während der ersten Woche kam Ulrich täglich nach Hochhausen; später schlug Graf Erberg ihm vor, sich dort zu installiren, und nur wenn Geschäfte oder Neigung ihn aufforderten, nach Malans herüber zu reiten. Er sagte:

„Was willst Du denn allein wohnen, da Du bei uns ein Familienleben findest?"

Ulrich ging freudig darauf ein; er fühlte sich heimisch, weil er gern gesehen war. Seine Gesundheit empfand den wolthätigen Einfluß des angenehmen, friedlichen häuslichen Kreises, und besserte sich mit raschen Schritten. Nach sechs Wochen war er wieder so kräftig wie ehedem. Er trieb mit Leidenschaft Schwimm= und Reitübungen, und eine gewisse innere Agitation, deren er nicht immer Herr werden konnte, schien nicht von seinem körperlichen Befinden abzuhängen. Graf Erberg liebte ihn wie einen Sohn, Gräfin Erberg war auf dem Wege dahin, und auch Unica ganz bereit in ihm einen Bruder zu sehen. Daß er den Wunsch hegen könne, sie zu heirathen, fiel ihr nicht ein einziges Mal bei. Sie hielt die Ueberzeugung ganz fest, welche sie zwei Jahr früher in Ems gewonnen: sie sei ihm vollkommen gleichgültig. Dazu kam noch, daß ihre Phantasie durch Ulrichs Wiedersehen in Malans zu sehr frappirt worden war, um nicht das Bild festzuhalten, welches sich ihr damals aufgedrängt hatte: sie sah in Ulrich immer einen Menschen, der dem Tode

näher war als dem Leben; bei einem solchen setzt man keine Gedanken und Empfindungen voraus, die an die Erde knüpfen. So war sie denn vollkommen unbefangen gegen Ulrich, der sich gern dem Zauber ihrer anmuthigen Persönlichkeit hingab. Im stillen Gleise des Lebens kamen ihre Fehler nicht zum Vorschein, oder höchstens nur als Andeutungen ihres Charakters.

Ulrich kam eines Abends spät von Malans zurück. Graf Erberg rief ihm entgegen:

„Gottlob, daß Du kommst! nun kann ich doch noch eine vernünftige Schachpartie machen! Unica denkt sich Pläne aus — einer immer unsinniger, als der andre! Ich mache sie dreimal hinter einander matt, und dennoch behauptet sie, ihre Pläne wären vortreflich.“

„Ja, sagte Unica kaltblütig, indem sie aufstand und an Ulrich den Platz abtrat, sie waren vortreflich, und hätte ich nur mehr Uebung und Geschicklichkeit, so hätte ich mit ihnen den Papa matt gemacht.“

„Meine Cousine ist allerdings sehr hartnäckig in ihren Vorsätzen“ — sagte Ulrich lächelnd.

„Was wissen Sie von meinen Vorsätzen?“ rief sie verlegen.

„Ihre Consequenz offenbart sich bei jeder Gelegenheit, z. B. Sie lesen ein Buch zu Ende, wenn es Sie auch noch so sehr langweilt und Sie bereits auf der dritten Seite inne geworden sind, es sei nicht des Lesens werth.“

„Ja das thue ich, entgegnete Unica; es nicht zu thun halte ich für eine Ungerechtigkeit gegen den Autor. Kann er nicht auf den drei letzten Seiten sublim sein?“

„Du siehst, lieber Ulrich, sprach Graf Erberg lachend,

daß die Consequenz meiner Tochter auf höchst grandiosen Meinungen und Ansichten basirt, so daß man aus lauter Respect vor solcher Erhabenheit nicht den Muth hat, sie zu bekämpfen."

„O, rief Unica, kämpfen Sie nur immerhin, Cousin, das macht mich recht fest."

Aber vor der Hand begehrte Graf Erberg den Kämpfer auf dem Schlachtfelde des Schachbrettes.

Am andern Morgen ritten Ulrich und Unica spazieren — allein, weil Graf Erberg für mehre Stunden von Geschäftsleuten in Anspruch genommen war; sonst fehlte er nie, diese Promenaden machten ihm viel Vergnügen.

„Heut wollen wir uns mal neue wilde Wege suchen," sagte Unica.

Die Wege waren denn auch wirklich, Dank diesem Vorsatz, so neu und so wild, daß Ulrich hundertmal seine Nachgiebigkeit verwünschte. Die Männer behaupten immer, die Art wie Frauen reiten sei höchst gefährlich. Mir scheint das nicht; aber es ist hergebracht, daß die Männer sich ängstigen, wenn sie mit Frauen reiten. Ulrich verfehlte denn auch nicht es zu thun. Er sagte:

„Wenn Ihr Vater dabei ist, hab' ich keine Verantwortung, aber jezt muß ich Sie schirmen vor — und retten aus Gefahr, und da ich nicht allmächtig bin, so beschwör' ich Sie, sich nicht muthwillig darin zu stürzen und z. B. die steilen Abhänge im Schritt herab zu reiten."

„Das kann ich thun! sagte Unica. Aber sehen Sie doch, Cousin, dort ist eine Hecke, die wahrscheinlich einen Feldweg begrenzt, welcher uns auf sichere Wege bringen wird. Wir müssen über die Hecke setzen." Sie trieb ihr Pferd an.

„Ist denn Ihr Pferd daran gewöhnt?“ rief Ulrich.

„Das nicht! aber ich will es einüben.“

„Nimmermehr kann ich das zugeben! Ich beschwöre Sie, Cousine, lassen Sie uns längs der Hecke reiten.“

Aber Unica hörte nicht und flog über die Wiese dahin. Da setzte Ulrich ihr nach, drängte sein Pferd an das ihre, und streckte die Hand nach ihrem Zügel aus. Doch sie lenkte geschickt ab, hob die Gerte und rief:

„Ich geb' Ihnen auf die Finger!“ — Noch ein Paar Sätze und sie war drüben, wolbehalten. Als Ulrich wieder neben ihr ritt, sagte er:

„Ich werde Sie bei Ihrem Vater verklagen.“

„O ich bitte Sie, thun Sie es nicht! die Mama ängstigt sich nachträglich dermaßen, daß sie mich den ganzen Sommer hindurch mit Thränen wird zu Pferde steigen sehen; und dem Papa will ich meine Geschicklichkeit lieber zeigen, als sie ihm von Ihnen erzählen lassen.“

„Sie wollen ihn wahrscheinlich ebenso angenehm damit überraschen wie mich?“ fragte Ulrich lachend.

Aber er schwieg gegen die Eltern, weil sie es wünschte.

In der Mitte des Sommers ging er auf einige Tage in Geschäften nach Frankfurt. Am Morgen seiner Abreise bat er Graf Erberg um Unicas Hand.

„Gottlob, daß sie Dir gefällt! ja, Ulrich, keinem Andern als Dir hab' ich seit Jahren Unica bestimmt! Kennt sie Deinen Wunsch?“

„Ich meine, sie setzt ihn voraus; aber gesprochen hab' ich noch nicht mit ihr.“

„Gut! ich werd' es thun! Wenn Du aus Frankfurt kommst, kann die Hochzeit stattfinden.“

„Das wär' in acht Tagen?" fragte Ulrich etwas zweifelhaft.

„Warum denn nicht in acht Tagen? worauf wollt Ihr Euch denn noch besinnen?"

„O, rief Ulrich, mich kann es nur beglücken, sobald Unica".... —

„Bah! Unica!.... — Unica ist Dir gut, das sieht Jeder! da wird sie heut ebenso gern als übers Jahr Deine Frau."

Als Ulrich sich den Damen empfahl, war er zum ersten Mal wahrhaft überrascht durch Unicas Schönheit — vielleicht, weil er sie zum ersten Mal mit den Augen des Besitzers betrachtete. Sie trug ein weißes Kleid und ein kleines Morgenhäubchen mit einem blaßrothen Bande, das ihr ein frauenhaftes Ansehen gab, und womit die Frische, der Blütenschmelz auf Stirn, Lippen und Augen reizend contrastirten. Er küßte ihre Hand, sie drückte unbefangen die seine. Dann, als er schon im Wagen saß, lief sie an's Fenster und rief ihm zu:

„Daß Sie nur nicht vergessen, mir einen neuen Walzer von Strauß mitzubringen.... Cousin!"

Sie winkte ihm graziös mit der Hand einen Gruß zu, fort rollte der Wagen, über den Hof, durch das Gitter, die breite Kastanienallee herab. Unica sah ihm nach, darauf kehrte sie in den Salon zurück, der die Aussicht nach dem Garten hatte, und wo ihre Eltern noch am Frühstückstisch saßen, und sprach gedankenvoll:

„Wie man sich doch an die Gegenwart eines Menschen gewöhnen kann — es kommt mir jezt, da Ulrich fort ist, ganz still und einsam vor."

„Er kehrt bald zurück, sagte Graf Erberg, und wird sich dann nicht mehr von Dir trennen; ich habe ihm Deine Hand zugesagt und nehme freudig wahr, daß Dein Wunsch mit meinem Willen übereinstimmt.“

Glühendes Roth und Leichenblässe wechselten in demselben Moment auf Unicas Wangen; sie sank in einen Stuhl und stammelte:

„Wie? heirathen soll ich ihn?“

„Ja, ja! ich denke, das wird Dir nicht allzu schwer werden.“

„Nicht schwer .... aber unmöglich, Papa!“ sagte Unica und stand auf.

„O mein Kind! rief die Gräfin, was sagst Du da, besinne Dich!“

„Ja, besinne Dich auf Deine Worte, sprach Graf Erberg mit einem so eisernen Ton, daß ein Schauer Unica überrieselte; aber sie beschloß, ebenso eisern die Bangigkeit zu überwinden, und als der Vater fortfuhr: „Weshalb ist es Dir unmöglich, Deinen Vetter zu heirathen?“ entgegnete sie, gleichsam mit einem vorbereitenden Grunde:

„Er ist zu alt für mich!“

Graf Erberg zuckte die Achseln. „Zu alt! ein Mann von achtundzwanzig Jahren!“

„Himmel! rief Unica, erst achtundzwanzig Jahr! aber er sieht aus wie achtunddreißig .... da muß er sehr kränklich sein, und ein hypochondrer, nervenschwacher Mann ist mir unerträglich.“

„Aber um Gottes willen, Unica!“ bat die Mutter, beinah verlegen.

„Unica! sagte Graf Erberg mit unbeweglichem Ernst,

spiele nicht länger Comödie! warum willst Du Deinen Vetter nicht heirathen?"

„Weil ich einen Andern liebe," sagte sie, all ihre Kraft zusammen nehmend.

„Und wer ist dieser Andre, meine Tochter?"

Die Gräfin lag halb ohnmächtig im Sopha, als Unica ruhig antwortete:

„Valerian Marana."

Doch Mutter und Tochter kamen — diese aus ihrer Fassung, jene aus ihrer Furcht, als sie die Wirkung wahrnahmen, die dieser Name auf Graf Erberg machte. Er fuhr auf und rief:

„Marana!" — Dann sank er wie gebrochen auf das Sopha zurück und murmelte dumpf: „Marana!" Dann erhob er sich, verließ den Salon und ging in sein Zimmer, das er hinter sich verschloß, während Unica und die Gräfin ganz betäubt zurückblieben.

„Komm, Unica, komm! sagte endlich die Gräfin, nahm ihre Tochter unter den Arm und ging nach ihrem Zimmer, wo sie ihr das Häubchen abnahm, ihr Haar und Wangen streichelte und küßte, und fortfuhr: „Liebes Kind, wie Du echauffirt bist! Du machst Dich krank und elend, und mich auch — und Deinem Vater zu trotzen ist doch ganz unmöglich! heirathe doch Ulrich!"

„Wie kannst Du das von mir begehren, Mama!" sagte Unica vorwerfend.

„Weil Du Dich wirklich, Dir selbst vielleicht unbewußt, für ihn interessirst; weil, seit er hier ist, Maranas Bild wirklich für Dich in Schatten getreten ist, und weil das ein hohes Glück ist, denn Dein Vater wird nimmermehr Deine Verbin=

dung mit Marana zugeben. Ueberdas weißt Du nicht einmal, ob der noch an Dich denkt."

Das war Alles ganz wahr, doch diese Wahrheit sehr schlecht berechnet, um auf Unica den richtigen Eindruck zu machen; sie machte auch grade den entgegengesetzten. Unica warf sich in die Liebe für Valerian zurück, und lächelte ungläubig über die letzte Aeußerung der Gräfin. Je mehr diese sie beschwor, ihre thörichte, phantastische Liebe nicht dem Vater gegenüber zu behaupten, um destomehr beschloß Unica, sie festzuhalten, und mit diesem Entschluß ging sie zum Vater, als er nach mehren Stunden sie rufen ließ. Er war wieder in seiner gewöhnlichen Haltung und sagte:

„Setze Dich, Unica, ich habe mit Dir zu reden. So. Mein Kind, wir wollen beide Etwas vergessen; ich — den Schmerz, den Du mir durch Deine seltsame Erklärung gemacht hast; Du — Deine unstatthafte Liebe für diesen .... Herrn Marana. Ohne das Talent, Kleinigkeiten vergessen zu können — ja, Kleinigkeiten, mein Kind, Berührungen, welche nur die äußere Haut ritzen, die von selbst wieder heilt, — ohne das könnten wir das Leben nicht ertragen, denn es bringt uns Wunden bei, die immerfort bluten, wenn auch nur nach innen. Du aber hast ein schönes Leben vor Dir liegen, das Du nicht muthwillig verderben darfst. Wohin Du blickst, ist Dir ein sicheres Schicksal bereitet: treue Eltern, ein edler Mann, eine unabhängige Stellung in der Welt, Vermögen, Schönheit und Gesundheit! — meine Tochter. danke Gott auf Deinen Knieen, Du bist ein sehr glückliches Geschöpf, danke ihm, indem Du die Pflichten erfüllst, die unzertrennlich vom wahren Glück — die eins mit demselben sind. Nicht wahr, Du thust es? — Deine Mutter und ich

haben uns redlich bemüht, Dir das Beispiel eines pflichtgetreuen Lebens zu geben — ich hoffe, nicht umsonst. Das Schicksal eines Kindes ist die Ehrenkrone der Eltern; Du wirst sie nicht in den Dornenkranz der Unehre verwandeln."

„Vater! Vater! rief Unica heftig bewegt, wie magst Du dies Wort gebrauchen! Unehre.... weil ich liebe".... —

„Durch ihren Gegenstand adelt und erniedrigt die Liebe."

„Aber weißt Du denn etwas Unwürdiges von".... —

„Diesem Herrn Marana? Nein. Ich weiß nichts von ihm, als daß das gemeine Blut seiner Mutter sein Herz schlagen macht. Ich werde Dir eine Scene aus meinem Leben erzählen. Sie ist lange her, über dreißig Jahr; ich war jung damals, von großer, ungebrochner Leidenschaft. Ich liebte ein Mädchen, ein Mädchen von unnachahmlicher Schönheit, die Tochter eines Banquiers aus Brüssel. Die französische Revolution hatte mich dazumal durch ihren Taumel angesteckt. Weil mir daran lag, Schranken zu überspringen, so wollt' ich sie vor der ganzen Welt zertrümmert wissen; der Unterschied der Stände war Barbarei, sprach Hohn dem Verstand und der Moral; der Bauermagd gebührte das Diadem der Fürstin, sobald sie schön und gut war; das Alles — wie sich von selbst versteht — weil ich eine Banquierstochter heirathen wollte. Aber mein Vater lebte, der feste, stolze, unbestechliche Greis, kränklich, hinsterbend, doch unerschütterlich in seiner hoch aristokratischen Gesinnung, die von einer solchen Verbindung keinen Begriff hatte. Er sagte: „Dem Geist, dessen Essenz dieselbe für alle Menschen ist, ward durch die verschiedenen Körper, in die er gebannt ist, eine verschiedene Richtung und Aeußerung angewiesen, und man findet das ganz natürlich. Wie sollte denn der Geist der menschlichen

Gesellschaft für alle Individuen mit demselben Körper bekleidet sein? Einförmigkeit ist nirgends in der Natur! wo wachsen nur Eichen? wo gedeiht nur Gras? Aber Freiheit und Gleichheit sind in der Natur: Eiche und Grashalm wächst so hoch, wie jedes kann, und hat seinen Moment der Vollkommenheit, der nur so verschieden ist, wie Halm und Baum selbst sind. Aber in Wechselwirkung stehen sie zu einander: das Gras gedeiht im Schutz der Eichen und wird von den herabfallenden Blättern gedüngt, während es die Wurzeln der Bäume erwärmt und ernährt. Wer einen Wald fällt, um Grashalme über die Gebühr in die Höhe zu treiben, ist ein großer Thor, sogar wenn es ihm gelingt, daß sie baumhoch werden. Ich frage nicht: wozu will er es brauchen? sondern: womit will er es alimentiren? Was ich in Frankreich sehe, sind keine freie, wol aber haltungslose Menschen. Jeder ist auf die sogenannte Menschenwürde angewiesen, d. h. auf sein Ich. Der Einzelne kann dadurch groß werden, die Massen werden brutal. Wir müssen den Geist unsers Standes aufrecht halten, wenn auch der Eine oder Andre von uns sich durch den Körper beeinträchtigt fühlen sollte, angesteckt durch die Schwindelei der Zeit.“ — So dachte und lebte er, freier, stolzer, reiner, als die überschwenglichsten Republikaner; Edelmann vom Scheitel zur Sohle. Wollte ich Dir nicht zeigen, wie die Leidenschaft sich bis zu Wahnsinn und Sünde steigern kann, wenn wir uns ihrem Opiumrausch hingeben: so würde ich nicht den Muth haben, Dir zu gestehen, daß dies mein Fall war. Allein die Strafe blieb mir nicht aus. Mein Vater lag hofnungslos krank und rief mich zu sich. Das Mädchen, das ich liebte, war längst ungeduldig über die Hindernisse unsrer Ehe, und ich sah nur einen Beweis ihrer Liebe

darin. Ich beschwor sie, nicht den Muth zu verlieren, die Zeit abzuwarten, welche Alles ausgleichen werde; .... die Zeit, Unica.... war der Tod meines Vaters! ja, darauf rechnete ich! aus seiner Gruft sollte mein Glück erblühen! o wol! wol! auf Verwesung wollt' ich mein Haus bauen.... es mußte einstürzen. — Als ich so drei Monat an seinem Schmerzenslager gesessen hatte, als ich, der verbrecherische Sohn, den Segen des edelsten Vaters empfangen, und eben seine Leiche zur Gruft der Ahnen gebracht hatte — da erhielt ich einen Brief, worin jenes Mädchen mir schrieb, daß sie, erkennend, wie lau meine Liebe in der That, wenn auch nicht in Worten sei — da sie in drei Monaten nicht ein so geringes Hinderniß, wie das abgeschmackte Vorurtheil eines alterschwachen Vaters habe heben können — sich verlobt habe mit dem reichen und schönen Banquier Marana."

„Marana!" schrie Unica auf.

„Ja! das sind die Eltern des Mannes, den Du.... heirathen willst, wie ich seine Mutter heirathen wollte.... und unter denselben Bedingungen — nicht wahr? ja ja! ich hab' es verdient um meinen Vater."

„O, rief Unica, ich werde Valerian nicht heirathen, weil ich fühle, daß es mich von Dir trennen würde, Vater! aber ich mag keinen Andern."

„Willst Du nur von einer Thorheit lassen, um eine neue zu begehen? willst Du auch, wie ich, zehn Jahr Deines Lebens in finstrer Abgeschiedenheit verlieren, Deinem Charakter Zeit und Raum lassen, all seine Ecken und Schroffheiten auszubilden, vielleicht menschlich gut bleiben, aber ohne Liebenswürdigkeit, ohne Frische, ohne Mittheilsamkeit? bist Du durch Deine Gaben auf solche Existenz angewiesen? — Einst

wird der Zeitpunkt für Dich kommen, wie er für mich kam, wo Du Dich in Deiner nutz- und freudelosen Einsamkeit gleich einem dürren Ast am Baum des Lebens fühlen wirst, der zu nichts taugt, als abgehauen zu werden; dann wirst Du Dich sehnsüchtig umschauen nach Glück, nach Liebe, und die Tage Deiner Jugend zurückwünschen, wo Dir Beides so reich dargeboten wurde; allein Du Selbst hast Glück und Liebe von Dir gestoßen, und Deine Schönheit und Grazie sind von Dir geflohen, denn nur momentan schmücken sie ein liebeloses Weib. Ich fand Deine Mutter; sie hatte Mitleid mit mir — darum gab sie mir ihre Hand. So edel sind aber die Männer nicht! bist Du nicht schön, jung und reizend mehr, so bist Du doch noch reich, bist meine Erbtochter — es giebt Männer genug, die nichts weiter begehren, und Du triffst eine elende Wahl!"

„Vater, Vater! rief Unica außer sich, ich will Ulrich heirathen, wenn kein andrer Ausweg bleibt! aber es ist doch ein grausames Schicksal, durch Furcht zur Ehe getrieben zu werden! und Ulrich wird mich gewiß nicht heirathen wollen, wenn er diesen Beweggrund erfährt."

„Ulrich wird Dich heirathen, wenn Du ihm einfach die Wahrheit sagst."

„Daß ich einen Andern liebe?"

„O ja, sag' es ihm! über eine phantastische Liebe, die durch keine Hofnung genährt und gestützt wird, siegt ein Mann von Ulrichs tiefer Gemüthsart sehr leicht, und in einem halben Jahr, vielleicht noch früher, wird neben ihm Dein Hirngespinnst von Liebe gänzlich verschwunden sein."

„Es ist kein Hirngespinnst; ich liebe seit einer Reihe von Jahren" .... —

„Wie alt bist Du denn? Dein ganzes Leben ist kaum eine Reihe von Jahren! und wie kann man einen Menschen lieben, den man nicht kennt, den man weder im Familienkreise, noch in irgend einer entscheidenden Lebenslage — den zwei Probirsteinen des Charakters — gesehen hat; mit dem man überhaupt nur in oberflächlicher Geselligkeit verkehrt ist, und zwar zu einer Zeit, wo die ganze Wesenheit so schwankend und unbestimmt ist, wie das Wetter beim Frühlingsäquinoctium."

„Ich will gern glauben, daß Deine Gründe wahr und richtig sind, Papa! dennoch ist es nicht minder wahr, daß niemals ein Mann solchen Eindruck von Liebenswürdigkeit auf mich gemacht hat, als Valerian Marana, und vom Liebenswürdigen berührt werden, sich davon angezogen fühlen — ist das nicht .... lieben?"

„Du bist recht fein, Unica, sagte Graf Erberg mit halbem Lächeln, nur reicht Liebenswürdigkeit für die Ehe nicht aus. Sie ist eine zu ernste Sache, um nicht ihre Forderungen an den ganzen Menschen zu thun, nicht an eine seiner Richtungen. Nicht blos innere Zustände, Gleichheit der Gemüther, entsprechende Gewohnheiten müssen dabei berücksichtigt werden, sondern eben so sehr ein äußeres Gleichgewicht. Das findet vollkommen bei Dir und Ulrich statt: Ihr seid auf demselben Fuß und in denselben Gesinnungen erzogen — Ihr seid von ernstem Charakter — Ihr findet Geschmack an gleichen Beschäftigungen — Ihr dürft einander Achtung geben und abfodern — Ihr seid von einem Stande, Unica, und das ist sehr wichtig! denn es wird einer Frau schwer, dasjenige von ihrem Mann als Vorurtheil belächelt zu sehen, was ihr Vater geehrt hat, noch schwerer, sich in der Familie ihres Man-

nes heimisch zu fühlen, wo Sitten, Gewohnheiten und Maximen herrschen, die ihrer Familie allzu fremd sind, als daß je eine Verschmelzung beider eintreten könnte. Gesetzt Du hättest einen Banquier zum Schwiegervater: der spielt an der Börse — das ist sein Gewerbe; der wird dadurch reich — das ist seine Geschicklichkeit; der überlistet, der betrügt — fein oder plump, gleichviel! — der ist auf alle Ränke der Wucherei eingeübt; nebenbei ist er Beschützer der hungernden Künste, Mittelpunkt einer haltungslosen Gesellschaft, wolthätig, so weit die Ostentation es erlaubt; — ich frage nicht: glaubst Du, daß ich mit ihm harmoniren könnte, aber ich frage nur: könntest Du es? Unmöglich, mein Kind! Das würde aber Deinen Mann verletzen, und Du würdest nie aus dem Zwiespalt heraus kommen. Der reibt auf, mein Kind, wenn nicht die Liebe, doch gewiß das Glück. Bei einem Mann Deines Standes hast Du das nie zu fürchten. Dennoch können sich Zwiespalt und Mißverständniß einstellen, wo auch alles Aeußere dem vorzubeugen scheint; aber eben weil dem Eheschifflein so manche Klippen drohen, soll man nicht muthwillig Felsen ihm in den Weg schleudern. Wenn Du das Alles ruhig überlegst, so wirst Du nicht sagen, daß Furcht Dich zur Ehe mit Ulrich getrieben, sondern die Ueberzeugung, daß sie der Platz ist, den die Vorsehung Dir zu Deinem Glück angewiesen hat. Und in diesem Sinne wirst Du mit Ulrich reden und ihm die Wahrheit sagen. Jetzt umarme mich, meine liebe gute Tochter, und nimm den besten Segen Deines alten Vaters hin, und seinen herzlichen Dank dafür, daß Du, so lange Du lebst, ihm nichts als Freude gemacht hast."

Weinend sank Unica in die Arme des Vaters, war

Braut, ohne eigentlich ihre Zustimmung gegeben zu haben, und kam erst bei der Mutter wieder zu voller Besinnung, indem sie, nach der Erzählung des Gesprächs mit Graf Erberg, dieselbe fragte:

„Wie hat es denn aber so ganz anders kommen können, als ich dacht' und wollte?"

Gräfin Erberg überschüttete ihre Tochter mit Liebkosungen und Lobeserhebungen, pries ihre Entsagung und Selbstverleugnung, malte ihr mit den lebhaftesten Farben des Vaters Zufriedenheit, Ulrichs Glück, ihrer Aller schönes, reiches Familienleben aus, und schloß mit den Worten:

„Weil Du ein edles, opferwilliges Herz hast, darum, meine geliebte Unica, ist es anders gekommen, als Du es in Momenten der Aufgeregtheit wähntest und wünschtest."

Dies zum Glück oder Unglück gewählte Wort: Opfer, machte Unica zwar ganz fest in ihrem Entschluß, dem Wunsch des Vaters zu gehorchen, aber sie glaubte wirklich eine hohe Stufe von Tugend und moralischem Heroismus erreicht zu haben, und dafür von Ulrich eine Anbetung ohne Gleichen zu verdienen.

„Denn, sagte sie zur Mutter, an Schönheit, Geist, Lebhaftigkeit steht Valerian Marana weit über Ulrich, an Reichthum auch, an moralischen Vorzügen gewiß ihm gleich; wodurch sonst kann er mich vergessen machen, was ich seinetwegen aufgebe, wenn nicht durch eine große, lange Liebe? wenn ich die in ihm finde, werd' ich mich allmälig von ihr gefesselt fühlen, aber jezt ist es mir noch unmöglich, freundlicher an ihn zu denken, als an Valerian."

Der tröstende, bewundernde Zuspruch der Mutter, und die ungewöhnliche Herzlichkeit des Vaters, versetzten Unica in

eine so freudig stolze Stimmung, daß sie fast ungeduldig Ulrichs Rückkehr erwartete. Am Vorabend derselben hatte sie lange am Piano gesessen, gesungen und gespielt; plötzlich sprang sie auf, umarmte ihre Mutter und rief:

„Herzensmama! morgen um diese Zeit hab' ich „Das Leben ein Tanz."

„Du sprichst vom Walzer und denkst an den Bräutigam — gelt, Unica?" fragte der Vater lächelnd, und ihr tiefes Erröthen gestand es ein.

Hernach sagte Graf Erberg zur Gräfin:

„Gott, solch ein junges Mädchen! es wäre doch erbärmlich, wenn es nicht so rührend wäre! Diese Willfährigkeit, diese Schmiegsamkeit, diese Wachsweichheit, die sich in jede Form bringen läßt, sobald nur etwas, was wie Liebe aussieht, die Hand danach ausstreckt — können warlich den Mann besorgt machen, der sein Glück von einem solchen, jedem Eindruck offenen Wesen erwartet."

„Mehr noch die Frau, erwiderte die Gräfin, die, so ganz auf Liebe und deren Schutz und Führung angewiesen, allzu oft ohne sie den Weg finden muß. Ich weiß nicht, ob Ulrich ein ganzes Herz für Unica mitbringt. Es scheinen Stürme durch sein Leben getobt zu haben, die das nicht voraussetzen lassen. Er hat manches Seltsame, was nicht auf einen ruhigen Seelenzustand deutet: totale Abwesenheit der Gedanken, wenn auch nur auf Momente, krankhafte Abspannung, wie nach großen innern Kämpfen; eine übermäßige Reizbarkeit. Du bemerktest nicht seinen Zustand, als Unica neulich, nach ihrer Art mit einem frischen Blumenkranz bei Tisch erscheinend, einen Kranz von Erika trug. Ihm traten helle Schweißtropfen auf die Stirn, und ein nervoses Zucken der

Lippen erfüllte mich mit Todesangst; ich denke immer, er fällt in Ohnmacht."

„Liebe, unterbrach der Graf, solche biliose Naturen sind fast immer von hoher Nervenreizbarkeit; der Duft der Blume, obgleich sie geruchlos ist, kann ihm zuwider sein; oder vielleicht war er sehr hungrig — das macht die stärksten Menschen nervos."

„Du solltest nicht spotten, lieber Erberg, denn mich leitet kein andres Interesse bei diesen Beobachtungen, als das für Unicas Glück. Und Ulrich hat warlich Wunderlichkeiten, von denen ich herzlich wünsche, daß sie nichts als solche sein mögen."

„Nun, was hast Du erspäht?" fragte Graf Erberg mit so guter Laune, wie die Gräfin in ihrer zwanzigjährigen Ehe nicht an ihm gesehen hatte: so sehr beglückte ihn die Verlobung der Tochter.

„In tiefer Nacht reitet er nach Rüdesheim und kommt erst Morgens heim."

„Woher weißt Du das?" fragte der Graf etwas verwundert.

„Durch ihn selbst."

„Nun sage mir ums Himmels willen, wenn er selbst es Dir erzählt, was kannst Du denn für Besorglichkeiten haben!"

„Neulich Nachts — ich hatte lange mit Unica geplaudert und saß noch vor ihrem Bett, nachdem sie schon eingeschlafen war, denn sie ist gar schön im Schlaf — hör' ich in den Zimmern über mir, wo Ulrich wohnt, leise gehen und darauf ebenso leise Schritte die Treppe hinabkommen. Das wär' mir aber nicht aufgefallen, es konnte sein Kammerdiener sein,

obgleich er den niemals so lange wachen läßt — wenn nicht nach einiger Zeit Hufschlag im Hof erschallt wäre. Ich ging ans Fenster und sah im Mondlicht ganz deutlich Ulrich langsam fortreiten, als eben die Schloßuhr eins schlug. Es war recht gespenstisch! dieser Eindruck, oder ich weiß nicht, was für Vorstellungen, hielten mich mehre Stunden wach, und aus dem leichten Morgenschlummer weckten mich Hufschläge. Ich sprang auf, eilte ans Fenster, und sah mit wahrer Freude Ulrich wiederkehren, da war es halb fünf Uhr. Der Gedanke, ihn heimlich belauscht zu haben, war mir unbehaglich, drum sagt' ich es ihm hernach. Er antwortete: es sei seine Passion, Nachts zu schwimmen, drum reite er häufig nach Rüdesheim und schwimme im Mondlicht im Rhein. Ich sagte ihm: er möge bedenken, daß er nicht allzu fern vom Felsen der Lorlei, der gefährlichen verlockenden Nixe, seine Natationen übe und sich in Acht nehmen; da entgegnete er mit seinem traurigen Lächeln, das mir immer das Herz zerschneidet: „Mir kann keine Lorlei etwas anhaben, ich bin gefeyt!“

„Desto besser! O ihr Frauen! immer müßt Ihr Liebesgeschichten voraussetzen, sollten sie auch von der sublimsten Art, nämlich mit Geistern sein. — Aber nun, ernsthaft gesprochen: kein Mensch wie Ulrich, und ich denke, überhaupt Keiner — wird achtundzwanzig Jahr alt, ohne das eine oder andre mehr oder weniger ernsthafte Liebesabenteuer gehabt zu haben. Bei Ulrich mögen sie von stürmischer Art gewesen sein, denn er ist ein innerlicher Mensch, wie ich es nenne zum Gegensatz der Oberflächlichen. Ohne Erinnerungen wird er also nicht sein; aber daß er keine geheimen Verhältnisse in seine Ehe mitbringt — davon bin ich so überzeugt, wie von

seinem Leben, denn er ist durch und durch Ehrenmann; und das, meine Gute, ist doch das Einzige, was vernünftiger Weise von einem Mann zu begehren ist."

Die Gräfin seufzte, wünschte ihrem Mann gute Nacht, begab sich in ihr Schlafzimmer und ließ sich entkleiden. Dann ging sie nach ihrer Gewohnheit in das Zimmer ihrer Tochter, um noch ein wenig mit ihr zu plaudern. Jedoch Unica schlief bereits; und nun setzte sich die Gräfin still neben dem Bett nieder, betrachtete mit einem Gemisch von Wehmuth, Liebe, Stolz und Entzücken die schöne, ruhige Gestalt, über die jezt der Schlaf zu dem üppigen Reiz der Jugend den himmlischen Frieden der Kindheit legte, — und versank in ernstes Nachdenken über die Verschiedenheit der Ansprüche, welche beim Eintritt in die Ehe an beide Geschlechter gemacht werden. Der Mann soll Alles kennen dürfen, das Weib nichts. Mehr noch! es soll in Zukunft nichts kennen wollen, als durch ihn. Mehr noch! ihm, der eine unbeschränkte Vergangenheit hatte, wird auch eine ähnliche Zukunft, wenn nicht erlaubt, doch so leicht gestattet, daß es der Erlaubniß zum Verwechseln ähnlich sieht. Mehr noch! gebrandmarkt soll das Weib sein, das durch einen Andern zum Bewußtsein dessen kommt, was der Mann nicht verstanden hat in ihr zu wecken. „Unsinn!" sagte die Gräfin unwillkürlich halb laut am Schluß dieser Gedankenreihe. Für sich selbst würde sie sich nie diesen Ausspruch erlaubt haben; für ihr Kind quoll er unbewußt aus ihrem Herzen. Doch schrak sie darüber zusammen und sprach, wie um es gut zu machen, aber mit leiser Bitterkeit: „O Gott nein! kein Unsinn! ich weiß ja, daß ein Mann, wenn er nur kein Mörder und Räuber ist, immer noch gut genug ist für die reinste, engelhafteste Frau; und

daß, wenn er jenes ist und sie dieses nicht mehr ist, er dennoch über sie Gericht halten darf."

Sie küßte zärtlich die reichen dunkelbraunen Zöpfe, die sich aus Unicas Nachthäubchen drängten, und begab sich zur Ruhe.

Am andern Tage kam Ulrich. Als sie den Wagen in den Schloßhof rollen hörte, wechselte Unica die Farbe; aber ihr Vater stand rasch auf, nahm ihre Hand, führte sie dem Eintretenden entgegen und sagte freudig und gerührt:

„Lieber Sohn, da hast Du meine Unica! wenn sie eine so gute Frau wird, als sie gute Tochter ist, so wirst Du mit Deinem Loos zufrieden sein."

„Ich gewiß! rief Ulrich sehr bewegt; aber was sagt Unica?"

„Ich hoffe es," sprach sie leise, doch fest.

Dann wechselte er mit der Gräfin einige herzliche Worte, und als das abgethan war, fragte Unica, wieder aus dem bräutlichen Verhältniß in das verwandtschaftliche zurückfallend:

„Nun Cousin, wo haben Sie meinen Walzer?" Sie fühlte sich noch nicht als Ulrichs Braut.

Er brachte den Walzer und einen kostbaren Schmuck dazu. Unica legte ihn um ihren schlanken Hals, trat vor den Spiegel und rief vergnügt:

„Es ist doch ein angenehmes Vorrecht der Verheiratheten, Diamanten tragen zu dürfen."

„Hab' ich den Stein gut gewählt, Unica? fragte Ulrich liebreich; der Juwelier legte mir verschiedene vor; bei diesen Sapphiren fielen mir Ihre Augen ein — darum kamen sie mir schön vor, und ich nahm sie."

„Dachten Sie wirklich an meine Augen?“ fragte sie ungläubig.

„Ich würd' es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre, entgegnete er lächelnd; ich habe nie so rein dunkelblaue Augen, wie die Ihren gesehen! sie sind so blau, daß der Stral, der von ihnen ausgeht, ein blaues Licht zu werfen scheint — grade wie der Sapphir thut.“

„Nun ist mir der Schmuck nicht blos erfreulich, sondern lieb,“ sagte Unica.

Einige Tage vergingen, in denen ihr Verhältniß ganz das frühere blieb; sie waren freundlich zu einander, aber doch fremd. Es war kein Liebeswort zwischen ihnen gesprochen; sie hatten sich nie allein gesehen, nie das Bedürfniß empfunden, sich einmal ganz von der übrigen Welt ab- und zu einander zu kehren — nie die Nothwendigkeit der Liebe, die ganze Seele, voll, reich, verwirrt, selig, wie sie nun eben ist, auszusprechen oder auszustammeln. Unica fing an nachzudenken, ob Ulrich sie denn auch genug liebe; ob er nicht sehr verwegen gewesen, den Schmuck in Frankfurt zu kaufen, bevor er ihr Jawort gehabt; ob er sie nicht überhaupt als etwas sehr leicht Erreichbares betrachtet, indem er sich doch gar keine Mühe gegeben habe, ihre Zuneigung zu gewinnen. Dazwischen tauchte denn auch Valerians Bild auf, und Ulrich erschien ihr häßlich und alt, wie damals im Frühling. Sie faßte den Vorsatz, mit ihm zu reden und ihm ihr Herz zu enthüllen; sie wollte wahr gegen ihn sein — sprach sie zu sich selbst — nebenbei aber auch ihm bemerkbar machen, daß er sich ein wenig anzustrengen habe, um ihr zu gefallen. Ohne es sich einzugestehen, hofte sie im Stillen, ihr Herz werde in seinen Augen gewinnen, sobald er es einem Andern

abkämpfen müsse. Ihr war bange zu Sinn; die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden eifrig betrieben, in der nächsten Woche sollte sie statt finden. Ulrich war auch ernster als gewöhnlich.

Eines Morgens erwachte sie ungewöhnlich früh. Vor vier Wochen wäre sie wol wieder eingeschlafen: jezt nicht mehr. Sie stand auf und ging in den Garten. Da und im Schloß selbst war noch Alles still, keine Arbeiter, keine Diener in Bewegung und Thätigkeit, die Vorhänge der Schlafzimmer herabgelassen, die Fenster geschlossen — nur nicht Ulrichs Fenster. Unica rief schnell entschlossen herauf:

„Kommen Sie doch in den Garten, Cousin!"

Ulrich erschien sogleich im Fenster und folgte dann ihrem Ruf. Er sagte, augenscheinlich erfreut:

„Es ist gar liebenswürdig, daß Sie mir ein Paar Stunden ungetheilt schenken wollen."

„Ja, sagte sie verlegen, ich habe ganz nothwendig mit Ihnen zu sprechen."

„Also haben Sie Vertrauen zu mir? Gott segne Sie dafür! Vertrauen und Wahrheit, Unica!..... Alles was ehrt, Alles was erquickt, Alles was tröstet und adelt liegt in den zwei Worten. Ich nehme sie wie ein heiliges Geschenk von Ihnen an."

Er nahm ihre Hand und behielt sie in der seinen. Sie gingen in einen breiten, unabsehbar langen Gang, zwischen baumhohen geschornen Hecken. Unica sagte:

„Werden Sie mir also gewiß nicht zürnen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich einen andern Mann liebe?"

Ulrich ließ ihre Hand los, sah ihr überrascht tief in die Augen und sprach:

„Zürnen? o nein! aber ich bin befremdet, daß Sie mir und nicht Ihren Eltern Ihr Vertrauen schenken.“

„Meine Eltern wissen es.“

„Und sie begünstigen nicht Ihre Liebe?“

„Mein Vater hat mir begreiflich machen wollen, daß es unmöglich sei, mein Glück von ihr und durch sie zu erwarten — und ich .... glaube ihm. Nur ist es mir unmöglich, so schnell zu vergessen, als ich gehorchen kann, und ich sage Ihnen dies, damit Sie sich nicht verwundern, wenn ich nicht so glücklich oder so fröhlich sein sollte, wie es sich vielleicht für eine Braut schickt.“

„Sind Sie mir durchaus abgeneigt, Unica? sagen Sie die Wahrheit — denn wenn das ist, kann ich Sie unmöglich heirathen, Sie würden sich und mich elend machen. Also: haben Sie eine bestimmte Abneigung gegen mich? ich meine: scheint es Ihnen unmöglich, meine Frau zu werden?“

„Nein!“ sagte sie unbefangen.

„So ist denn Ihre Liebe todt oder nie lebendig gewesen, und ich denke, daß ich mit Zuversicht Ihre Hand als mein vollständiges Eigenthum empfangen und als Bürgschaft betrachten darf, daß das Herz ihr folgen werde.“

Diese Wendung hatte Unica keineswegs erwartet, noch weniger den Nachsatz:

„Unica! Ihr Vertrauen lockt das meine hervor! wir sind Beide im gleichen Fall, wir werden Beide mit einander Nachsicht haben müssen. Wie tief oder wie oberflächlich Ihr Herz getroffen sein möge, bleibe dahingestellt! unmöglich ist es von solchen Qualen gefoltert worden, wie das meine! unmöglich hat es so glühende Freuden und Schmerzen empfunden, so mit Engeln gespielt, so mit Dämonen gekämpft“ .... —

„O! Sie lieben noch!“ rief Unica, und sie empfand ein heißes Weh im Busen.

„Nein, Unica, ich liebe nicht mehr, denn ich verachte! und ich verachte ebenso unermeßlich, wie ich geliebt habe. Denn das ist wahr: ich liebte so, daß meine Seele außerhalb mir in einer fremden Wesenheit lebte, und daß ich so — schwerlich je wieder lieben werde.“

„O! rief Unica und ihre Augen wurden feucht, wenn Sie mich nicht lieben können — warum heirathen Sie mich?“

„Weil ich nie ein junges Mädchen sah, dem ich mein Glück mit größerer Zuversicht anvertrauen mögte, bei dem ich mehr aller Tugenden gewiß sein dürfte, welche das Weib zieren,“ sagte Ulrich mit der Einfachheit der Ueberzeugung.

„Aber warum heirathen Sie überhaupt, wenn Sie keiner Liebe mehr fähig sind?“ fragte Unica mißtrauisch; ihr fiel plötzlich ein, daß sie eine reiche Erbtochter sei.

„Mißverstehen Sie mich nicht, sprach Ulrich sanft und traurig; ich bin wol der Liebe fähig, nur schwerlich einer solchen, wie sie vier Jahr lang der Pulsschlag meines Wesens war. Es muß wol etwas Verkehrtes, eine übertriebene Exaltation darin gelegen haben, denn ich liebte .... meine Chimäre, und um dahin zu kommen, muß man freilich von partiellem Wahnsinn befangen sein. Das seh' ich jezt Alles ein, ganz klar, ganz deutlich. Dennoch kann mein Herz nicht lassen von Gewöhnungen, die es sich in jener Zeit zu eigen gemacht. Es bedarf eines goldenen Hintergrundes, der die Bilder und Gestalten des Lebens lieblich und ernst hervortreten läßt. Es bedarf der Liebe, Unica! ich weiß nicht, ob es so schwach oder so übervoll ist — aber es bedarf der Liebe so sehr, daß es sich in Verzweiflungen aufreibt und den

Zusammenhang des Weltalls nicht findet, und ohne Muth, ohne Sporn, ohne Thatkraft ist, und gleichgültig von den Wellen des Lebens sich schaukeln oder sich unterwirbeln läßt, wenn ein andres Herz nicht die Bussole ist, die ihm seine Wege weist; wenn die eigne und die fremde Liebe nicht zum Gestirn der Zwillinge wird, das dem Schiffenden heilig und glückverheißend ist. Vielleicht ist dieser wilde, brennende, unlöschbare Durst nach Liebe — Thorheit, vielleicht eine so göttliche Gabe, daß sie, ihrer Göttlichkeit wegen, zwischen der breiten und platten Alltäglichkeit wie eine Thorheit aussieht. Ich kann das nicht entscheiden, wenigstens jezt noch nicht. Ich bin noch wund und blutig von den Krallen, die mich zerfleischten, als ich eine Engelshand auf meine Brust zu legen wähnte. Aber in dem Augenblick, wo mein Himmelreich wie eine elende Theaterdecoration verschwand, und mir das gemeine Latten- und Sparrwerk zeigte, um die es sich flimmernd gelegt, da ließ ich den Schmerz wüthen und mich zernagen, bis er matt werden mögte, oder ich. Jedoch die Ueberzeugung hielt ich fest: die Geliebte kann lügen, die Liebe lügt nicht, sie ist die ewig stärkende, rettende, versöhnende Macht; und wenn meine Seele auch jezt in der Passionszeit ringt, so ist das nur die Vorbereitung zur Auferstehung. — In Berlin, vor meiner Krankheit, vor meiner Ankunft hier, traf mich das Entsetzliche".... —

„Und gleich darauf wünschten Sie die Verbindung mit mir?" fragte sie eisig.

„Zürnen Sie mir, weil Ihre Erscheinung mich erfreut und erhellt wie der Tag? fragte Ulrich freundlich; darf ich mich nicht zutrauenvoll von den Stralen der Morgensonne erwärmen lassen, weil die Abendsonne in Wolken und Stür-

men unterging? Vielleicht würden Sie es natürlich finden, daß die Grazie Ihrer Persönlichkeit in mir eine höhere Leidenschaft entzündete; die — ich leugne es nicht — werden Sie vermissen; aber die Liebe, die eine Quintessenz von innigem Vertrauen, heiliger Andacht, fester Treue, unwandelbarer Sicherheit ist — werden Sie nie vermissen! Sollte sie Ihnen nicht willkommner sein, als eine Leidenschaft, die Sie nicht erwidern könnten, und die mich in Ihren Augen lächerlich oder zudringlich, oder — nach dem, was ich Ihnen jezt gestanden habe — falsch und heuchlerisch erscheinen lassen müßte?"

Unica schwieg. Sie hatte keine Worte, keine Gedanken, keine Ueberlegung, nichts als die einzige Vorstellung: Er liebt mich nicht, er soll mich aber lieben! — Ulrich nahm ihre Hand, bog sich vor und sah ihr unter den Hut: ihr Gesicht glühte, Thränen hingen an ihren Wimpern, sie athmete rasch und beklommen. Mit einer leichten Bewegung nahm er ihr den Hut ab, drückte ihren Kopf an seine Brust, und fragte:

„Unica, liebst Du mich?"

Hätte sie ihn angesehen und den Freudenglanz wahrgenommen, den diese Hofnung über sein Antlitz warf, sie würde sich mit ihm versöhnt haben. Aber sie schloß die Augen, um ihre Thränen zu bemeistern, rief heftig:

„Nein!"

Und lief, pfeilgeschwind sich losmachend, den Gang hinab in einen Pavillon, wo sie sich athemlos auf einen Divan warf und über das Gehörte nachdachte. Ach, wie damals das entscheidende Gespräch mit ihrem Vater, so hatte auch dieses eine überraschende Wendung ihres Zustandes herbei ge-

führt: was sie von Ulrich heimlich erhoft hatte, war ihr für ihn geschehen! Sein Herz war im Preise gestiegen, seit sie es von einer Leidenschaft erfüllt sah, die nicht ihr galt.

„O, rief sie, er soll mich aber lieben, auch mit Leidenschaft lieben! wenngleich sie todt ist für jene Frau, die er verachtet, was ich aber nicht glaube, so bleibt er doch der Leidenschaft fähig.... warum nicht für mich? O, aus allen Kräften soll und muß er mich lieben.... und ich will es ihm nicht bequem machen! er soll mich nicht betrachten wie etwas, was uns mühelos zukommt, wie ein Geschenk, das mein Vater allein zu machen hat."

Ihre Eitelkeit war verletzt, ihr Trotz gereizt. Wenn unsre Fehler sich in uns schlachtfertig machen, so fühlen wir uns sehr unglücklich.

Man klopfte an die Thür des Pavillons.

„Wer ist da?" rief Unica, trocknete ihre Augen, strich ihr Haar glatt und war ziemlich gefaßt, als sie auf Ulrichs Antwort, daß er ihr den Hut bringe, die Thür öfnete und ihm entgegen trat.

„Nun? wir sind doch Freunde?" fragte er und bot ihr die Hand.

Unica legte zwei Fingerspitzen hinein und sagte kühl: „Das denk' ich!"

Er küßte diese schlanken, widerstrebenden Finger, nahm ihren Arm unter den seinen und machte einen langen Spaziergang mit ihr, wo er sich so einfach herzlich, theilnehmend und unbefangen aussprach, daß Unica Mühe hatte, ihren Groll nicht zu vergessen. Ulrich war sichtlich erleichtert durch das erste Gespräch; das kränkte sie abermals: sie fand ihn unzart, weil er zufrieden war, ihr die Wahrheit gesagt zu

haben. Gegen ihre Mutter erwähnte sie nicht dieser Szene; sie mochte Niemand wissen lassen, daß Ulrich sie nicht vergöttere. Darum nahm sie auch freundlich seine herzliche Annäherung hin.

Der Hochzeitstag kam. Er ward nicht glänzend, aber würdig gefeiert. Wenig Gäste, nur einige Freunde waren geladen, und die ganzen Dorfschaften, die zu Hochhausen und Malans gehörten. Sie kannten und ehrten ihren Herrn und liebten seine Tochter. „Unsere junge Gräfin, sprachen sie, ist die reichste und schönste Jungfer rheinauf, rheinab; Gott behüte sie!“ — Drei junge Mädchen, in einem Alter mit Unica, wurden von ihr ausgestattet und an demselben Tage in der Schloßkirche getraut. Endlos lange Tische waren in den breiten Gängen des Gartens gedeckt. Auf einem Platz, wo mehre dieser Gänge ausliefen, stand unter einem buntfarbigen, säulengetragenen Baldachin der Brauttisch — der Kern des Festes. Es gab Musik, Tanz, ein prächtiges Feuerwerk. Dann ward es still.

Unica hatte den Tag in wunderbarer Stimmung verlebt. War sie glücklich, war sie unglücklich — sie wußte es nicht genau. In manchen Momenten kam sie sich sehr glücklich vor, z. B. als sie in vollem Brautschmuck zu den Eltern ging und deren Segen erbat und empfing; und als sie vor dem Altar in Ulrichs Ja die tiefste Rührung zittern hörte; und als sie durch ein allgemeines jubelndes Lebehoch bei ihrem Austritt aus der Kirche von denjenigen empfangen ward, die in derselben keinen Platz mehr gefunden hatten. Aber dann fiel ihr ein, daß Ulrich sie doch im Grunde sehr wenig liebe, daß die Erinnerung an eine mißachtete Frau ihn gewaltsamer bewege, als seine gegenwärtige Zuneigung für sie; daß er gar

nicht im Geringsten das Opfer berücksichtige, das sie ihm bringe. Dann sah sie ihn an, um seine Seele zu erforschen, und er begegnete ihrem ernsten Blick mit einem so heitern, mit einem so freundlichen Lächeln, einem so herzlichen Wort, und sein Auge ruhte auf ihr so befriedigt, so still, daß sie Lust hatte, ihn zu hassen und ihm recht weh zu thun. Denn er liebt mich ja nicht, dachte sie, wie kann er glücklich sein.

So stand sie in dem Zimmer, welches für das Brautpaar eingerichtet war, daneben lagen auf der einen Seite Ulrichs Zimmer und auf der andern ein Toiletten-Cabinet, aus dem eine kleine Treppe in die Gemächer führte, die Unica sonst neben ihrer Mutter im untern Stockwerk bewohnt hatte. Die Kammerjungfer hatte ihren Dienst gethan und sich zurückgezogen. Unica, im Peignoir von weißem Musselin, mit blaßrothem Tafft gefuttert, stand blaß und ernst vor der Gräfin, die schüchtern fragte:

„Mein Kind .... liebst Du Ulrich?“

„O Mama, davon ist gar nicht die Rede! rief Unica heftig, sondern nur, ob er mich liebt.“

„Nicht doch, mein Kind, er liebt Dich gewiß, aber er wird Deine Liebe begehren“ ... —

„Gut!“ sagte Unica so entschlossen, daß es hart klang.

Befremdet sah die Gräfin ihre Tochter an, umarmte sie und sprach zärtlich:

„Gute Nacht, mein liebes Kind, Gott segne Dich!“

Dann ging sie die kleine Treppe, in ihre Zimmer führend, hinab. Kaum fiel die Tapetenthür hinter ihr zu, als hastig Unica den Riegel derselben zuschob, in fliegender Eil ihren Peignoir abwarf, einen seidenen Ueberrock anzog, einen Shawl darüber warf, um die Flüchtigkeit ihrer Toilette zu

verbergen, und dann, Hut und Handschuh nehmend, ins andere Zimmer lief. Da warf sie die Vorhänge vor dem Alkoven zu und vor den Fenstern auf, zündete mit unglaublicher Geschwindigkeit die Lichter an, die in zwei großen Armleuchtern auf dem Kamin und unter dem Spiegel standen, und gab dadurch dem Gemach das Ansehen eines Salons, der Gesellschaft aufnehmen soll. Dann machte sie die Flügel des einen Fensters weit auf, zog einen Lehnstuhl heran, setzte sich und zog einen Handschuh an. Kaum war sie damit fertig, so trat Ulrich ein. Die Zugluft hob den schweren, seidenen Fenstervorhang, der gespenstisch rauschend ins Zimmer hinein flog. Der kühle Nachtwind, die hellen Lichter drangen schneidend auf Ulrich ein.

„Es ist unheimlich hier,“ sagte er, ging zum Kamin und löschte die Lichter.

Als Unica sah, daß er ihr Werk ebenso schnell vernichtete, wie sie es zuwege gebracht, rief sie ängstlich:

„Ulrich, laß die Lichter brennen! ich bitte..... Ulrich!“

„Wozu, liebe Unica?“ fragte er und hing der Frage zwei Verse aus Romeo und Julia an; aber er hatte Unica ins Auge gefaßt, und sein Erstaunen über ihren seltsamen Anzug war so groß, daß er davon abließ und rasch zu ihr ging. Sie hatte beide Handschuh an, den Hut auf und sah so vollkommen reisefertig aus, daß Ulrich sagte:

„Aber, liebe Unica, wenn Du noch heut Abend nach Malans fahren wolltest — warum hast Du es nicht früher gesagt?“

Er wollte ihre Hand nehmen; Unica zog sie zurück, stand auf, maß ihn mit eisigem Blick von oben bis unten, kehrte ihm den Rücken und sah zum Fenster hinaus. Ulrichs erste

Bewegung war ein Schritt nach der Thür, seine zweite, mit der Hand über die Stirn zu fahren und den Kopf zurück zu werfen, wie er oftmals that, wenn er ein unbehagliches Gefühl bemeistern wollte. Dann sprach er so gelassen, wie möglich:

„Liebe Unica, habe die Güte mir zu sagen, was Du wünschest?"

Sie wendete sich halb um und sagte über die Schulter trocken und befehlend:

„Ich will allein sein."

Ulrich blickte sie an mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Stolz und Trauer und entgegnete:

„Warum stößt Du mich plötzlich zurück, Unica? es thut mir weh, und es wird Dir leid thun."

Ein Stral von Triumph glitt über ihr Antlitz, und noch schärfer sprach sie:

„Ich will allein sein."

„So wirst Du es jezt.... und immer sein!" sprach er, ohne Schärfe, ohne Bitterkeit, ohne Groll, aber mit einer unbesiegbaren Entschiedenheit. Das hörte Unica heraus. Zweimal in der letzten Zeit war sie in ihrem Willen zerbrochen; zum dritten Mal sollt' es nicht geschehen.

„Jezt und immer" sagte sie trocken.

Ulrich verbeugte sich stolz und ging in sein Zimmer.

Heftig war der Schreck von Gräfin Erberg, als sie bei ihrem Schwiegersohn schellen, dann gehen und viel Bewegung hörte. Sie hatte noch nicht die Ruhe gesucht und war in unbestimmter, banger Vorahnung in ihrem Gemach auf und ab gegangen. Unica ist krank! war ihr erster Gedanke, und sie eilte durch die Zimmer nach der kleinen Treppe, welche in

Unicas Toiletten-Cabinet führte, fand aber dessen Thür verschlossen und flog nun der großen Treppe zu, um auf diesem Wege zur Tochter zu gelangen. Erstarrt blieb sie am Fuß derselben stehen, denn Ulrich kam ihr von oben herab entgegen, den Hut auf dem Kopf, und wirklich ganz so reisefertig, wie vorhin Unica geschienen.

„Mein Gott, was soll das bedeuten?" stammelte sie verwirrt.

„Fragen Sie Unica, gnädige Tante?" erwiderte Ulrich ernst.

„Aber wohin wollen Sie denn, mein guter Ulrich?" rief sie und nahm seine Hand.

„Nach Malans, gnädige Tante."

„Aber ich verstehe das nicht!" rief die arme Gräfin und rang die Hände.

„Ich auch nicht! darum bitte ich Sie, von Unica sich die Aufklärung geben zu lassen."

Indem kam Ulrichs Kammerdiener mit Cassette und Portefeuille seines Herrn oben an die Treppe und blieb stehen, als er unten die Gräfin gewahrte. Sie sagte mit nervöser Hast:

„Ulrich, ich beschwöre Sie, bleiben Sie! Sie wissen nicht, was Sie thun.... Sie werfen Schmach auf meine Tochter! Um Gottes willen, denken Sie an meinen Mann! .... Ulrich, Ulrich! Sie dürfen nicht fort!"

Er winkte dem Kammerdiener, die Sachen zurück zu tragen, und die Gräfin rief erleichtert:

„Erwarten Sie mich in meinem Zimmer..... ich beschwöre Sie!"

Ulrich verbeugte sich. Die Gräfin flog die Treppe hinauf und pochte an Unicas Thür. Als sie keine Antwort erhielt und die Thür verschlossen fand, ging sie in Ulrichs Zimmer und suchte von dort Einlaß, doch ebenso vergeblich; denn Unica, nachdem sie sich rundum abgesperrt, warf die Kleider fort, die sie nur angelegt hatte, um sich eine momentane Haltung zu geben und ging zu Bett, stolz wie ein Feldherr, dem das Schlachtfeld geblieben ist; ihre Absicht war gelungen: sie fühlte, daß sie Ulrich weh gethan hatte. Hinter den Damastvorhängen in ihrem Alkoven hörte sie weder Klopfen noch Stimme der Mutter, die ganz trostlos zu Ulrich zurück kam und sich neben ihm ins Sopha sinken ließ. Ulrich sah sie erwartungsvoll an.

„Haben Sie mir wirklich gar nichts zu sagen, gnädige Tante? brach er endlich das Schweigen; können Sie mir wirklich keinen Aufschluß geben — oder wagen Sie nicht es zu thun?"

„Wagen?" wiederholte die Gräfin gedankenlos.

„Nun, scheint es Ihnen kein Wagniß, mit einem rechtlichen Mann so zu spielen, daß man sich unter den Schutz seines Namens und seiner Ehre begiebt, weil man .... sie für sich nöthig hat?"

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, guter Ulrich, sprach die Gräfin matt; ich mögte nur gern wissen, wodurch Sie zu einem so befremdenden Betragen gegen meine Tochter veranlaßt werden."

Ulrich wollte eine scharfe Antwort geben, aber er nahm sich zusammen, fixirte die Gräfin und sagte:

„Wissen Sie, daß Unica liebt?"

„Sie hatte eine frühere Neigung — wol mehr in der Phantasie, als im Herzen; und ich denke nicht, daß diese Sie auf irgend eine Weise beunruhigen dürfte.“

„Das war auch in der That nicht der Fall, als Unica mir vor ungefähr vierzehn Tagen davon sprach. Eine wahre Liebe würde ihr nicht erlaubt haben, eine Verbindung mit mir einzugehen; ein oberflächliches Wolgefallen haftet nicht in einer tüchtigen Seele; so dacht' ich damals. Heute, nachdem Unica mir mit einem seltsamen Gemisch von Trotz und Verlegenheit ihren Willen ausgesprochen hat, der darin besteht, daß wir einander so fern wie Fremde stehen sollen — heute allerdings kommen mir andre Gedanken, und ich meine, sie muß durch gewichtige Gründe bestimmt worden sein, eine Scheinverbindung mit mir einzugehen. Und ist das kein Wagniß? glaubt sie, daß ich es mir gefallen lassen werde? hält sie mich für so dumm oder so gemein, daß ich bereitwillig den Mantel der Liebe über ihr Vergehen decken sollte?“.... —

Die Gräfin stieß einen hellen Schrei aus. Dann sagte sie ruhig und sah Ulrich fest an:

„Sie sprechen in einem Fieberanfall; denn Sie, der seit Monaten täglicher Zeuge von Unicas unschuldigem Leben und Sein waren, können unmöglich solche Aeußerung mit Besonnenheit und Ueberzeugung machen. Ward je ein Mädchen gut und rein in die Arme ihres Gatten gelegt, so ist es meine Unica.“

„Liebe Tante, sagte Ulrich sanft, weil Unica diesen Eindruck auf mich machte, so hatte ich eine wahre Ehrfurcht — ich muß beinah sagen, eine wahre Andacht zu ihr, die so groß ist, daß ich mit einer Laune gewiß jede Nachsicht gehabt haben

würde. Aber glauben Sie mir, was sie mir so eben zeigte, war keine Laune, sondern ein Entschluß. Ich hoffe, Sie trauen mir zu, daß ich Alles, was ich thue, mit Ernst thue. Ich habe mich verheirathet, weil ich das Glück des Familienlebens begehre, weil es mir ein Bedürfniß ist, das Gewebe meines Lebens in die Zukunft hineinzuspinnen, in die Zukunft, welche wie ein freundliches Morgenroth in lieben Kindern uns anlächelt. Manche Herzen und Geister sind einsiedlerisch, schaffen und arbeiten, um sich selbst zu genügen und ihre Kräfte und Gaben zu verbrauchen. Das kann ich nicht! für mich, um mich mag ich nichts thun, bin ich matt und schlaff, denn ich nehme kein Interesse an mir, sobald ich nicht in mir den Quellpunkt sehe, aus dem verwandte Existenzen sich alimentiren. Nur für die Welt zu schaffen — das genügt mir nicht. Ja, legte Gott die Welt in meinen Arm, so würd' ich ein Atlas werden und sie tragen, und durch diese Anstrengung mich befriedigt fühlen — das weiß ich! da aber heutzutag in unsern wol ein- und abgerichteten Staaten der Einzelne nichts andres zu thun hat, als sein Pensum so schnell wie möglich abzuarbeiten, um so bald wie möglich ein neues — und etwa einen Orden oder dergleichen Aeußerlichkeiten dazu zu bekommen: so begehre ich einen kleinen, engen, innigen Kreis, für den ich mit meinen besten Kräften wirksam sein könne. Ich begehre Liebe und Vertrauen, denn ich werde beides nie täuschen! — aber was hab' ich bei Unica gefunden? kann ich noch wähnen, irgend eine meiner Hofnungen bei ihr erfüllt zu sehen? Sie wollen nicht, daß ich Gedanken in mir aufkommen lasse, welche das schöne, lichte Bild Ihrer Tochter verdunkeln; aber, theure Tante, Sie werden mir doch zugeben müssen, daß alsdann

Unicas spielerisch kindisches Benehmen, mit Verlegenheit ohne Grund und Eigensinn ohne Zweck, sich wunderlich ausnimmt gegen meinen tiefen Ernst.“

„O ganz, ganz gewiß, mein guter, lieber, herrlicher Ulrich! sagte die Gräfin mit Thränen in den Augen. Sie sind nur ein wenig zu heftig, zu hastig.... aber das ist der Fehler Ihres ganzen Geschlechts! Biegen oder brechen, heißt es immer bei Euch!.... — Mein Gott, wenn Sie nun nach Malans gefahren wären — welch ein Scandal! Ich beschwöre Sie, mit Unica Nachsicht zu haben. Sie ist leider nicht frei von Eigensinn, sie läßt sich nicht gern zu etwas zwingen. Daß sie jene phantastische Neigung ihrem Vater gegenüber aufgeben mußte, brachte eine Mißstimmung in ihr hervor, die vielleicht bis heute angehalten hat. Sie thut lieber das, was man nicht von ihr begehrt, als das, was man begehrt. Das ist sehr verkehrt — schwebt auf Ihren Lippen, bester Ulrich! ich seh' es Ihnen an. Aber bedenken Sie, welch einen Widerstand meines Mannes eiserne Entschiedenheit in einem lebhaften Charakter erzeugen mußte — und Sie werden Nachsicht mit Unicas thörichtem Betragen haben, das ganz gewiß nur die Nachwirkung einer zu gewaltsamen Berührung ist. Versprechen Sie mir, nichts zu brüskiren, lieber Ulrich! Unica wird von selbst Ihren hohen Werth und die Reinheit Ihrer Gesinnung erkennen und lieben, und es für ein Glück halten, Ihnen ganz angehören zu dürfen. Nur aber, wenn Sie heute Nacht auf und davon fahren, so ist ein fürchterlicher éclat und ein gewisser Bruch die unausbleibliche Folge. Ersparen Sie jenen uns, den Eltern, und diesen sich selbst und Unica.“

„Liebe Tante, entgegnete Ulrich; da wir waffenlos sind

gegen die Kränkungen, welche Frauen uns zufügen, so wird es uns schwer, sie zu ertragen. Daher stellen wir die Frau, die uns absichtlich in unserm innersten Gefühl verletzt, so niedrig in unsrer Meinung, daß die uns zugedachte Kränkung uns nicht mehr erreicht. Daraus allein entsprangen die Aeußerungen, die ich vorhin ohne Ueberlegung machte. Ich bitte, halten Sie sie meiner Aufregung zu gut. Welch eine wahrhafte und innige Verehrung ich für Unica hege, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich den Andeutungen, die Sie mir jezt gegeben, Folge zu leisten verspreche. Ich weiß nicht — fügte er mit seinem melancholischen Lächeln hinzu — was es für ein seltsames Schicksal ist, das mich immer auf die Erwartung anweist, obgleich ich schon einmal so unnennbar gräßlich in ihr betrogen worden bin. Sollten die Verheißungen mich zum zweiten Mal täuschen?"

„Lieber Ulrich, sagte die Gräfin wehmüthig, glauben Sie denn, daß irgend Einem auf der Welt die Verheißungen von Glück und Liebe in Erfüllung gehen, die sein eignes verlangendes Herz ihm macht? Sie sind noch recht jung, wenn Sie in der That daran glauben. Wol Ihnen! und noch mehr — wol meiner Unicä."

Sie stand auf, umarmte ihren Schwiegersohn und sagte:

„Nicht wahr, die Fahrt nach Malans ist fürs Erste aufgegeben?"

Er küßte ihre Hand, ging auf sein Zimmer zurück und befahl dem treuen und verschwiegenen Kammerdiener, gegen Niemand im Schloß dieser nächtlichen Scene zu erwähnen.

Unica aber — während ihr Mann und ihre Mutter in

Unruh und Zorn, in Sorge und Wehmuth die Zeit verbracht hatten — Unica war friedlich und sorglos, und schlief den Schlaf der Gerechten.

Verlorne Jahre.

Ulrich und Unica begrüßten sich ganz unbefangen am nächsten Morgen; sie war mit ihrem Triumph zufrieden, und er war theils zu stolz, um irgend eine Unzufriedenheit zu äußern, theils wirklich gespannt, ob und wie Unica es zu machen wissen werde, um von dem eingeschlagenen Wege abzulenken. Zum ersten Mal in ihrem Leben wünschte Gräfin Erberg nicht das Vertrauen ihrer Tochter, denn sie hätte deren Betragen mißbilligen müssen und wußte wol, daß ein solcher Tadel keinen guten Eindruck auf sie mache; und Unica schwieg gegen die Mutter, weil sie nicht gestehen mogte, daß ihr Benehmen eine Strafe für Ulrichs Gleichgültigkeit sein sollte. Graf Erberg hatte keine Ahnung von diesen confusen Zuständen; seine zuversichtliche Ruhe hielt Alle im Gleichgewicht. Man fuhr fort, nur eine Familie auszumachen, und das junge Paar lebte abwechselnd in Malans und Hochhausen.

Ulrich behandelte Unica mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit, die ihn bei allen Einrichtungen ihren Geschmack, ihre Gewohnheiten, ihre Beschäftigungen berücksichtigen ließ. Er besprach mit ihr seine Geschäfte und Angelegenheiten und alle zu treffenden Anordnungen. Er theilte ihre Spaziergänge, ihre Lectüre — er that Alles, was ein Mann für die geliebteste Frau thut; aber er that es ohne jenen beseelenden Hauch und Schmelz der Liebe, welchen nur ein gegenseitiges inniges Verständniß erzeugen kann. Einmal zurückgewiesen war er nicht der Mann, welcher zum zweiten Mal einen Schritt entgegen geht, und Unica fühlte fast Erbitterung gegen ihn und wiederholte sich heimlich alle Tage: „Er liebt noch jene andre Frau und ist freundlich gegen mich, damit ich jenes Gefühl nicht bemerken möge.“ — Zuweilen weinte sie, aber ganz im Stillen, und dachte, ob es nicht am Besten wäre, sich in Ulrichs Arme zu werfen und ihn zu bitten, er möge sie doch lieben. Das wäre in diesem Fall grade das Beste gewesen; aber man muß gestehen, es ist schwer, sich einem Mann in die Arme zu werfen, der sie nicht nach uns ausstreckt, und stand Ulrich nun gar vor ihr mit seinem ernsten, beinah finstern Gesicht, so fühlte Unica sich von einer Scheu befangen, die jede Regung von Zuvorkommenheit paralysirte.

Einige Monate waren so vergangen, als Ulrich aus Berlin die Nachricht erhielt, daß daselbst die Schwester seiner Mutter, die Gräfin Wettberg, samt ihrer ältesten Tochter an der Cholera gestorben sei, und eine jüngere Tochter hülflos zurückgelassen habe; denn der Graf Wettberg war längst todt, und das einsame Kind hatte keinen näheren Verwandten als Ulrich. Es war Anfang Novembers, einer von den melancholischen, stürmischen, wolkenschweren Tagen, in denen es ist

als habe der Tag weder Muth noch Kraft, herzhaft die Augen aufzuschlagen — so trübe und finster ist es vom Morgen bis zum Abend. Unica saß in ihrem Zimmer zu Malans vor dem Kamin, dessen Glut das dunkle Gemach erleuchtete und erwärmte, und sah dem wunderlichen Spiel der Flamme zu, wie sie das dürre todte Holz umschlingt, zerglüht, lebendig macht, fremde Kräfte und Eigenschaften darin weckt, bis es ihr ähnlich oder von ihr aufgelöst wird, und bis dann endlich Beide in der grauen Asche untergehen. Unica hatte dabei ihre Gedanken — an Ulrich! daß es einen Valerian Marana auf der Welt gebe, hatte sie wirklich seit Monaten vergessen, wünschte auch keineswegs seine Liebe mehr — hingegen Ulrichs!.... Da trat Ulrich ein und sagte ihr, daß er gesonnen sei, nach Berlin zu reisen. Nach Berlin; sie schrak zusammen; hatte er nicht dort im Frühling die Begegnung mit jener Frau gehabt, die er noch immer so leidenschaftlich liebte? Als Ulrich ihr die weitern Nachrichten mittheilte und sie fragte, ob es ihr nicht unlieb wäre, wenn er seiner Cousine eine Zuflucht in seinem Hause gäbe, rief sie:

„O sie ist mir willkommen! wie kannst Du zweifeln?.... aber geh' doch nicht selbst nach Berlin!"

„Fürchtest Du, ich könnte die Cholera mitbringen?" fragte er scherzend.

„Ja, ja! die Cholera, die abscheuliche Cholera! rief sie, des Vorwands froh, und bittre Eifersucht stieg in ihrem Herzen auf; — wie kann man nach einem Ort gehen, wo sie wüthet, wenn man nicht dazu gezwungen wird!"

„Meine Gegenwart scheint mir in der That nöthig in Berlin zu sein — theils meiner armen kleinen Cousine, theils eigner Geschäfte wegen. Du weißt, daß mir im Lauf des

Sommers der Antrag gemacht ist, wieder in die Carriere einzutreten, und daß ich es vorläufig abgelehnt habe. Jezt will ich es definitiv thun. In jene untergeordnete Stelle, die mir angeboten ward, kann Jeder hineinpassen, während ich hier meinen Wirkungskreis habe, den ich allein ausfüllen kann. Hätte ich die Ueberzeugung, daß grade mein Dienst von Nutzen sein könne, daß man grade meine Einsicht oder Talente begehre, so würd' ich wahrlich nicht den Preziösen spielen, denn ich halte es für Jedermanns Pflicht, dem König — oder wie man jezt spricht — dem Staat mit Gut und Blut zu dienen. Das will ich in Berlin sagen und hinzufügen, man solle an mich denken, wenn es etwas zu thun giebt, wofür ich mich als besonders tüchtig erwiesen habe. Alle Oberflächlichkeit wird mir je länger je mehr zuwider, denn in dem beständigen Contact mit der hohlen, bunten Gleißnerei der Welt nimmt der Charakter unbewußt etwas von diesen Färbungen an, und die Beschäftigung, wöchentlich zwei Depeschen zu schreiben, ist nicht ernst und umfassend genug, um die Auswüchse wieder abzuschleifen."

Unica hätte sich, während Ulrich so sprach, überzeugen können, daß ihn keine hinterhaltigen Gedanken nach Berlin lockten, denn er sprach ganz so einfach und ruhig, wie die Wahrheit zu thun pflegt; aber sie war umsponnen von Eifersucht und sagte daher trocken:

„Du bleibst also wol ziemlich lange in Berlin?"

„Drei Wochen mögen darüber hingehen."

„Nur drei Wochen! ich glaubte Monate!"

Ulrich bemerkte ihre Mißstimmung und fragte: „Hättest Du vielleicht Lust, die Reise nach Berlin mitzumachen, liebe Unica?"

Sie fühlte sich entwaffnet durch seine große, immer gleiche Sanftmuth; aber zum Unglück setzte er aus wahrer Besorgniß hinzu:

„Bedenke aber die Cholera, und ob die Eltern nicht in Angst um Dich vergehen werden."

„Vermuthlich! entgegnete sie kühl; ich wünsche auch keineswegs nach Berlin zu reisen, sondern nur" .... — Sie stockte, denn sie wollte sagen: „daß Du auch nicht hinzureisen brauchtest." —

„Sondern nur?" wiederholte Ulrich.

„Daß es Dir dort gefallen möge!" rief sie verlegen.

„Es ist kein Ort, wo es mir gefallen könnte," entgegnete Ulrich melancholisch, stand auf und verließ das Zimmer.

Ihr war zu Muth, als müsse sie ihm den Weg vertreten und ihn anflehen, ihr zu sagen, was ihm im Frühling dort begegnet sei. Sie hielt sich fest an den Armlehnen ihres Fauteuils, um nicht aufzuspringen, und als die Thür hinter ihm zufiel, murmelte sie: Jene Erinnerungen haben mehr Gewalt über ihn, als ich und die Gegenwart. — Sie vergaß nur hinzuzusetzen: und das ist meine Schuld.

Während Ulrichs Abwesenheit lebte Unica in Hochhausen, und in einer so fortwährenden Unruh und Besorgniß, daß die Eltern, sogar die Mutter, sich überzeugt hielten, ihr Verhältniß sei das zärtlichste und innigste. Indessen hütete sich Gräfin Erberg vor der leisesten Frage, vor dem geringsten Wink. Sie fühlte zu fein, um nicht jede Einmischung in eheliche Verhältnisse als verletzend, störend und gefährlich zu erkennen, sogar von Seiten einer Mutter. Denn in diesem Punkt giebt es nicht Mutter und Tochter mehr, sondern nur zwei Frauen stehen sich gegenüber, und jede hat nur ihrem

Mann Rechenschaft abzulegen und mit ihm Uebereinkommen zu treffen.

Ulrichs Rückkehr verzögerte sich von einer Woche zur andern. Unica sagte eines Tags in ihrer heftigen Weise zu Graf Erberg:

„Papa, ich sterbe, wenn er zu Weihnachten nicht kommt!"

„Bah! er wird ja kommen! erwiderte der Vater und setzte lächelnd hinzu: erinnerst Du Dich noch, daß Du ihn vor sechs Monaten durchaus nicht heirathen wolltest? wer hatte damals Recht, Du oder ich?"

Unica brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Der Vater sagte tröstend:

„Armes Kind, Du bist ganz nervenschwach von Erwartung und Angst! aber nach Ulrichs letztem Briefe darfst Du ihn gewiß zu Weihnachten erwarten. Er wird das Fest nicht einsam feiern mögen."

So war es wirklich. Als Unica in der Avenue das Posthorn hörte, lief sie schon aus dem Zimmer und unters Portal, um ihn zuerst zu sehen, zu begrüßen. Und als er aus dem Wagen gestiegen, fiel sie ihm um den Hals und rief athemlos: „Ulrich! ach Ulrich!" Doch kaum hatte sie ihn eine Sekunde angesehen, so zog sich ihr Gefühl zurück, wie eine Schnecke in ihr hartes Haus; denn auf seinem Gesicht lag eine solche Versunkenheit in Trauer, daß es eisig und grell durch ihre Seele blitzte: „die alten Erinnerungen sind aufgefrischt worden." Eben als Ulrich, nicht gefaßt auf den zärtlichen Empfang, seine Ueberraschung als Freude ausdrücken wollte, machte sie sich von seinem Arm los, sein Kuß streifte ihr Haar, und sie eilte ihm voran zu den Eltern, wo sie ganz erschöpft in einen Lehnstuhl sank, während Ulrich die

kleine Ida Wettberg hereinführte, die in ihrer tiefen Trauer, mit ihrem chiffonnirten Reiseanzug und ihrem blassen, müden, erfrornen Gesichtchen, ein kleiner recht erbärmlicher Gegenstand des allgemeinen Mitleidens ward. Gräfin Erberg passionirte sich auf der Stelle für das verwaiste Kind.

„Armes Engelchen, sagte sie zärtlich, mögten Sie doch etwas bei uns finden, was Sie an die Liebe Ihrer Mutter erinnerte!“

„Meine Mutter nannte mich — Du,“ entgegnete Ida, und ihre großen Augen blitzten seltsam hinter großen Thränen.

Alle sahen sie freundlich an wegen dieser lieblichen Antwort, und Ulrich ganz überrascht, denn er hatte bis jezt noch nicht eine Spur von Grazie in ihr wahrgenommen. Ihre Anwesenheit zerstreute die Aufmerksamkeit, und zog sie von Unica und Ulrichs Benehmen gegen einander ab; deshalb beschäftigte sich auch Unica angelegentlich mit ihr. Graf Erberg sagte:

„Ulrich, laß Dich nicht irre machen, weil Deine Frau schön thut mit der Ida und nicht mit Dir! glaube nur, sie ist während Deiner Abwesenheit ganz anders gewesen.“

„Ja, sagte Unica unbefangen, die Cholera ist ein so gräßliches Gespenst in meinen Augen, daß der Gedanke mich fürchterlich peinigte, einen lieben Menschen in ihrem Bereich zu wissen.“

„Und haben Sie sie etwa gehabt und es uns verheimlicht? fragte Gräfin Erberg. Sie sehen entsezlich angegriffen aus, lieber Ulrich, fast so wie im Frühling nach dem Nervenfieber“ .... —

„Ganz so!“ sagte Unica scharf.

„Die Atmosphäre war giftig in Berlin, antwortete Ulrich, aber die Cholera hab' ich nicht gehabt.... Ida weiß es."

„O, ich glaubte es auch nicht!" rief Unica.

In dieser Weise lebte das Paar unter einander fort, innerlich sich immer mehr und mehr entfremdend, obgleich in Unica die Liebe immer tiefere Wurzel schlug, je mehr sie sich bemühte, jede Aeußerung derselben zu unterdrücken. Jeden Augenblick fühlte Ulrich sich abgestoßen durch ihre schroffe Hülle, und immer gleichgültiger wurde er gegen ein Wesen, das sich ihm unzugänglich für das natürlichste Gefühl zeigte. Und diese Gleichgültigkeit kehrte sich auch gegen die Außenwelt. Er fand in Unicas Herzen nicht den Heerd, auf welchem das Feuer seines Herzens lodern durfte; er ließ es in sein Inneres zerstörend hineinbrennen. Er hatte keine Interessen, weil sie die natürlichsten nicht mit ihm theilen mogte; keine Freude, denn sie brachte ihn um die Gegenwart; keine Hofnung, denn seine Zukunft war bei ihr. Anfangs dachte er daran, die Ehe auflösen zu lassen, doch bald änderte sich das. Wozu auch? fragte er sich selbst; ich werde nicht nach einer andern Frau in der Welt herumsuchen! sie, sie, die Einzige, hab' ich geliebt, und vielleicht war es ein Unrecht gegen Unica, daß ich, ohne eine ähnliche Liebe, sie heirathete. Dafür bin ich nun gestraft, Unica kann kein Herz zu mir fassen und ich bin müde, es von ihr oder von irgend einer Frau zu hoffen. Man muß das Leben hinzubringen suchen.

Er ging mit Unica für die Wintermonate nach Frankfurt und spielte dort wie rasend. „Im Winter spiel' ich, im Sommer schwimm' ich — sagte er oft, das sind meine Amüsements, denn in ihnen ist Kampf mit zwei unbezwinglichen Gegnern: dem Glück und dem Element."

Man bedauerte allgemein Unica. Ihr ungleiches Wesen, das aus ihrer innern Spannung hervorging, ward auf das Mißbehagen ihrer Ehe geschoben, und die stolze Art, mit der sie jede Huldigung kalt abwies, ward höchlich bewundert bei der schönen, augenfällig von ihrem Mann vernachlässigten Frau.

Der Sommer in Malans änderte nichts. Hat sich einmal ein schiefes Verhältniß festgesetzt, so kann es durch gewöhnliche Zustände nicht aus seinen Angeln gehoben werden; es bedarf gewaltsamer Erschütterungen, weil die innere Verkehrtheit, aus der es entsprungen ist, nur wankt, wenn sie in Grund und Boden zermalmt wird. Die Theilnahme der ganzen Familie richtete sich jezt so ausschließlich auf Graf Erberg, bei dem die Brustwassersucht decidirt hervorgetreten war, daß Unica in der sorgsamen Pflege den Kummer ihres Lebens — und Ulrich, ihr treu beistehend, die Oede des seinen vergaß. Damit ging wieder ein Jahr hin. Graf Erberg starb. Er mogte die Spaltung zwischen Ulrich und Unica doch endlich wahrgenommen haben; da er aber keine Ahnung hatte, daß sie von seiner Tochter ausgehen könne, so schob er die Schuld auf Ulrich, und sein leztes Wort an den war:

„Habe Mitleid mit Unica." Er hielt ihre Hand und wollte sie in Ulrichs legen; doch sie zog sie rasch zurück und rief heftig:

„Mitleid! welch ein entsetzliches Wort! glaube doch nicht, geliebter Vater, daß weder Ulrich noch irgend ein Mensch Mitleid mit mir zu haben braucht. Ich bin zufrieden."

„Und Du, Ulrich?" fragte Graf Erberg mühsam.

„Wenn Unica es ist — wie kannst Du bei mir zweifeln, theurer Vater!" rief Ulrich lebhaft, denn er sah die

Veränderung, welche das Herannahen des Todes in den Zügen des Kranken machte, und winkte Unica rasch zu sich heran. Er zog sie mit sich auf die Knie neben dem Sterbelager, und sie umfassend sagte er: „Segne uns, lieber Vater."

Graf Erberg konnte nur die Hand über sie ausstrecken; als er sprechen wollte, that er seinen letzten Athemzug. Ulrich war tief ergriffen; er hatte den Todten herzlich geliebt, er achtete seinen Charakter, er dankte ihm seine Erziehung und all seine günstigen Verhältnisse. Der Wunsch, ihn in seiner Tochter fortzuehren und zu lieben, trat wie ein dringendes Bedürfniß vor Ulrichs Seele.

„Komm zu mir, Unica, rief er, der Vater ist todt, komm' an mein Herz."

Aber Unica dachte: „die Mahnung des Sterbenden wirkt; er hat Mitleid mit mir!" — Und statt in seine Arme zu sinken, beugte sie sich über die Leiche und sagte:

„Wie ein Vater kann Niemand lieben."

Sie war tief betrübt, ihre Mutter auch; denn seit den fünf Jahren ihrer Rückkehr aus der Pension und besonders seit den zwei letzten ihrer Verheirathung, war Graf Erberg bedeutend milder und theilnehmender geworden. Seine Wünsche waren erfüllt, er fühlte sich zufrieden mit seinem Schicksal, mit seinem Leben, das Glück stimmte ihn weich, und nur der Weichheit hatte sein fester, edler Sinn ermangelt, um ihn liebenswürdig und beglückend zu machen. Als er so war, wie seine Frau ihn ihr Lebenlang gewünscht hatte — starb er. Ach, wenn wir bedächten, daß der Tod uns immer über die Schulter sieht, so würden wir gewiß einander das Leben leichter machen. Aber wir leben so besinnungslos oder so leichtsinnig, oder so egoistisch, als hätte der Moment, wo wir

einem Andern weh thun, gar kein Gewicht, und es kann doch der letzte seines Lebens sein; oder als hätten wir tausend Jahre vor uns, um es wieder gut zu machen, und es kann doch der letzte unsers Lebens sein.

Ulrich war der traurigste von Allen — denn er hatte ein Herz verloren, und noch dazu das einzige, welches für ihn auf der Erde schlug. Ihn langweilte seine leere Existenz. Es war nicht jene oberflächliche Langweile, die uns zuweilen ganz ungeduldig ausrufen läßt: O wäre doch nur diese Woche erst überstanden! ach, will denn dieser Tag nicht zu Ende gehen! — Es war jene unermeßliche Langweile über die Nüchternheit des gesamten menschlichen Daseins, wovon das eigene nur eine Fraction, ein Mikrokosmus ist. Der Tag, die Menschen, das Einerlei des Gehens und Kommens, des Thuns und Treibens, ekelte ihn an. Er führte eine ganz verkehrte Lebensweise, schlief bei Tage, wachte Nachts. In der Nacht schrieb er, besorgte er seine Geschäfte, ritt er aus, schwamm er im Rhein — oft bis zu solcher Ermüdung, daß er fühlte, noch eine Minute und er sank unter! aber grade das Bewußtsein: noch eine Minute Zeit zu haben, um sich zu retten, gab ihm jedesmal die nöthige Kraft. Des Morgens um acht oder neun Uhr ging er schlafen, und erst um vier, zur Speisestunde, kam er zum Vorschein. Dann war er äußerst freundlich, liebenswürdig und aufmerksam für seine Umgebung, aber — aus angeborner Gewohnheit, aus Instinkt, aus Gleichgültigkeit gegen sich selbst; und weil man fühlte, wie wenig Befriedigung er durch seine Liebenswürdigkeit fand: so war man auch unbefriedigt, denn Nehmen und Geben muß durch die Gegenseitigkeit im Gleichgewicht gehalten werden. Große Besitzungen und überhaupt Unicas bedeutendes

Vermögen gaben ihm viel zu thun; er besorgte Alles auf das Pünktlichste, doch ohne eigentliches Interesse. Für seine Person brauchte er wenig — das Spiel abgerechnet; aber er spielte immer glücklich, wie jenen Winter in Frankfurt, so jezt in Wiesbaden, wo er zuweilen eine Nacht an der Bank zubrachte.

Ida war von Anfang an bei Gräfin Erberg etablirt worden; sie brauchte noch Gouvernante und Lehrer, Erziehung, Aufsicht, Unterricht. Alles das paßte mehr für Hochhausen als für Malans. Ueberdas war es theils der Gräfin ein liebes Bedürfniß, eine junge Person um sich zu haben, für die sie mütterlich sorgen dürfe, theils schien diese ihr unbequem für Unicas junge Ehe. Das war ein großes Glück für Ida. Durch ihre verstorbene Mutter und Schwester vernachlässigt, hatte sich in ihrem klugen, wilden Kopf schon viel Eigensinn festgenistet, welcher durch beständigen Umgang mit Unica ebenso hervorgerufen wäre, wie er durch den mit Gräfin Erberg gebrochen ward. Als sie nach Hochhausen kam, war sie ein dreizehnjähriges, unbegreiflich wildes, tobsüchtiges Kind, einem Knaben ebenso ähnlich als einem Mädchen, nichts weniger als hübsch, mager, eckig, aber geschmeidig, mit Händen und Füßen, die zu groß für ihre Figur waren, mit Locken, die ihr immer, wie Gott wollte, um den Kopf hingen, und mit Augen von jener Klugheit, die uns in einem Kindergesicht recht fatal sein kann. Wenigstens machte sie diesen Eindruck auf Ulrich. Er sagte oft:

„In Schweden herrscht der Aberglaube, daß böse Geister aus Rache die Menschenkinder in der Wiege mit ihren Kindern vertauschen, welche letztere dann zwischen den Menschen

nicht gut thun wollen; und wie so ein Poltergeist-Kind kommt Ida mir vor."

Nun aber war aus dem Poltergeistchen ein seltsam hübsches Menschenkind worden, das für die ganze Familie eine unbeschreibliche Erquickung war, als nach Graf Erbergs Tod Ulrichs und Unicas Verhältniß immer peinlicher und unbehaglicher hervortrat. Unica fand in Ida eine jüngere Schwester, die all' ihre Beschäftigungen, Gewohnheiten, ja sogar Stimmungen theilte und mit ihr durchmachte, eine Gefährtin, mit der sie plaudern, lesen, musiciren, gehen, reiten und arbeiten konnte, nach Herzenslust. Gräfin Erberg betrachtete Ida wie eine Gottesgabe für ihre Unica, die in dem Moment eine liebenswürdige Freundin finde, wo ihr Herz sich nach Mitgefühl sehne. Ulrich endlich unterhielt sich immer mit Ida, wenn er bei der oft kühlen und herben Unica nicht die Aufnahme fand, die er wol hätte erwarten dürfen. Deshalb waren auch Beide am liebsten in Hochhausen. Eines Tages sagte Ulrich zu seiner Frau:

„Unica, wie wär' es, wenn ich das kleine Landgütchen der Frau von Ringoltingen zu kaufen suchte, welches sich wie ein Messer, schmal und trennend, zwischen Malans und Hochhausen legt. Mich stört immer dies fremde Besitzthum in unsrer nächsten Nähe."

Unica war ganz damit einverstanden und konnte ihrem Mann auf seine Frage, wo die Besitzerin lebe, die Antwort geben:

„Bei ihrem Schwiegersohn, dem Fürsten Anton Thierstein."

„Anton Thierstein ist ihr Schwiegersohn, mein alter Bekannter aus den lustigen Studentenzeiten? Das war damals

ein wunderlicher Kauz! Wie ist denn die Fürstin? oder vielmehr wie war sie in Eurer Pension?"

„Sie war still, sagte Unica, aber still, so still"... —

„Nun wie still denn?" rief Ida ganz ungeduldig.

„So still, wie Du es Dir gar nicht vorstellen kannst, Ida! die Abendluft, das schwankende Blatt dort, die blitzenden Sterne sind geräuschvoll mit ihrem Wesen verglichen."

„Was war denn aber dahinter?" fragten Ulrich und Ida wie aus einem Munde.

„Ich wundre mich recht, daß Du, Ida, schon so verständig frägst, erwiderte Unica; als ich in Deinem Alter war, dacht' ich nicht, daß Margaritas Wesen etwas Besonderes sei. Sie war weder die Klügste noch die Geschickteste zwischen uns. Gab es eine Prüfung, so bestand sie nie gut. Daß man sie so laut fragte, daß Alle sie ansahen, Alle auf ihre Antwort paßten, machte sie verwirrt; sie schlug die Augen nieder und schwieg. War ein kleines Concert veranstaltet, wo wir zu unsrer Uebung etwa vor zehn Personen, die wir überdas recht gut kannten, spielen sollten, so bemächtigte sich ihrer eine solche Befangenheit, daß sie gewöhnlich schon nach den ersten Takten vom Flügel gehen mußte, mit dicken Thränen in ihren schönen Augen; denn ihre Augen waren ihre einzige, aber dafür auch eine ganz unvergleichliche Schönheit: dunkelgrau, sammetweich, prächtig groß, orientalisch durch Glanz und Ruhe, gaben sie ihrem Gesicht einen Ausdruck von himmlischer Sanftmuth, und da sie kurzsichtig waren, so hatten sie entweder den keuschen, unschuldigen Blick, der nicht sieht und bemerkt, was für häßliche Dinge da draußen geschehen, oder den träumerischen Blick, welcher glauben macht, daß er ganz wundersame, überirdische Dinge wahrnehmen könne."

„Mein Gott! mein Gott! die Augen“..... — brach Ulrich aus.

„Kennst Du sie vielleicht?“ fragte Unica schneidend.

„Wie sollt' ich die Fürstin kennen, da sie aus Eurer Pension auf das Schloß ihres Mannes im Schwarzwald gekommen ist! sagte er gefaßt; aber Du beschreibst so lebhaft, liebe Unica, daß Du mir eine ebenso große Sehnsucht nach diesen Augen gegeben hast, wie Novalis seinem Heinrich von Osterdingen nach der blauen Blume.“

„Du wirst sie befriedigen können, wenn Du zum Fürsten Anton reisest, und ich werde mich freuen, wenn sie Deiner Erwartung entsprechen. Zuweilen, mit einem gewissen, innigen, freudvollen Lächeln, waren diese Augen bezaubernd, unwiderstehlich. Aber das kam selten; es mußte sie etwas ungewöhnlich Schönes berührt haben. War das der Fall, so sprach sie auch aus sich heraus, so eindringlich, so überzeugend, daß wir oft ganz verwundert waren. Sonst war sie schweigsam. Nur Abends, wenn wir zu Bett gegangen und die Gouvernante noch nicht — dann erzählte Margarita uns Geschichten, die sie während des Erzählens erfand. Sie war eine geborne Improvisatrice, aber nur im Finstern. Bei Tage konnte sie nicht. „Dann seht Ihr mich so neugierig an, und das mag ich nicht,“ antwortete sie, sobald wir sie baten, uns bei der Arbeit ihre Geschichten zu erzählen. Dies war ihr Haupttalent und der Tanz, nicht sowol Walzer und dergleichen, als die Tänze, welche sie nach Melodien, die ihr besonders gefielen, sich ausdachte. Vielleicht würden mir ihre Geschichten und Tänze jezt nicht sonderlich gefallen, damals aber entzückten sie mich, und die ungezogene Clotilde Marana, die nichts leiden konnte, was sie nicht besser hatte oder machte,

sagte oft, fast widerwillig: „Könnt' ich tanzen wie Margarita, ich gäbe ihr all meine Talente dafür, und sie könnte sie brauchen.“

„Wo lebt jezt die Gräfin Ostwald?“ fragte Ulrich.

„Hier und da in der Welt, in Paris, in Italien.“

„Und der Bruder — der junge Mann, der vor vier Jahren in Ems war?“

„Auch in Paris, wie ich gehört habe. Er soll in belgische Dienste getreten sein.“

„In belgische?“ fragte Ulrich verwundert.

„Oder in französische — ich weiß es nicht genau. Aber da er die diplomatische Carriere machen wollte, so mußte er dahin gehen, wo er mit dem Reichthum des Vaters am leichtesten das ersetzen konnte, was gewöhnlich diese Laufbahn erheischt und was ihm fehlt.“

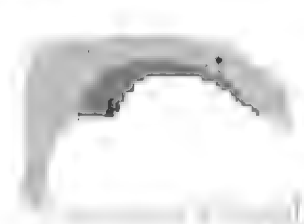
„Er wird sich gut zu faufiliren wissen, sagte Ulrich; wenigstens schien er mir damals sehr gescheut und gewandt zu sein.“

„Ja, sagte Unica, das war er auch.“

So gleichgültig sprach sie und dachte sie von Valerian Marana.

Ida wollte noch mehr von Margarita wissen, aber Unica vertröstete sie auf Ulrichs Heimkehr.

„Ach Gott! sagte der, sie mag eine recht gewöhnliche Frau geworden sein! denn eine geflügelte schwebende Peri an Anton Thiersteins Seite — das wäre eine entsetzliche Anomalie, unter welcher die Arme bitter leiden müßte! er war ein schwerer, derber, trockener Mensch, und obenein geizig — schon als Student geizig!“



„Arme Margarita! seufzte Unica; es ist doch recht schwer, für alle Menschen, ohne Ausnahme, glücklich zu werden.“

„So? sagte Ida ungläubig; für mich auch, Unica?“

„Für Dich nicht, kleine Ida, sagte Ulrich, Du hast wenig Gefühl.“

„Ach Ulrich! rief Ida, das hast Du mir schon einmal gesagt, als Du Dir in Berlin das Nervenfieber holtest, und im Zugwind standest wegen meiner Erika .... der hübschen rosenrothen .... weißt Du noch?“

Ulrich ward leichenblaß. Der Gräfin Erberg fiel ein, daß sie schon einmal wegen einer Erika ihn in ähnlichem Zustand gesehen, sie sah ihn fragend an. Unica, der ihre eifersüchtigen Gedanken einfielen, sah ihn stolz und kalt an, Ida endlich, der nichts einfiel, sah Alle der Reihe nach verwundert an. Ulrich stand auf, fuhr mit der Hand durchs Haar und sagte:

„Liebe Unica, sei so gut, mich morgen an die Erika zu erinnern.“

Fort war er, und nach einigen Augenblicken flog der Hufschlag seines Pferdes über den Hof dahin.

„Welch ein seltsamer Mensch ist mein Vetter, so in der Nacht herum zu schweifen!“ sagte Ida.

„Kennst Du einen bessern Menschen?“ fragte Unica kurz.

„Weder besser noch seltsamer!“ beharrte Ida.

„Gott behüt' Euch, Kinder, sagte Gräfin Erberg, daß Ihr mit Euren Trotzköpfen nicht einmal ernstlich an einander gerathet. Es würde für Euch Beide schlimm werden.“

Aber Unica und Ida umarmten sich und machten noch eine Promenade in Thau und Mondenschein durch den Garten, wobei Ida die Bemerkung machte, daß sie wol auch

weiter durch Feld und Flur streifen dürften, wenn Ulrich dabei wäre. Unica entgegnete nur:

„Das liebt er nicht! er hat einen einsiedlerischen Sinn.“

Kaum war sie am andern Morgen aufgestanden, als Ulrich fragen ließ, ob er zu ihr kommen dürfe. Als er eintrat, erschrak sie über sein krankhaft zerstörtes Aussehen.

„Hast Du nicht geschlafen?“ fragte sie.

„Nein, entgegnete er, ich komm' eben aus Wiesbaden; ich hab' ein Paar tausend Gulden gewonnen und mir sogleich ein Pferd von einem Hanoveraner gekauft, ein prächtiges Reitpferd! die Lady hält's nicht mehr aus, und die Miß auch nicht lange.“

„Aber Du selbst?“

„O ich! sagte er und warf den Kopf zurück. Ich wollte Dir erzählen — warum weiß ich selbst nicht recht — etwas, das mit der rosenfarbenen Erika zusammenhängt; sprach er nach einer Pause. Darf ich das, frei und wahr? ich meine, es müsse Dir lieb sein.“

Sie neigte bejahend das Haupt.

Ulrichs erste Liebe.

Ein Mann kann heutzutag nichts Indecenteres, d. h. nichts Lächerlicheres thun, hub Ulrich an, als gestehen, von einem Gefühl beherrscht zu sein. Nicht blos seinem Geschlecht, auch den Frauen kommt er ganz albern vor; denn die Liebe als Leidenschaft ist aus der Mode. Sie soll nicht mehr unser Herz befriedigen, unser Dasein ausfüllen, sondern unsrer Eitelkeit — und wenns hoch kommt, unsrer Sinnlichkeit schmeicheln. Keine La Vallière flüchtet ihr verschmähtes Herz zu den Carmeliterinnen; kein Herr von Rancé geht zu den Trappisten, nachdem er die geliebte Herzogin von Montbazon im Todeskampf gesehen. Wie das sich immer findet, wenn die Richtung einer Epoche sich verändert hat. — Einzelne bleiben übrig aus der vorüber gerauschten Zeit; bald sind sie lächerlich, bald unbequem — hier Carnot, da Don Quixotte. Man verspottet sie wegen ihrer fixen Idee, weil sie nicht die fixe Idee der Uebrigen haben; diese wird aber nicht fix genannt, sondern groß. „Die große Idee unsers Jahrhunderts" spricht man. Nun, da die große Idee unsers Jahrhunderts die Maschine ist, die bald nichts so überflüssig auf der Welt machen wird, als den Menschen — ich meine die Seele, den innersten Menschen! — so ist es sehr natürlich, daß die Welt des Herzens mit ihren antimaschinistischen

Regungen von Liebe, Begeisterung, Aufopferung als altmodische Curiosität in die große Polterkammer des Lebens, in den **Gardemeuble** der Weltgeschichte oder des Weltgeistes relegirt wird. Man wirft uns häufig vor, wir wären jezt so dürr, schroff, trocken, berechnend, unjung; man schiebt das auf unsre strengen Studien, auf die Sorge um unsre Carriere, auf den Ehrgeiz, der so rasend geweckt und so wenig befriedigt wird; aber der Grund ist der: wir sind kalt, weil wir das Herz früh zerdrückt haben, aus Uebermuth, aus Leichtsinn, aus Thorheit, um es zu machen wie alle Uebrigen; oder wir sind es, weil wir es sein wollen, weil wir uns bemühen, die unbändige Glut des Herzens fein säuberlich zu unterdrücken, um nicht vor Andern ein Spott zu werden. Alle Studien der Weisesten und alle Triebfedern der Ehrgeizigsten vermögen nicht halb so viel, als die Furcht — lächerlich zu sein. So kenne ich mehre Männer — viele nicht! aber doch zwei oder drei. Unter der Schneedecke ihrer äußern Erscheinung liegt ein ganzer Liebesfrühling, der im ersten Ergrünen mit Reif bedeckt ward. Auch mir ist es so gegangen, nur mit einem Unterschied: es war kein Frühling, kein Grün, keine Blumen — sondern ein hindostanischer Sommer und eine Palmen-Vegetation.

Du hast mich anfangs sehr verletzt, Unica, als Du Dich mir so schroff und abweisend gegenüber stelltest. Ich glaubte, in dem frischen, kühlenden Bade eines Verhältnisses, das uns durch Haus und Familie mit der Gegenwart befreundet und an die Zukunft knüpft, die krampfhaften Bebungen und die stumme Verzweiflung meines Herzens zu beschwichtigen, das tobend nach seiner alten Liebe und — o Gott! nicht nach deren Gegenstand verlangte. Ich weiß nicht, Unica, was Du

mir hättest werden können! vielleicht unermeßlich viel, und vielleicht auch nichts. Meine Hofnung hast Du weder erfüllt, noch getäuscht; Du hast Dich anders zu mir gestellt, als ich erwartete, und es wird für uns Beide gut sein: wir können durch einander keine Befriedigung in Glück und Liebe finden.

Die erste Liebe, Unica! — Ich nenne nicht Liebe, wenn die junge Phantasie einen schönen Gegenstand umfaßt und schmückt, und Gedanken, Träume, Ahnung von Gefühlen ihm widmet; oder wenn die heißen Sinne ihn ergreifen, an ihm sich berauschen, und Trunkenheit für Seligkeit gelten lassen; ich nenne Liebe, wenn das ganze Wesen eine wehende Flamme ist, in welcher alle einzelne Gaben und Kräfte, Phantasie, Geist, Sinne, Seele und wie sie weiter heißen mögen! sich auflösen und verschmelzen, um zu erhöhter Entwickelung aus dieser Glut aufzutauchen. Wenn dies Bewußtsein zum ersten Mal über uns kommt — das nenne ich die erste Liebe, und glaube nur, der Mann kann vielfach mit Frauen in Verbindung gewesen sein, ohne auch nur dem Schatten dieser Offenbarung zu begegnen und an ihre Möglichkeit zu denken. Die Frau hingegen sucht sie vielleicht immer. Wie die Welt nun einmal ist, haben wir die Erlaubniß, die Liebe nach allen Richtungen, ich mögte sagen, auch nach den unterirdischen, kennen zu dürfen, und damit fängt man gewöhnlich an, weil sie die erreichbarsten sind, und weil man sie wie Staub von den Füßen schüttelt, der unsern Gang nicht hemmt, unsern Weg nicht beeinträchtigt. Wir sind ganz so brav, so gescheut, so brauchbar, so gelehrt, so tüchtig zum Staats- und Kriegsdienst, wenn wir sie durchwandert haben, als vorher. Aber da das Leben einer Frau mit der Liebe beginnt und ihr gan-

zes Schicksal davon abhängt, und da jede instinktmäßig fühlt, ihr Glück — nein, mehr!..... ihr Heil sei daran geknüpft: so ist für sie eine Liebe ohne Verklärung nicht denkbar. Wehe ihr, wenn es ist! — Ich sage dies nicht, um für mich eine Entschuldigung etwa vorzubereiten. Ich bedarf ihrer nicht. Es war nicht Kälte — sondern Glut des Herzens, die mich früh gegen die oberflächlichen Spielereien gleichgültig machte, die andre junge Männer Liebe und Leidenschaft nannten. Ich mogte nichts, was nur einen Tag dauerte. Ich wartete — aber gelassen, wie das nur so lange möglich ist, als man von der Größe eines erwarteten Glücks keine klare Vorstellung hat.

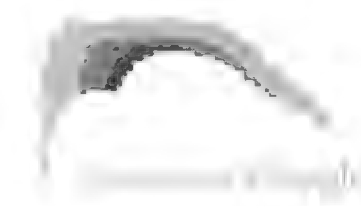
Ich reiste nach Italien, ganz allein. Gewiß hätten sich Freunde bereitwillig zur Mitreise gefunden; doch Keiner wollte mir so zusagen, wie ich mir den Gefährten wünschte. Ueberdas, ohne Eltern und Geschwister, war ich von jeher an Einsamkeit gewöhnt, wußte auch, daß mir die Gesellschaft geöfnet war, sobald ich Lust hatte, mich in ihr zu bewegen. Nur dem Ausgeschlossenen ist die Einsamkeit lästig.

Ueber den Simplon kam ich nach Mailand. Mein erster Gang war in und auf den Dom, mich entzückte dieser kunstreich gemeißelte Marmorblock. Nachdem ich lange auf dem Dach hin und her gegangen war und die Alpenkette und die lombardische Ebene überschaut hatte, bestieg ich den Thurm, von wo die Aussicht noch freier ist. Da begegnete ich einer Frau! d. h. sie stand ganz ruhig auf der äußern Gallerie, doch nicht an die Brustwehr — sondern rückwärts gelehnt in einer Marmornische. Sie sah mich nicht an, sie bemerkte mein Kommen nicht, sie stand unbeweglich und blickte in die Weite mit zwei Augen, deren gleichen ich nimmer vorher und

nimmer nachher gesehen — groß, hochgewölbt, vom Schnitt der Rafaelischen Madonna, und breite, weiche, tiefgesenkte Augenlider mit langen aufwärts gebogenen Wimpern, und ein Blick wie Gold, so rein, so schwer, so fest; aber dermaßen traurig, daß ich erschrak und sie in ihrer melancholischen Träumerei zu stören beschloß. Sie trug ein Kleid von blaßrothem Musselin und eine Mantille von schwarzen Spitzen, einen großen Florentiner Strohhut mit schlichtem weißem Bande in der Hand, und das hellbraune Haar einfach gescheitelt. War es dieser Anzug, so simpel und graziös, oder ihr Gesicht, ernst und lieblich, sanft und sauvage — sauvage! denn wild und scheu sind zu hart; — genug, sie sah ganz aus wie jene blaßrothe, schwarz liserirte Erika, die Du kennst. Blüht sie denn auch im Haideland? fragte ich unwillkürlich halblaut. Verstanden hatte sie mich schwerlich, aber gehört. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, setzte den Hut auf, ging auf die andere Seite der Gallerie, dann den Thurm hinab, über das Dach und zu den Treppen, welche herunter führen — immer ganz allein. Ich sah ihr nach, so lange ich konnte und viel länger, als mein Auge sie sah. Hatte ihre Schönheit mich so getroffen? ich weiß es nicht! ich weiß bis zu dieser Stunde nicht, ob in ihrer ganzen Erscheinung irgend etwas schön war, außer ihrem Auge. Damals fing ich wol an, die Macht zu ahnen, welche darin verborgen war, eine solche Macht, daß ihr Blick mich überwölbte, wie die Glocke den Taucher, aber nicht, um in den Abgrund zu sinken, sondern, um in den Himmel zu steigen — langsam, langsam! aber sicher in den Himmel! — eine solche Macht, daß mir war, als flute das Meer über mein Herz, vernichtend, überwältigend, sobald sie den Blick von mir abwendete. Damals

dacht' ich nur darüber nach, was Jugend und Schönheit doch im Grunde für armselige Gaben sind, da sie Hand in Hand mit so tiefer Trauer gehen können. Trauer auf einem Frauenantlitz, auch wenn es weder jung noch schön ist, thut mir unsäglich weh. Schmerz nicht, o nein! der kommt wie ein Sturm über die Seele, zerwühlt, zergräbt und reinigt sie, erschüttert sie in ihren Grundfesten und erinnert sie, dieselben stark zu erhalten. Gegen den Schmerz giebt es Kampf — gegen die Trauer nicht! die hat sich in der Seele festgenistet, an ihr angesogen, verwächst mit ihr wie die Schlingpflanze mit dem Baum, nährt sich von ihrer Kraft, von ihrer Liebe. Schmerz kommt von außen, Trauer von innen: darum ist sie unheilbar, und darum solltet Ihr sie nicht kennen. Der Mann kann sich betäuben, kann sich in den Strudel der Welt werfen und in den Rausch der Thaten oder des Genusses, kann sich austoben in Handlungen des Segens oder des Fluchs, kann sich todtschießen lassen oder sich todtschießen. Aber was kann eine Frau thun? — forttrauern! weiter nichts.

Als ich gegen Abend in meinen Gasthof zurückkam, stand eine gepackte Reisekalesche angespannt im Hof. Mich frappirte der prächtige englische Wagen; ich ging heran, um ihn zu besehen, und suchte vergebens auf dem Schlage Wappen oder Namenszug. Als ich mich umkehre, um nach dem Besitzer zu fragen, steht die Dame im blaßrothen Kleide hinter mir. Ich grüßte sie beinah verlegen; sie dankte zerstreut und stieg ein. Sie saß ganz allein im Wagen, er wurde zurückgeschlagen; Kammerjungfer und Diener bestiegen hinten den Bock, und letzterer rief dem Postillon zu: „Como!" — Fort war sie.



„Wann fährt morgen früh das Dampfboot über den Comer See?“ fragte ich ganz in Gedanken. Ein Lohnlakay sagte: um acht Uhr, und ich begehrte sogleich einen Kutscher, um auch noch heute nach Como zu fahren. Ob ich ein Paar Tage später die Excursion dahin machte, wie es anfangs meine Absicht gewesen, war ja ganz gleichgültig. Ich hing nie pedantisch an dergleichen Plänen — sprach ich wie beruhigend zu mir selbst. Meinen Bedienten ließ ich zur Obhut meines Wagens und meiner Sachen in Mailand und fuhr, mit dem Nothwendigsten versehen, auf zwei bis drei Tage, wie ich glaubte, nach Como.

Ich kam spät an; es mogte eilf Uhr sein. Ein Gewitter lag schwer über dem See, fern in den Bergen murrte der Donner, Blitze und Sterne leuchteten abwechselnd durch das Gewölk, große Schwüle brütete über der Nacht. Ich war unmäßig aufgeregt; die Glut einer italienischen Sommernacht pulsirte in meinen Adern. Es beruhigte mich etwas, den schönen Wagen in meinem Hotel vorzufinden. Sie war also da!.... — An Schlaf konnt' ich nicht denken.* Ich sprang in eine Barke, nahm vier Ruderer für den Fall, daß der ausbrechende Sturm schleunige Rückkehr nothwendig mache, und ließ mich aus dem Hafen in das weite Seebecken fahren. Da warf ich mich in die schäumenden Wellen. Der Sturm kam herauf. Du weißt, ich bin ein tüchtiger Schwimmer. Meine eiserne Körperkraft und meine Leidenschaft für dies unvergleichliche Vergnügen haben mir große Uebung gegeben; ich könnte, wie Lord Byron, durch den Hellespont schwimmen. Ich kann mich stundenlang im Wasser umhertreiben, wie andre Männer zu Pferd, und mit derselben Lust; mich freut der unmittelbare Verkehr mit dem Element, wie

es bald mir freundlich ist, bald mich bezwingen mögte — dann mir gehorchen muß, meiner Stärke, meinem Muthwillen. Denn im Wasser begreife ich den Muthwillen, diese Eigenschaft des Weibes: neckende Verwegenheit, womit sie uns ängstigt, weil es ihr Spaß macht; wir sind im Ernst muthig, nicht zum Spaß. Nur das Wasser, weil es so neckisch ist, fordert mich zu gleichen Neckereien heraus. Darum beachtete ich es auch nicht, daß die Burrasca, wie meine Schiffer das Wetter nannten, immer heftiger ward. Ich war in meinem Element, froh, die innere Aufregung als äußere Anstrengung austoben zu lassen. Endlich wütheten die Schiffer mit dem Wind um die Wette, und schworen mit tausend Eiden, sie würden mich im Wasser lassen und allein nach Como zurückfahren, denn ich brächte sie Alle in Lebensgefahr. Als ich wieder in der Barke war, bemerkte ich erst, wie stark der Sturm, und war froh, den Hafen mühselig zu erreichen. Am Ufer gab es eine heftige Szene. Alle Schiffer harrten ihrer vier Gefährten und schrien sich ihre Befürchtungen und Vermuthungen mit italienischer Uebertreibung zu, und ein Paar Weiber liefen heulend hin und her und verwünschten den „brutto Inglese;“ denn für Engländer passiren alle Fremde, besonders, wenn sie etwas thun, was sehr gefällt oder sehr mißfällt. Ungeheurer Jubel begrüßte uns. Dann sollt' ich bezahlen; — meine Schiffer reichlich, das that ich; aber nun auch alle Uebrigen; die Weiber, weil sie für mich gebetet hätten, die Männer — weil sie auf mich gewartet hätten. Ich gab ihnen nichts und lachte sie aus. Da lachten sie mit und waren zufrieden. Närrisches Volk! — Ich ging dem Gasthof zu. Eine Frauengestalt lief vor mir her und rief von unten zu einem Balkon hinauf:

„Gott sei Dank! der fremde Herr ist frisch und gesund wieder da.“

Als ich die Augen aufschlug, um die Person zu suchen, der diese Botschaft gebracht ward, sah ich das rosenfarbene Kleid vom Balkon in das erleuchtete Zimmer zurücktreten. Sie wachte also noch und in Sorge um mich.

Am andern Morgen war ich der Erste auf dem Dampfboot. Ich wollte nicht eine Sekunde versäumen, um ihre Verzeihung wegen der gestörten Nacht zu erbitten. Daran dacht' ich nicht, daß ich wahrscheinlich sämtliche Bewohner des Gasthofs um ein Paar Stunden Schlaf gebracht. Es kamen viele Reisende; endlich — sie. Sie zog einen Feldstuhl an die Balustrade, setzte sich, legte den Kopf in die aufgestützte Hand und blickte grade so in die Gegend, wie sie es gestern vom Dom gethan. Auch ihr Anzug war ganz derselbe. Sie hatte augenscheinlich ihren Platz von allen Uebrigen abgewendet eingenommen; daher konnte ich mich ihr unmöglich nähern und mußte mich begnügen, sie zu betrachten. Das that ich denn auch, wirklich absichtlos! denn ich erschrak zuweilen, wenn ich bemerkte, daß ich sie minutenlang fixirte; ich kehrte mich von ihr weg, der Gegend zu, aber — wie die Schildkröte, die man tief ins Land hinein bringen kann, und die doch gelassen nach dem Meer zurück kriecht — gab ich bald die gezwungene Richtung auf. War es Gleichgültigkeit oder Gewohnheit — sie beachtete es nicht.

Der Capitain fragte sie, wohin sie fahre. „Codenabbia“ sagte sie. Dies war das erste Wort, das ich von ihr hörte; sie sprach sanft und langsam. Es ward auch meine Losung. In drei Stunden waren wir dort. Hätte ich den Comer See nicht später kennen gelernt — damals hätte man behaupten

dürfen, die Villa Pliniana sehe aus wie die Campagne Deodati am Genfer See: ich hätt' es nicht bestreiten können. Viele Reisende schifften bei Codenabbia aus, gelockt durch die Villa Sommariva, zu deren Garten eine Plantanenallee längs dem See vom Gasthof führt. Es dauerte lange, eh wir sämtlich untergebracht waren, doch endlich legte sich der Tumult, das Hin- und Herrennen auf dem Corridor, das Werfen der Thüren, das Rufen nach Dienern und Kellnern. Es ward still, so still, daß ich im Zimmer neben dem meinen mit unermeßlichem Jubel die Stimme erkannte, die mich hieher geführt. Sie sprach mit der Jungfer; vielleicht hätte ich verstehen können, was; um der Versuchung zu entfliehen, ging ich hinab und in die kühlen Säle der Villa Sommariva. Nur bei Anschauung der Kunstwerke enteilt die Zeit so schnell, als bei der Geliebten; auch darin bekundet sich die tiefe Verwandtschaft zwischen der Kunst und der Liebe! sie sind die ewigen Dioskuren mit der göttlichen Flamme über dem Haupt, die Erzeugten der höchsten irdischen und überirdischen Kräfte, treu mit einander theilend die Lust des Olymps und den Graus der Unterwelt. Darum ging es mir nicht bei Thorwaldsens Alexanderzug, wie es einst Rousseau ging beim Pont du Gard: er vergaß seine Geliebte, die ihn nur gewarnt hatte vor den schönen Weiberaugen in Montpellier, nicht vor den römischen Monumenten. Er hatte sich mit Weh und Leid von ihr getrennt; aber! aber! sie ging unter vor einem einzigen Gedanken der Begeisterung. Vor jenem Basrelief blieb mir nur der eine Wunsch: das Auge jener Frau mögte darauf ruhen — nicht um es zu beleben, o nein! es lebt; nur um es in das rechte Licht zu bringen, denn eine Sonne muß über dieser Welt stralen. Unica! .... einsame Fischer,

stille Hirten gehen ruhig ihren Beschäftigungen nach. In ihren abgelegenen Thälern, zwischen ihren friedlichen Heerden erreichte sie noch nicht der Lärm des Krieges. Doch Einen von ihnen haben Unruh oder Vorwitz in die Welt hinaus getrieben; er kehrt zurück, er bringt die ungeheure Botschaft: Babylon ist gefallen, das Perserreich ist nicht mehr, ein Held, ein König, ein Jüngling, ein Göttersohn hat es überwunden. Entsetzen, Staunen, Zweifel umdrängen den Boten. Ja, ja! es ist wahr! kommt nur, kommt heraus! seht ihr, wie das Volk sich versammelt, drängt und treibt, um den Sieger zu erblicken? wie sich, je näher an ihm, die Neugier in Freude, der Schreck in Begeisterung verwandelt? wie sie ihm Kränze bringen, ihm Blumen streuen, ihm Preis und Heil zujauchzen, ihm — den die Siegesgöttin selbst begrüßt — seht ihr's? und endlich er auf seinem Wagen, der Held, der König, der Jüngling, der Göttersohn, triumphatorisch, siegestrunken, weltüberwindend, unzählige Kriegerschaaren hinter ihm, zu Fuß, zu Pferd, die Rosse bändigend oder lenkend. Wohin das Alles? wohin dieser Strom der Kraft, der Lebensfülle, des Thatendranges, des Durstes nach Ruhm und nach Genuß? — Nach Babylon, auf den Thron, in den Tod, in die Unsterblichkeit .... — Das ist der Alexanderzug, Unica! —

Nach mehren Stunden verließ ich die Villa; es war kühler worden, es zog mich zum See, und auch wieder in ihre Nähe! dazwischen gab mir mein Verstand den guten Rath, mich doch nicht weiter um diese fremde Frau zu kümmern. Vielleicht wär' ich ihm gefolgt, in eine Barke gestiegen, nach Bellaggio und den Villas Melzi und Serbelloni hinüber, und dann, am andern Morgen, befriedigt nach Como zurück gefahren. Aber ach! unter den Catalpen am See vor der Villa

Sommariva schimmerte ihr hellrothes Kleid! sie saß auf der Erde, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, die Hände im Schooß — unbeweglich. Die göttliche Nothwendigkeit, welche den Planeten zur Sonne zieht, zog mich zu ihr, sie gab mir Licht und Wärme, wie die Sonne, sie blieb ernst und unbewegt, wie die Sonne. Ich setzte mich auf die niedrige Mauer, die am See hinläuft, so daß ich ihr Profil sah. Wie lange ich in dieser Stellung blieb, weiß ich nicht; ich war regungslos, wie der Beschwörer, der da auf die Erfüllung des Zauberspruchs harrt. Bis dahin war es mir gleichgültig gewesen, von ihr bemerkt zu werden; jezt wollt' ich es sein. Ich ward es. Langsam den Kopf zu mir wendend, sagte sie französisch, indem ihr Blick über mich hinglitt, ohne mich zu betrachten:

„Mein Herr, diese Art eine Frau anzusehen schickt sich nicht."

Es lag weder Strenge, noch Befremden, noch Unwille in ihrem Ton; er war sanft und langsam, wie sie vorhin mit ihrer Kammerfrau gesprochen und zum Kapitain gesagt hatte „Codenabbia;" — er war von unendlicher Gleichgültigkeit. Aber sie hatte mich angeredet, ich durfte ihr antworten! ich rief:

„Nur aus Schüchternheit war ich unbescheiden! ich wünschte Ihnen meinen Dank auszusprechen, und Sie bemerkten mich nicht."

„Ihren Dank?" fragte sie.

„Sie haben sich in dieser Nacht für den Fremden interessirt, der während des Sturms auf dem See war; und das bin ich."

„So?" sagte sie mit kühlem Lächeln und schwieg. Plötzlich hub sie lebhafter an: „Hatten Sie Furcht, zu sterben?"

„Nein, denn ich hatte meine Körper= und Seelenkraft beisammen: damit denkt man an das Leben, nicht an den Tod."

„Sie wollen also gar gern leben?" fragte sie, beinah mitleidig.

„Ich bin vierundzwanzig Jahr alt und glücklich," sagte ich, wie um mich zu entschuldigen.

„Ich bin sechsundzwanzig Jahr alt und nicht glücklich: das macht freilich einen immensen Unterschied," sprach sie, aber für sich mehr, als zu mir. Dann erhob sie sich mit einer Leichtigkeit, die außerordentliche Kraft verrieth, vom Erdboden, sprach: „Adieu, mein Herr!" und wollte gehen.

„Um Gottes willen! rief ich, bleiben Sie; der Platz ist so schön, der Abend noch schöner, bleiben Sie! ich gehe, wenn ich Sie störe."

„O nein, sagte sie, wieder mit ihrer ersten Gleichgültigkeit, mich stört Niemand." Und ohne darauf zu achten, ob ich bliebe, ob ich ginge, setzte sie sich auf die Mauer. Ihr zerstreutes Wesen gab mir den peinlichen Gedanken, ob sie vielleicht — geisteskrank sei; ich bedachte nicht, daß man schwerlich eine Person in solchem Zustand mutterseelen allein reisen lassen würde; denn Dienstboten sind keine Beschützer. Ich wollte, wo möglich, ein oberflächliches Gespräch anknüpfen und fragte, woher sie komme und wohin sie gehe?

„Aus Neapel und nach Deutschland" antwortete sie.

„Kennen Sie schon Deutschland?"

„O ja ..... denn ich bin eine Deutsche — und Sie sind es auch, wie ich aus Ihrer französischen Aussprache höre."

„Ich hatte mir geschmeichelt, sie durch sechs Monat in Paris vollkommen französirt zu haben; aber erlauben Sie mir, gnädige Frau, in unsrer Muttersprache mit Ihnen zu

reden; vielleicht errathen Sie an meinem deutschen Accent meine heimatliche Provinz."

„Ich rathe nicht gern!" sagte sie, wie mir schien, etwas gelangweilt; deshalb sagte ich schnell:

„Sie kennen gewiß mein Schloß Malans am Rhein; ich heiße Erberg."

„Deshalb sagte ich es nicht, Graf Erberg," antwortete sie. Ihre Aussprache war vollkommen rein — nicht geschnarrt, gegurgelt, gezogen, gesungen. Mir war, als hätte ich nur auf dem Burgtheater zu Wien ein so accentloses Deutsch gehört, und mit dieser Erinnerung kam mir der Gedanke, ob sie vielleicht Schauspielerin sei.

„Brachten Sie diesen Winter in Neapel zu?" fragte ich.

„Ich lebte sechs Jahr dort" erwiderte sie.

„O, rief ich; dann wird Ihnen das Leben in Deutschland, wo es auch sei, sehr schwer werden."

„Das Leben ist mir überall ganz gleich, d. h. ganz gleichgültig."

Ich trat ihr etwas näher und sagte mit der ganzen Lebhaftigkeit der Ueberzeugung: „Ich begreife nicht, wie uns das Leben gleichgültig werden kann! wir dürfen ja nur lieben!"

Sie sah mich an. Herr Gott! wenn ich Aeonen durchlebte — der Blick bliebe mir unvergeßlich gegenwärtig. Es war, als werde urplötzlich ein Schleier von ihrem Antlitz genommen: so verschwand Trauer und Gleichgültigkeit, um einer himmlischen, glänzenden Freude Platz zu machen. Sie stand auf. Es war, als werde ihre Gestalt, wie von leichten Götterarmen, schwebend über der Erde gehalten, so frei, so verklärt, so bewegt stand sie vor mir. Ihr Mund, sonst fest geschlossen, verwandelte sich in fast bebende Weichheit,

und mit derselben zitternden Weichheit in der Stimme, sagte sie:

„Ja!....lieben!“....

Und plötzlich wieder fiel der Schleier über sie herab, flog die Wolke über den Morgenstern, war die Zauberformel gebrochen, welche ihr innerstes Wesen und ihre innerste Schönheit hervorgerufen hatten. Jezt sagte sie:

„Adieu! Adieu!“ und eh ich mich besinnen konnte, war sie fort. Als ich es that, sah ich mich ganz bewildert um. Hatte ich eine himmlische Erscheinung gehabt? hatte eine Fee, eine Nymphe, eine Dryade vor meinen Augen gestanden? daß es eine Frau gewesen, lehrte mich ein winziges Schreibtäfelchen von russischem Leder, mit einem Bleistift geschlossen, welches wahrscheinlich aus ihrem Gürtel geglitten war — denn in der Hand hielt sie es nicht — und welches ich im Grase zu meinen Füßen fand. Ich gestehe, es kostete mich einige Ueberwindung, das Täfelchen nicht zu öfnen. Erstlich aus ganz gewöhnlicher Neugier; mich amüsirt der bunte Kram in solchem Gedächtniß-Aushelfer. Da steht der Titel des neusten Romans mit dem Zusatz: empfohlen von dem oder der; die Adresse der besten Putzmacherin und des elegantesten Schuhmachers; eine flüchtige Rechnung der Dinge, die an einem Morgen eingekauft worden sind — oder besser, eine Aufzählung, denn die Rechnung ist nicht unten durch die Summe geschlossen; einige Verse, dem Lieblingsdichter entlehnt; ein großes N.B., um den projectirten Besuch eines Ateliers oder einer Gewerbe- oder Blumenausstellung nicht zu vergessen; zuweilen geheimnißvolle Notizen, z. B. mitten auf einem ganz leeren Blatt einsam ein Datum, oder über ein andres leeres Blatt mit zwei Strichen ein großes Kreuz von oben bis unten gezogen,

oder ein Paar Buchstaben zwischen Ausrufungszeichen. Ich denke oft, Romanciers sollten die Agendas der Frauen benutzen, sie würden ihre Phantasie anregen. — Ferner stachelte mich die spezielle Neugier, den Namen der Fremden zu erfahren, und wie leicht konnte nicht in den Seitentaschen ein Visitenbillet, oder ein Briefchen, oder eine Einladungskarte liegen; denn diese, vermischt mit ein Paar kläglich getrockneten Blümchen, und ein Paar Pröbchen von Seide, Band oder Stickwolle, dürfen nicht in solchem Täfelchen fehlen. Für eine Geisteskranke oder eine Schauspielerin hielt ich die Fremde nicht mehr; aber ich hätte gern ihren Namen gewußt. Wir richten danach, nicht unser Sein, jedoch unser Benehmen ein. Indessen bracht' ich doch meinen Fund uneröfnet in den Gasthof zurück und ließ mich bei der Fremden melden — auf die Gefahr hin, fürchterlich zudringlich zu erscheinen.

Sie ließ mich eintreten. Sie saß auf dem Sopha, die Hände im Schooß, und sah auf das Berg- und Seegemälde, welches das geöfnete Fenster einrahmte. Ich fragte sie, ob sie in dem Schreibtäfelchen ihr Eigenthum erkenne. Als sie bejahte, legte ich es auf den Tisch und sagte, ich hätte die Selbstverleugnung gehabt, es nicht zu öfnen.

„Die Erlaubniß, es zu thun, soll Ihr Lohn und mein Dank sein," sprach sie, weniger zerstreut und einsylbig, als unten am See.

Ich öfnete. Die Seitentaschen waren leer, die Blätter waren unbeschrieben; auf einem einzigen standen acht Verse. Das war Alles.

„Ihre Großmuth kostet Sie nicht viel, gnädige Frau! sagte ich lachend; kein Vertrauen, kein Geheimniß wird mir offenbar."

„So viel, wie solch Büchlein von einer Persönlichkeit offenbaren kann, offenbart auch das meine vielleicht, Herr Graf.“

„Lauter weiße Blätter und einige Verse! sagte ich kopfschüttelnd. Dürfte ich wenigstens die Verse lesen!“

„Sie würden sie kaum verstehen.“

„Das ist freilich ein indirectes Verbot.“

„Ich verbiete ganz, nie halb“ sagte sie bestimmt.

„Werden Sie mir verbieten, mich Ihnen zu nähern, so lange Sie hier verweilen? fragte ich ermuthigt: ich bin allein und so überwältigt von der Schönheit .... rings um mich her, daß ich Mittheilung ersehne — Ihnen gegenüber.“

„Das kann ich begreifen, sagte sie; es giebt Momente, wo das Herz nach Mittheilung lechzt und wie ein lebendig Begrabener über seine gräßliche Einsamkeit verzweifelt. Das werden Sie wol nicht kennen; aber schon der Schatten davon ist zu finster für die Jugend. Sie sollen mir immer willkommen sein.“

„Und wie lange bleiben Sie hier?“

„Einige Tage ... einige Zeit ... ich weiß noch nicht, ich reise langsam, nach Laune.“

Mir klangen diese Worte wie Verheißung des Paradieses. Um mein Entzücken zu verbergen, las ich die Verse. Sie lauteten: Laß, o Herr, zu deinen Füßen — Gleich der glüh'nden Magdalene — Alle Thränen mich vergießen — Daß ich mich dem Schmerz versöhne! — Nicht mit Balsam, nur mit Zähren — Herzentquollnen, nahe ich — Ach, sie können dich nicht ehren — Aber, Herr, sie trösten mich. —

„Haben Sie das gedichtet?“ fragte ich, um irgend etwas Gleichgültiges zu sagen; denn ich wußte wol, daß solche

Worte nur aus der eignen Seele quellen, und eben darum erschütterten sie mich.

„Gedichtet?“ sagte sie lächelnd; ich habe sie empfunden, recht tief, recht heiß, recht wahr, wie sie in die rhythmische Form gekommen, weiß ich warlich nicht.“

„Wie wunderschön ist es, rief ich, wenn unsre tiefsten Emotionen zu schneeweißen Flügeln werden, die uns in eine Sphäre emportragen, wo jeder Ton süße Harmonie ist.“

„Ja, sagte sie, es mag wol eine göttliche Gabe sein! aber was nützet sie dem Menschen? ist er doch sogar durch Hostien vergiftet worden, und durch die Liebe elend gemacht.“ Es lag eine bodenlose Traurigkeit in der Art, wie sie dies sagte. Sie überfiel auch mich. Ich drückte das Gesicht in meine Hände und wiederholte nur:

„Und durch die Liebe elend gemacht.“

„Wissen Sie das wirklich noch nicht?“ fragte sie.

„Ich glaub' es nicht!“ rief ich.

„Gott behüte Sie in Ihrem Glauben! sprach sie feierlich, und dann in verändertem Ton: Ich will auf dem Wasser fahren: ist Ihnen meine melancholische Gesellschaft wirklich lieber, als Ihre heitre Einsamkeit, so begleiten Sie mich.“

Wir fuhren lange, lange auf dem See, von einem Ufer zum andern, ohne irgendwo zu landen. Sie sah unsäglich schön auf dem Wasser aus! nicht blos wegen ihres träumerischen Wesens und ihrer ätherischen Haltung paßte sie zu diesem zauberhaften Element — nicht blos das Geheimnißvolle ihres Auges und ihres Lächelns war in Uebereinstimmung mit den Wundern der Tiefe, welche der kühle Wasserspiegel deckt — auch ihre Schönheit, ihre Farbe, ihr Teint litten nicht durch die Nähe des glänzenden, transparenten

frischen Wassers, das dem Colorit der Frauen fast immer nachtheilig ist, denn es erscheint zu dicht, zu schwer, zu unbeweglich. Und in dem Colorit liegt Eure eigentliche Schönheit, die, welche mit Eurer Seele zusammenhangt; also nicht etwa rothe Wangen und eine weiße Stirn und blaue oder schwarze Augen machen Euch schön: sondern der Wechsel, die Bewegung, das Aufflammen und Erlöschen, das Spiel von Freudenlicht und Trauerschatten, die geistigen Blitze, der Athem der Seele in jenem Roth, Weiß und Blau.

Da sie mich gleichsam eingeladen hatte, so nahm sie auch die liebenswürdigste Rücksicht auf mich, sprach und machte mich gesprächig. Ich erzählte ihr von meiner Liebhaberei für das Schwimmen.

„Die theil' ich, sagte sie; ich schwimme fast ebenso gern, als ich reite."

„Es ist erstaunlich, rief ich verwundert, was die Damenerziehung heutzutag erheischt! Künste und Wissenschaften, die sonst nur der Mann brauchte!"

„Ich kann auch Billard spielen, auch Schach, auch fechten, auch einen Wagen mit zwei Pferden lenken, auch Schrittschuh laufen, nur nicht schießen — dazu bin ich zu kurzsichtig."

„Macht Ihnen denn das Alles Vergnügen?" fragte ich immer erstaunter.

„O Gott, nein! antwortete sie; aber es gab eine Zeit, wo ich durchaus begehrte, irgend etwas solle mir Vergnügen machen. Jetzt fällt mir das nicht mehr ein. Darum treibe ich auch das Alles nur noch aus Gefälligkeit für Andre oder aus Gewohnheit; für mich . . . . ist es nicht der Mühe werth."

„Gewiß, die Poesie oder eine andre Kunst muß Ihnen mehr Unterhaltung bieten, als die Uebung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit.“

„Ja .... ich dichte — acht Verse; ich singe — ein Lied; ich zeichne eine Skizze, aber das ausbilden, das üben, das pflegen — nein! das ist nicht der Mühe werth.“

„Sie haben ganz Recht! rief ich, nichts auf der Welt ist irgend einer Mühe werth, als die Liebe, und wer in ihr und auf sie das ganze Wesen conzentrirt, hat nicht Lust noch Zeit für Anderes.“

Wieder trat bei ihr jene seltsame, momentane Verklärung ein. Sie sah mich an, als wolle sie meine Seele in ihre Urbestandtheile zersetzen, um die Wahrhaftigkeit meiner Gesinnung zu erforschen. Ich war athemlos unter diesem Blick. Langsam wendete sie dann den Kopf ab und sagte: „Oh!“ — Weiter nichts.

Die Nacht stieg herauf über die Berge, aber nicht schwarz, sondern silbern; sie brachte den Mond mit — aber nicht kältend, sondern auflösend; alle Blütenkelche öfneten sich, alle Blumen und Pflanzen zergingen in Duft. Es war der schönste Monat des Jahres, der sommerverheißende, liebedurchglühte, zur Sonne sich drängende Junius. Es war der erste Junius. Die Lindenblüte duftete so fein, die Weinblüte so berauschend, die Orangenblüte so glühend! dazwischen zog beruhigend das starke Arom des Mirtengesträuchs und das frische des Nußbaums. Der Mondenstral legte sich golden über den See und das Wasser zitterte unter ihm, wie schüchterne Lippen unter dem ersten Kuß. Eine Nachtigall fing an zu schlagen in dem Cypressen- und Rosenhain der Villa Sommariva, und von Bellaggio antwortete eine andre herüber.

Es war eine Nacht, wo man nicht lieben nur — sondern geliebt sein, nicht die Seligkeit nur ahnen — sondern selig sein will. Und mich liebte Niemand. Mich überfiel eine brennende Verzweiflung, eine unmäßige Traurigkeit. Ich stand auf. Hätte sie mich angesehen, so wär' ich vor ihr niedergesunken; aber sie that es nicht und — ich sprang in den See. Wahnsinn? nicht wahr? — oder vielleicht Koketterie! sie sollte sich mit mir beschäftigen; nicht wahr? — Beides kann sein. Ich that. Ich war noch jung genug, um ohne Berechnung etwas zu thun.

Die Ruderer schrien laut auf und hielten an. Ich tauchte gleich wieder empor, und sie sagte rasch und ängstlich:

„Was fällt Ihnen ein! kommen Sie augenblicklich in die Barke zurück! wer schwimmt denn in Kleidern! wir sind weit vom Ufer! bitte, bitte!“

Aber ich wollte nicht; ich wollte nur die Hand auf den Rand der Barke legen, wenn ich ermüdete. Das geschah ziemlich schnell, der Kleider wegen.

„Geben Sie mir Ihre Hand, bat ich; die wird mich halten.“

Sie gab sie; eine schmale, schlanke Hand mit unbeschreiblich feinen, aber energischen Fingern, die fest meine Hand faßten, und nicht zitterten, obgleich sie in Sorge um mich war, denn sie bat mich unaufhörlich, wieder einzusteigen. Endlich erreichten wir das Ufer; ich, dermaßen erschöpft, daß mich ein Schwindel packte; vor der Thür des Gasthofs fiel ich zusammen. Man trug mich auf mein Zimmer. Ich kam die ganze Nacht nicht recht zu mir; ich hatte starkes Fieber und phantasirte fast immer; wenn das nachließ, war ich betäubt. Sie, ihre Kammerfrau, Wirth und Wirthin gingen sorgsam

ab und zu. Gegen Morgen schlief ich ein, und Fieber und Ermattung aus. Als ich erwachte, war ich ganz wol, kleidete mich und eilte zu ihr. Sie rief mir entgegen, freudig, hastig:

„Mein Gott, waren Sie denn wahnsinnig gestern Abend? — wie Sie fatiguirt aussehen! setzen Sie sich aufs Sopha."

Ich that es, nahm ihre Hand und sagte: „Ich war Ihnen ja gleichgültig — da mogt' ich nicht in Ihrer Nähe und zugleich Ihnen so fern sein."

„Jezt muß ich wol fragen, ob Sie kindisch sind?" antwortete sie mit schnellem Erröthen und zog ihre Hand zurück.

„Es mag ganz kindisch sein, vom Moment überrascht und erfüllt zu werden — aber es ist mir nun einmal geschehen.... bei Ihnen! ich kann nichts dafür, nichts dagegen. Seit ich Sie gesehen habe, bin ich an Ihre Schritte gebannt, folg' ich Ihnen, wie der Blinde dem Führer, bewußtlos wohin? Es ist mir auch gleichgültig! wohin, warum, wodurch? sind lauter Fragen, die ich nicht beantworten kann; also fragen Sie mich nicht, aber glauben Sie mir."

„Sie sind ein Thor!" unterbrach sie mich.

„Weil ich dies zu Ihnen sage? oder weil ich es überhaupt empfinde?"

„Weil Sie so empfinden! rief sie; so, für die erste beste Frau, die Ihnen begegnet. Ja, ja! — und ihre Hand gebot mir Schweigen — die erste beste, im fremden Lande, in reizender Umgebung, in Ihrer Einsamkeit! ich könnte ganz anders, vielleicht das Gegentheil von dem sein, wie ich bin, und Sie würden sich ebenfalls für mich fanatisiren..... aus heller Langweil! Wissen Sie denn nicht, Herr Graf, daß man nach Italien nur mit einer geliebten Frau reisen darf?"

„Ist es meine Schuld, daß ich keine habe?“ fragte ich.

„Sie sind wirklich wunderbar kindisch! sagte sie; und ein Kind kann nicht lieben.“

„Sie haben mich verschüchtert, indem Sie meiner Handlungsweise banale Motive unterlegten. Ich wage nicht mehr, als Mann zu sprechen.“

„Nun, das ist gut,“ sagte sie. Sie stand auf und begehrte meine Hülfe, um in ein Album ein Paar Ansichten vom Mailänder Dom zu kleben. Dann durchblätterte ich es: es enthielt nur Kirchen, von jeder eine äußere und eine innere Ansicht, und nur italienische.

„Die Kirchen geben den Städten ihren Charakter, sagte sie, denn sie sind aus der Zeit, als die italienischen Städte noch Charakter hatten. Von dem modernen Wesen, das sich jezt um sie herum lagert, brauch' ich kein Andenken; ich find' es überall.“

Als ich das Album schloß, bemerkte ich auf dem braunen Saffiandeckel ein großes goldnes M. Ich fragte, ob sie vielleicht Marie heiße.

„Nein, Melusine.“

„Melusine! rief ich; nun, das ist ein passender Name! ich hab' ihn nie gehört, als in dem Mährchen der schönen Melusine, wo die reizende Fee den Ritter von Lusignan mit ihrer Liebe beglückt, bis er, ungeachtet ihres strengen Verbotes, ihrer Abkunft nachforscht, und sie ihm entschwindet. Melusine! der Name darf nur von Feen getragen werden! Melusine! jezt weiß ich, was mich an Sie fesselt.“

„Sie werfen mir meinen Namen wie eine Beschwörung zu,“ sagte sie.

„Fürchten Sie deren Wirkung?“

„Nein! denn wenn ich in den Zauberkreis träte, was thät' es mir?"

„Melusine!" sprach ich beklommen und ergriff ihre beiden Hände. Sie trat zurück, sah mich noch trauriger an, als gewöhnlich und sagte:

„Mir thät' es nichts .... aber Ihnen" .... —

O Melusine! rief ich, so sprach auch die schöne Fee zum Ritter von Lusignan, warnte ihn vor Bekümmernissen, drohte ihm mit Schmerzen, die untrennbar von ihrer Liebe wären! glauben Sie, daß ihn das zurückgeschreckt hat? daß es mich, oder irgend einen Mann zurückschrecken könnte, der da liebt?"

„Es sollte doch," antwortete sie.

„Mein Gott, rief ich, welch eine seltsam kühle Liebe begehren Sie!"

„Ich! rief Melusine, ich begehre eine kühle Liebe? o, ich bin ja elend, weil ich nie einer andern begegnet bin!"

Sie stand wieder vor mir, wie Psyche, die vom Druck des Erdenlebens erlöst, in der seligen Freiheit des Olymps sich wiederfindet. Die Göttererscheinung warf mich nieder, ich lag zu ihren Füßen, ich drückte meine Stirn, meine Lippen auf ihr Kleid, auf ihre Hand.

„O bleibe so! rief ich, um Gottes willen, bleibe so, in dieser unirdischen Schönheit, die kein Weib je besessen hat! .... Und so sage mir — nicht, daß Du mich liebst, aber — daß Du an meine Liebe glaubst, an die gewaltsame, allbeherrschende Liebe, die mich in Deine Sphäre geschleudert und mich zum Mond Deines Sonnenwesens gemacht hat. Zähle nicht die vergangenen, warte nicht auf zukünftige Stunden, um mir das zu sagen! Heute wie immer vergöttere ich Deine Cherubseele, die nichts will, in nichts Befriedigung findet, durch

nichts sich verklärt, als durch Liebe. Wär' ich Dir als Knabe begegnet, so hätte ich in Dir die Mutter, als Greis die Tochter geliebt — immer das, was jeglichem Alter am süßesten zu lieben ist. Laß es jezt die Geliebte sein, Melusine! laß mich Dir folgen, oder folge Du mir! In Deiner unbewachten Einsamkeit hast Du getrauert, bitter und tief, ich hab's gesehn! Vielleicht hast Du an der Seite eines Andern bitter und heiß geweint! Hier, vor mir, zu mir, hast Du gelächelt, wie vielleicht nie seit dem Moment, wo die erste Ahnung der Liebe in Dir aufblühte. O lächle wieder, Melusine, und lieblicher noch, seliger noch, denn was Dir gedämmert hat, ist Tag worden — ich liebe Dich, Melusine!"

„Armer! o Armer! Armer! sagte sie und legte die Hand auf meine Stirn, Du wirst nun elend sein.... eine Zeit lang."

„Erst glücklich — dann immerhin elend!" rief ich.

„O Du bist allzu verwegen, sprach sie; nach dem Glück schmeckt Elend herbe. Soll ich Dir die unumstößliche Gewißheit geben, daß ich an Deine Liebe glaube, indem ich sie erwidere, und Dich dann von mir weisen, wie einen Fremden? soll ich Dir meine Seele zu beherrschen geben, wie meinem König, und sie dann Dir entziehen, wie einem Feinde? Und das muß ich!... siehst Du, rings über diesen Hort der schützenden Berge hinaus — da sind wir getrennt".... —

„Aber hier vereint, in Deinem Zauberreich, Melusine, meine Fee! — und dann, durch Deine Liebe dazu befähigt, erobere ich uns ein Fleckchen Erde, wo es keine Trennung für uns giebt."

„Das wäre das Grab! sprach sie mit einer Verzweiflung, die mich kalt überrieselte; denn lebend .... haben wir keine Freistatt bei einander."

„Bist Du so unzerbrechlich durch die fremde Liebe gefesselt?" fragte ich traurig.

Sie machte heftig eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sprach dumpf:

„Nur durch mein grauenhaftes Schicksal!"

„Und nichts Anderes verbindet Dich mit dem Mann, dem Du gehörst?"

„Unermeßliche Dankbarkeit von meiner Seite."

„Und wer bist Du? wie heißt Du? wo lebst Du?"

„Still, still, still! um Gottes Barmherzigkeit willen .... still! ich mag's nicht sagen! ich will's nicht Ihnen sagen, denn Sie lieben mich und wenn Sie es erfahren .... — Sie brach ab, legte ihre Hände auf meine Schultern und fragte: Warum gefall' ich Ihnen so sehr?"

Ich sprang auf und rief lebhaft: „O Sie gefallen mir gar nicht! Tausende können mir gefallen, aber Sie beherrschen mich durch eine höhere Gewalt, die aus Ihrem Herzen in mein Herz dringt und durch Ihr unergründliches Auge zu mir spricht. Dreimal hab' ich Ihr Auge aufleuchten sehen, wie wenn Freudenfeuer an hohen Festen sich entzünden; und wirklich waren es Feste für Ihre Seele, denn das vollkräftige Liebesgefühl in mir wehte sie an, wie Frühlingsluft, und sie gedachte der Auferstehung, der Himmelfahrt" .... —

„Und der Passion!" unterbrach sie mich.

„Nein, sagte ich; Ihre Seele ringt in der Passion nur, wenn Sie nicht die Zuversicht zur Liebe haben! Liebe ist Dir, wie jedem Menschen, die erlösende, die heiligende Kraft,

und der Mann, der Dich liebt, ist Dein Befreier, ist der Perseus, der die gefesselte Andromeda von dem starren Felsen der Trauer losreißt.“

Melusine breitete die Arme gen Himmel; sie stand mit dem Rücken dem ofnen Fenster zugewendet, und ihre wunderschöne Gestalt zeichnete sich so weich, so verschmelzend in den blauen Himmel hinein, daß mir war, als werde sie, wie die Fee, ihre Namensschwester, durch die Lüfte von dannen fliegen. Ihr Gesicht war aufwärts gekehrt, das Haar fiel von den Schläfen zurück; in glänzender Extase stand sie da; dann sank sie langsam, langsam auf ihre Knie und

„Rette mich! rette mich!“ sagte sie und Thränenfluten überstürzten ihr Antlitz.

Ich hob sie auf, in meine Arme, an mein Herz. Nach einer Weile sagte sie:

„Wie heißt Du?“ —

Ich nannte ihr meinen Namen.

„Ulrich klingt hart, sagte sie; in alten Zeiten sprach man ihn aus Hulderich; so laß mich Dich nennen, mir bist Du huldreich.“

Alles, was sie jezt that und sagte, war von einer Innigkeit, von einer Seelenvibration, die sich zu ihrer früheren zerstreuten Gleichgültigkeit verhielt, wie eine Purpur-Aurora zum grauen Schatten der Dämmerung.

„Hulderich, sagte sie, besinne Dich recht; Du hast noch die Wahl: ich nenne mich Dir jezt, und wir gehen zur Stelle — Du nach Süden, ich nach Norden“.... —

„Aber warum, o Gott!“ rief ich.

„Die Antwort auf dies Warum würde uns trennen, sagte sie, darum frage nicht eher, als bis Du entschieden bist; —

oder ich bleibe hier, und Du auch, einige Tage oder Wochen, und dann trennen wir uns, und Du erfährst nie, nie, wer ich bin und wohin ich gegangen; denn alsdann sag' ich es Dir nicht, Hulderich, und Du mußt mir einen Eid ablegen mir nicht nachzuspüren! denn.... erfährst Du dann meinen Namen, so kann Dir der Tod nicht weher thun! wolverstanden, wenn Du mich wirklich liebst!"

„Wonn' oder Weh komme über mich! rief ich, so lieb' ich Dich, Melusine! Ich schwöre Dir, Dir nicht nachzuspüren! aber sei Du eine Mörderin, stehe Du auf dem Schaffot, und rufe mich, ich komme!.... ich komme von der andern Hemisphäre, Melusine, auf einen Wink".... —

„Hoffe nie auf diesen Wink, noch auf irgend ein Liebeszeichen. Ich gebe sie nicht, ich schwöre das, Hulderich! Ja, mehr noch! sollte uns der Zufall dereinst zusammen oder an einander vorbei führen — ich würde Dich verleugnen, ich würde Dich nicht wiederkennen, ich würde sagen: Sie sind mir fremd, mein Herr! — Das muß ich.... Deinetwegen!"

Sie drückte die Hände mit krampfhafter Wildheit vor die Stirn und sagte dann im veränderten Ton:

„Einsamkeit exaltirt! wir Beide haben das eben etwas zu sehr erfahren, Herr Graf. Ich denke, noch heut über den See nach Varenna zu gehen."

Ich umklammerte ihre Hand, als fürchte ich, daß sie mein Todesurtheil damit unterzeichnen werde, und rief: „Nein, nein! mögen Sie ein Engel oder ein Ungeheuer, eine Fee oder eine Königin, ein Weib oder ein Gespenst sein — ich lasse Sie nicht fort! nicht jezt! Sie sollen lächeln und lieben! Sie sollen an Liebe glauben und glücklich sein! O gönnen Sie sich doch diesen Frühlingstag; er ist vielleicht der einzige

in Ihrem Leben! o gönnen Sie mir das Bewußtsein, Ihnen diesen Tag heraufgeführt zu haben."

„Wie kann man sich dermaßen für ein Paar traurige Augen fanatisiren?" sagte sie mit ihrem melancholischen Lächeln.

„Ich darf Sie nicht fragen: wer und wohin? Sie dürfen eben so wenig mich nach wie und warum? fragen. Melusine, laß uns an einander glauben."

„Wie lange?" fragte sie mit kaltem Spott.

Aber ich ließ mich nicht irre machen und sagte: „Wo Glaube und Liebe einmal sich entzündet haben, und hätten sie auch nur eine Sekunde in hoher Flamme gelodert — da sind sie. Was einmal ist, ist ewig; der Geist gebiert nichts umsonst. Was der Ewigkeit angehört, kann nicht nach kurzer oder langer Zeit gemessen, in Vergangenheit oder Zukunft classificirt werden; in diesem Gebiet hat wie lange und immer einen und denselben Klang."

„Sie sind ein großer Schwärmer, und ich thue vielleicht sehr Unrecht, Ihnen nicht zu sagen: das that ich; kannst Du mich noch lieben?"

„Mein Gott, welcher Unthat können Sie sich zeihen? Charlotte Corday wird verehrt, Beatrice Cenci als Märtyrin beklagt, Judith zwischen die Heiligen gestellt. Oder haben Sie einen Schatz veruntreut? in einem unerhört bewunderten Roman, in Eugen Aram, ist bewiesen, daß man ein erhabner Mensch und ein gemeiner Dieb sein könne" .... —

„Sie spotten und mir bricht das Herz!" rief Melusine. Sie sank todtenblaß auf das Sopha und brach in ein so trostloses Weinen aus, daß ich zitternd, wie ein überführter Missethäter vor ihr stand.

„Aber sehen Sie denn nicht, daß meine Seele zerrissen ist? rief sie dazwischen; aber fühlen Sie denn nicht, daß jede Berührung ihr weh thut, daß sie still eingewickelt liegen muß in ihre Gleichgültigkeit, wie die Raupe in der Puppe? aber wissen Sie denn nicht, daß Frühlingsluft im Januar schädlich ist, weil sie Blüten hervorlockt, die in Schnee und Frost umkommen müssen, und daß mein ganzes Leben ein Januar ist? — Was drängen Sie sich an mich, um mich zu verletzen! gehen Sie zu den Fröhlichen, zu den Glücklichen in der Welt — die vergessen leicht, was weh thut! aber mein Herz ist wund, um und um. Gehen Sie, Graf! o gehen Sie! ich mag Sie nicht mehr hören."

Sie wies mich fort. Statt dessen umschlang ich, vor ihr niederknieend, ihre Knie, und sagte:

„Melusine, die Liebe verletzt im Rausch des Entzückens das Geliebteste; wie kannst Du zürnen?"

Sie stand auf, machte sich los, und blickte auf mich herab mit ihrem göttlich gewaltigen Auge, das ein prächtiger Zorn noch mächtiger machte; ihre Lippen bebten, ihre Wangen glühten.

„Leben Sie wol!" sagte sie.

„Wenn Sie abreisen, so folge ich Ihnen, entgegnete ich gelassen, denn ich liebe Sie. Sie brauchen weder auf das Eine noch das Andere Rücksicht zu nehmen, allein Sie können es mir nicht verbieten, denn Ihre frühern Aeußerungen haben mir klar gesagt, daß Ihre Verhältnisse nicht durch meine Liebe beeinträchtigt werden, daß ich mir allein Leid zufüge: so will ich denn wissen, in welchem Grade. Wenn nicht das Glück — so komme der Schmerz meines Lebens durch Sie über mich."

„Mein Gott, rief Melusine, bin denn nur ich ein so erbärmliches Geschöpf, oder sind es alle Frauen, daß ein Funke von Liebe im fremden Busen alle Panzer schmilzt, die sie um den eignen geschmiedet haben! mein Gott, ich glaube, wir gehen aus dem Paradies in die Hölle, wenn der Teufel zu uns spräche: ich liebe dich und deine Liebe kann mich erlösen! mein Gott! mein Gott! und ich bin nicht im Paradiese, sondern in der Hölle, und vielleicht spricht ein Engel zu mir: ich liebe dich, und meine Liebe kann dich erlösen."

Wieder stand ich zitternd ihr gegenüber. Diese Glut, diese Leidenschaft — — bah! welch nüchterne Worte! wie sind sie verwebt mit plumper Bedeutung! wie viel Irdisches liegt darin, was ihre Flammenglorie verdunkelt! Nein, Extase will ich sagen, oder Begeisterung. Unica, wenn Du je nach Rom gehst, so besuche die Kirche Sta. Maria in Vallicella. In dem dazu gehörenden Kloster ist der heilige Philippus Neri gestorben, und es werden dort allerlei Erinnerungen und Reliquien von ihm aufbewahrt, unter andern auch Maßstab und Winkelmaß des berühmten Baumeisters Vanvitelli, welche er aus besondrer Verehrung für den Heiligen als Votivgabe ihm dargebracht hat. Dies ist aber nicht die eigentliche Merkwürdigkeit, sondern ein Bild Guido Renis ist es, welches den Heiligen im Gebet darstellt, und zwar so, wie man ihn vor dem Altar gesehen haben will, nämlich durch die Extase von der Erde etwas erhoben, und schwebend knieend. Diese unirdische Stellung, dies freudige Zittern der erhobenen Hände, dies Aufwärtsringen des Blicks, des Leibes, diese Gewalt der Seele über die schwere Körperlichkeit, ist mit einer Freiheit und Natürlichkeit wiedergegeben, die ich nie in einem Gemälde — und bei keinem andern Menschen, als bei Melu-

sinen gesehen habe. Damals hätte ich mich nicht gewundert, wenn sie in ihr rosenfarbenes Kleid, wie in die Morgenröthe sich hüllend, lebendig gen Himmel gefahren wäre. Ich wunderte mich im Grunde, daß es nicht geschah, daß die Aspirationen einer solchen Seele nicht längst den Körper zerrieben hatten. Ich sagte auch ganz träumerisch:

„Bin ich nicht etwa ein Sonntagskind und seh' eine Geistererscheinung am hellen Tage? bist Du wirklich, leiblich, menschlich, Melusine?“

Ich faßte ihre Hand, wie, um mich zu überzeugen, und wieder frappirte mich der energische Druck der schlanken Finger, denn sie ergriff meine Hand und sagte finster:

„Ein Mann hat mich in den Abgrund des Jammers und der nie versiegenden Trauer gestürzt, weil er mich gleichgültig fortwies, mich, die von ihm, wie von Gott, mein Heil erwartete, denn ich hatte für ihn mein junges, frisches, flügelschlagendes, königliches Herz in den Staub geworfen, und er hatte damit gespielt. So sprechen alle Frauen, nicht wahr? das ist eine ganz alltägliche Geschichte, die jedem Mann passirt ist, vielleicht auch Ihnen, nicht wahr? immer meinen die Weiber, der, gerade der habe sie ruinirt, und hundert Andern wäre es ebenfalls gelungen, nicht wahr? ich will Sie auch keineswegs mit dieser Litanei ermüden. Also: ich litt Schiffbruch, ich strandete an einer öden, wüsten Insel, aber sie war für mich der Heerd eines Gastfreundes, denn sie nahm mich auf und die Wellen durften nicht mehr mit mir spielen. Kein Menschenfuß betritt sie, keine Menschenhand erreicht sie, ich bin einsam, einsam, einsam in der Verbannung, ich bin's auf Lebenszeit; Niemand kann mich fortführen, oder jene öde Stätte schmücken; aber ich habe mich dazu resignirt, und jezt

thut mir dort in meiner Abgeschiedenheit auch Niemand mehr ein Leid. Ich bin gefeyt. Ich mag auch nichts mehr — kein Glück, keine Freude, keinen Genuß, keine Zerstreuung, kein Vergnügen, keine Beschäftigung; es ist nicht der Mühe werth. Nur lieben mögt' ich — aber lieben" .... —

Sie sah zum Himmel mit einem Ausdruck, daß mir unwillkürlich die Thränen aus den Augen stürzten. Sie sprach befremdet:

„Warum weinen Sie denn? ist das nicht der Wunsch aller Creatur? — Ich mögte lieben, um wieder das alte Vertrauen zum Menschen, zum Ebenbild Gottes, zu Gott fassen zu können — daß nicht Lüge die Welt beherrscht! Ich mögte lieben, um besser zu werden, als ich bin, — nicht des Glücks wegen, das darin liegt; denn die Paar glücklichen Stunden werden früh untergehen, wie eine Aurora in Wolken; und ich mögte ja nur etwas darin finden, was so lange ausdauert, wie meine Seele. Ich mag wol irren, denn ich bin elend und Elend macht den Blick unklar, weil er nur durch Thränen sieht — aber mir däucht, daß der von Gott verlassen ist, der keinen Menschen liebt und von keinem geliebt wird; daß ein höherer Segen darin liegt, den Geringsten zu lieben, als mit den Größten in einer Reihe zu stehen, die Gewaltigsten zu beherrschen und mit den Herrlichsten zu wetteifern; daß man sich darum auch nicht schämen dürfe, den Geringsten zu lieben; ach! .... ich bin die Geringste .... aber wird der deshalb kleiner; der mich liebt?"

„Nein, Melusine, tausendmal nein! die Liebe macht nie klein durch ihren Gegenstand. Man sagt wol, nur das Schönste, nur das Vollkommenste sollten wir lieben; ach, was haben wir denn dem Schönsten und Vollkommensten anzubie-

ten? was können wir ihm sein? was ihm geben? wer mag denn in der Liebe nur nehmen, Melusine? — Das Schwache zu unterstützen, das Wankende zu erkräftigen, das Verfinsterte zu lichten, das Sehnsuchtvolle zu befriedigen, das Strebende zu beflügeln — das sollte uns klein machen? warum sollen wir nicht mit derselben entzückten Andacht dem Werden nachschauen, als dem Gewordensein? und in welcher Menschenseele ist denn überhaupt etwas Anderes zu finden, was ihr den Stempel der Schönheit aufdrückt, als der mehr oder minder glühende Durst nach dem Werden? Eine Pflanze blüht früher, die andere später; eine Frucht reift langsamer, die andre schneller; und das Werden der Menschen sollte bei Allen im gleichen Schritt vorwärts gehen? Lord Byron legte bei achtzehn Jahren den Grundstein zu seiner Unsterblichkeit, Rousseau bei achtundvierzig. St. Aloysius war ein Heiliger von der Wiege an, St. Augustin ward es nach einem sturmdurchwühlten Leben. Wer mögte hier den Glauben, dort den Genius höher oder tiefer stellen, je nach der Jahreszahl? — Welche Seele wir mitbringen für den Glauben, für den Genius, für die Liebe — darauf kommt es an, Melusine, die adelt uns, und Du, ich sagt' es Dir schon, hast eine Cherubseele, die im Feuer der Liebe ihre Heimat hat und jezt vielleicht nur eines geringen Fehltritts wegen, den auch Engel begangen haben, in der Verbannung ist."

„O, sagte Melusine, Du kannst lieben! sogar mich." Sie umschlang mich mit dem linken Arm und hob den rechten gen Himmel. „Hulderich, reiches, edles, reines Herz! weil ich traurig, weil ich elend, weil ich armselig bin — darum liebst Du mich! so lieben die starken und großen Seelen, so kam der Heiland für die Sünder in die Welt, so begnadet Gott die

Creatur. Was Christus gethan hat, kannst Du auch thun, Hulderich, nicht einer Welt, aber einer Seele, meiner Seele. Dafür wirst Du denn auch ans Kreuz geschlagen und ich werde zu Dir beten, wie zum Erlöser. So wird es sein; nicht anders! ich habe Dein Opfer angenommen, Hulderich."

Ihr Arm sank herab und wie ein Blumenkranz um mein Haupt. — —

Lächelst Du, Unica? scheint Dir diese Romeo-Liebe, die aus einem Blick und einem Wort entspringt, und am ersten Tage schon über alle Zweifel und jede Schwankung zur Gewißheit schreitet — sehr plump, sehr unnatürlich, sehr knabenhaft schwärmerisch? Ich muß es mir gefallen lassen. Darum werd' ich Dir auch nichts erzählen von jenem Monat Junius. Dem Gleichgültigen würde Alles wie fabelnde Uebertreibung klingen, was für mich doch nur ein schwacher Nachhall von jenem feurigen Hymnus der Liebe wäre. Der Nüchterne würde Rausch nennen, was mir Begeisterung war: im Rausch liegt die Lüge, in der Begeisterung die Wahrheit; das unterscheidet beide. In keinem Moment meines Lebens hab' ich mich so bereit, so stark, so freudig zur Vollendung jeder Aufgabe, zur Vollbringung jeder Pflicht, zu Allem, was tüchtig, brav und recht ist, gefühlt — als damals, obgleich die Wellen des übermächtigsten Gefühls wie Katarakte über mir zusammenschlugen.

Melusine war — ja, wie war sie? wie soll ich sie Dir beschreiben? Einem Mann eher! der denkt an die ehemalige oder die zukünftige Geliebte und begreift wenigstens zur Hälfte; aber eine Frau kann nur an sich denken und begreift gar nicht — oder ganz, und ich weiß freilich nicht, ob noch eine Melusinen-Natur auf der Erde existirt. Denn sie war

Alles: göttlich und zauberhaft, ein Engel und ein Elementargeist, primitiv wie eine Gottheit, oder wie ein Kind, ungebändigt wie eine Naturkraft, oder wie ein Weib; (denn das sind alle Frauen! Erziehung, Welt und Herkommen künsteln dermaßen an ihrem äußern Wesen, daß ein Gegensatz von unbändiger Wildheit tief in ihre Seele unausrottbar Wurzel schlägt) Melusine war lustig wie ein Knabe, seelenvoll wie eine Frau, melancholisch wie ein Mensch. Sie konnte auch Alles; aber sie that nichts und langweilte sich auch nicht. Hätte sie ihre geistigen Kräfte auf irgend einen Punkt concentrirt, sie wäre schaffend oder handelnd ein Genie gewesen. Jetzt war sie nur ein Genie im Lieben. Hätte sie für ihre Schönheit, für ihren Anzug nur den hundertsten Theil der Aufmerksamkeit gehabt, welche ihrem Geschlecht fast angeboren ist, so mein' ich, daß alle Männer sie hätten anbeten müssen. Jetzt war sie vielleicht nur für den schön, den sie liebte. Sie trug keinen Hut, sie kletterte in Regen und Hitze auf den Bergen umher, sie steckte ihre Hand aus der Barke in den See, obgleich die Sonne auf das Wasser schien; sie trug ein hellrothes, oder ein weißes Musselinkleid, immer ganz frisch, aber ganz schlicht. Sie hatte schöne Sachen, Shawls, Spitzen, Schmuck; es wäre den meisten Frauen eingefallen — nicht sich zu putzen, aber doch durch irgend einen Wechsel das Auge des Geliebten zu reizen; ihr nicht. Gedankenlos war sie sich ihrer unwandelbaren Schönheit bewußt; sie hatte den Gürtel der Venus. — —

Der erste Julius war zu unsrer beiderseitigen Abreise unwiderruflich bestimmt. In demselben Augenblick sollte das Dampfboot sie nach Varenna, eine Barke mich nach Como führen. Bis dahin lebte ich, wie der Ritter von Lusignan

mit seiner geliebten Fee mag gelebt haben, selig des überirdischen Besitzes.

„Fürchtest Du nicht die Zukunft, Hulderich, die uns so herbe trennt?“ fragte sie plötzlich, als wir eines Abends wie gewöhnlich nach Sonnenuntergang auf dem Wasser fuhren.

„Aber was kann ich denn jezt fürchten! rief ich; sprich mir vom Laurentiusrost und von den Martern aller Heiligen des Kalenders — der Gedanke an Dich schwebt über ihnen, wie die Kraft der Engel, welche alle Marterwerkzeuge zerbricht und alle Scheiterhaufenflammen kühlt.“

Sie saß hinten auf der Querbank; ich lag ausgestreckt auf der einen Seitenbank und mein Kopf an ihrer Brust, von ihrem rechten Arm gehalten. Zuweilen überzitterte ihre Linke mein Haar, mein Antlitz, ohne es eigentlich zu berühren, und ihre Augen leuchteten durch die zunehmende Finsterniß so magisch, daß sie in mich hineinfunkelten, selbst wenn ich die meinen schloß. Und zuweilen sagte sie mit ihrer linden, reinen, perlenden Stimme:

„Hulderich .... mein Viellieber!“ .... —

„Oh! unterbrach Ulrich plötzlich sich selbst, und schlug mit einer verzweiflungsvollen Bewegung die Hände vor die Stirn; noch jezt, nach so vielen Jahren, nach solchen Martern, nach solchen, alles abtödtenden Erschütterungen, klingt die Stimme, funkeln die Augen, umrieselt mich die Berührung, und der magnetische Wonneschauer, den ihre Gegenwart mir immer gab, vibrirt durch mein ganzes Sein, und schleudert mich mit ihr zusammen auf die selige Insel zurück, wo ich das eine hohe Fest meines Lebens gefeiert habe.

Athemlos vor Erstaunen starrte Unica ihren Mann an. Aber war es denn wirklich ihr Mann, der Ulrich, den sie kannte? er war nicht mehr häßlich, nicht mehr gleichgültig, nicht mehr fatiguirt. Die düstre Falte zwischen den Augenbrauen war geglättet, die Stirn frei, die Wangen geröthet, und in seinen Augen brannte eine so tiefe Glut, daß die Eifersucht begann, ihren scharfen Stachel in Unicas Busen zu graben. Daß Ulrich so sein, und daß sie dies nur in dem Moment erfahren konnte, wo die Erinnerung an eine andre Frau ihn beherrschte, das verwundete ihre keimende Liebe sowol, als ihren Stolz. Sie sagte eisig:

„Willst Du nicht ein Glas Zuckerwasser trinken? die lange Erzählung erschöpft und erhitzt Dich.“

Ebenso eisig entgegnete Ulrich: „Darf ich Dich bemühen, Beste?“

Er nahm das Glas, welches sie ihm vollgeschenkt anbot, aber statt zu trinken, zerstieß er den Zucker mit dem Löffel und sagte gedankenlos: „Zu diesen rubinfarbenen Trinkgeschirren gehören durchaus Löffel von Vermeil.“

„Sie wären wol eleganter, antwortete Unica; aber mögtest Du nicht in Deiner Erzählung fortfahren?“

„Ja so! rief er; Dein Zuckerwasser ist wie der Lethe: er spült auch die herrlichsten, süßesten Erinnerungen fort. Nun, ich werde kurz sein in meinem ferneren Bericht.“

„Es giebt eine Blume, die blüht zwischen Dornen und Gestrüpp, an Hecken und Gräben, ein schneeweißer, transparenter Becher, zart, frisch; und in dem Moment, wo man sie pflückt, ist sie welk und matt. Es ist nur eine schlichte Feldblume, und ich meine, sie heißt Convolvel. So hing Melusine in meinen Armen am Morgen jenes ersten Julius. Es

war eine fürchterliche Nacht vorhergegangen, keine Sekunde des Schlafs über sie gekommen. O, in Lust und Freude die Nächte zu durchwachen, in trauten Gesprächen, in mysteriösen Entzückungen, in der begrenzten Heimlichkeit des engen Zimmers, in dem duftigen Schooß der freien Natur — das ist leicht! aber diese Nacht! Ich beschwor sie, nur eine Viertelstunde zu ruhen.

„Nein! rief sie, es bricht ja schon die lange Nacht an, in der ich Dich nicht mehr sehen werde. So lang' ich bei Dir bin, will ich Dich sehen."

Sie ging auf und ab, stundenlang. Gegen Morgen schlug ich ihr eine Wasserfahrt vor, um sie ein wenig durch die frische Luft zu calmiren; aber sie war zu nervos aufgeregt, um auf einem Platz ausharren zu können: sie lehnte es ab. Bald faßte sie mich unter den Arm und ich mußte mit ihr durch die Zimmer gehen; bald blieb sie vor mir stehen mit untergeschlagenen Armen, nach ihrer Weise, und sah mich so unbeweglich an, als wolle sie mich auf dem langen, goldnen Stral, wie auf einer Himmelsleiter, in ihr Aug' und ihre Seele ziehen; bald umfaßte sie mich mit einer krampfhaften, zitternden Spannung, die ihr gar nicht eigen war; denn in Ruhe oder in Leidenschaft — immer hatt' ich sie energisch gesehen. Schwer lehnte sich ihr schöner Kopf an meine Brust, schwer lag ihre Hand auf meiner Stirn, meiner Schulter, schwer — sie! welche die liebliche Eigenschaft hatte, leicht wie ein Schmetterling zu sein, oder sich zu machen. Der Glaube lehrte auf dem Wasser zu gehen, Melusine schien auf der Luft gehen zu können. Leichen sind schwer, weil die Seele sie nicht mehr durchathmet; ihre Seele drohte sich vom Körper loszureißen, daher kam diese leichenhafte Schwere über sie.

Als die Sonne ihre ersten Stralen lang in das Zimmer hineinwarf und ich die Kerzen löschte, sah ich erst recht ihre fürchterliche Zerstörung. Sie war noch in dem weißen Musselinkleid des vorigen Tages, das Haar hing halb aufgelöst über ihren schlanken Nacken. Zuweilen nahm sie einen Streif, wickelte ihn um ihre Finger und warf ihn dann, den Kopf schüttelnd, hastig über ihre Schulter zurück; oder sie faßte plötzlich mit beiden Händen ihren Kopf und drückte die Schläfen, so fest sie konnte. Dadurch war das Haar zerwühlt, und gab ihrem geisterbleichen Antlitz einen erhöhten Ausdruck von Verzweiflung.

„Dies ist mein letzter Sonnentag, sagte sie, und sah abwechselnd mich und die Sonne an; ist der Tod nicht heller, als ewige Finsterniß?"

„Melusine! rief ich, bei Deiner Liebe zu mir, denk' an das Leben, nicht an den Tod! kannst Du wissen, wie unsre Schicksale sich wenden? ob Du nicht dereinst noch glühend das Leben wünschen wirst, in seliger Vereinigung mit mir."

„Nein, Hulderich, sagte sie, solche Hofnungen hab' ich nicht, kann sie nicht haben; nicht sie werden mir das Leben leichter machen! Aber da es nun doch einmal mit Deiner Liebe begnadigt worden ist — mein armes, verfinstertes Leben mit Deiner glorreichen Liebe — so will ich es denn auch ausleben, und Dein Herz soll der Altar sein, vor dem in stiller, andächtiger Huldigung mein Wesen als ewige Lampe beständig flammt und nie sich verzehrt. Das Leben empfing die Verheißung der Ewigkeit — nicht der Tod."

So hatte sie die ganze Nacht zu mir gesprochen, und ich erkannte daraus mit unsäglicher Freude, daß sie zwar in dem Schmerz des Abschieds wie auf einem lodernden Scheiterhau-

fen stehe, aber daß die dumpfe Trostlosigkeit, in der ich sie gefunden, nicht mehr wie ein seelenentnervender Sirocco auf ihr brüte. An mich dachte ich damals nicht; das kam später.

Das Dampfboot rauschte über den See, die Glocke gab das Zeichen. Melusine sah mich mit einer Angst an, daß mein Hirn sich zu spalten drohte.

„O mein Engel, laß mich bei Dir bleiben!“ flehte ich zu ihren Füßen.

Aber sie machte mit Kopf und Hand eine verneinende Bewegung und fiel ohnmächtig an meine Brust. So brachte ich sie in die Barke und aufs Dampfboot, welches sich sogleich in Bewegung setzen wollte. Das Pochen meines Herzens mußte sie geweckt haben, denn sie schlug die Augen auf, als ich sie in der Kajüte auf ein Sopha niederlegte; ihre Lippen brannten auf den meinen, dann sagte sie:

„Hulderich, mein Viellieber.... lebe wol!“ und sich von mir abwendend, verhüllte sie ihr Antlitz. Ich stürzte fort und in meine Barke. Da stand ich und sah dem fortbrausenden Dampfboot nach, und als ich es nicht mehr sah — sprang ich in den See und schwamm der Richtung nach, die es genommen, als ob ich es einholen wollte oder könnte. —

Dies war der erste Akt meiner Liebestragödie. Der letzte spielte fast vier Jahr später. Ich hatte sie ausgefüllt mit einer Reise durch Italien und Griechenland und durch einen dreijährigen Aufenthalt bei der Gesandtschaft in Stockholm und Petersburg. Nach Deutschland war ich nur flüchtig gekommen; das Alles weißt Du. Aber wie ich innerlich lebte — das weißt Du freilich nicht! es war ein Traumleben, von dem ich selbst wirklich nicht begreife, wie ich es so lange führen konnte. Alle Erscheinungen, Bilder und Dinge waren

mir äußerlich, wesen- und gehaltlos, und ich ließ sie an mir vorbeirollen, wie die bunten Schattengestalten der Zauberlaterne, ohne eine Innerlichkeit, eine Wahrhaftigkeit von ihnen zu begehren. Aber von mir begehrte ich sie. All meine Kräfte und Fähigkeiten wendete ich nach innen, nicht sowol, um Tüchtiges zu leisten, als hauptsächlich um tüchtig zu sein. Denn ich finde Melusine wieder! das war tagtäglich mein erster Gedanke; und mein Leben soll beweisen, daß ich ihrer würdig bin, und ich will sie dadurch zwingen, mich anzuerkennen, und sie soll mit Stolz sagen: er liebt mich — darum ist er, was er ist. Melusine war das Prinzip meiner Existenz, die ewige Wahrheit in dem System meines Lebens. Wie ich auch ging, ich konnte sie nicht verfehlen, sobald ich nur ihr und mir getreu blieb! auf einem Punkt, früher oder später, mußte ich ihr begegnen. Mit dieser Zuversicht ging ich fast glücklich dahin; denn brennende Sehnsucht verwüstet nur momentan, und befruchtet dauernd das Erdreich der Menschenseele, so wie über den Lavaschlacken des Vesuvs die campagna felice prangt. Eine einzige felsenfeste Ueberzeugung wird für uns der Pharus, dessen Licht uns um alle Klippen und durch alle Brandungen leitet. Melusinen hatte ich mich zu eigen gegeben; in ihr fühlte ich mich frei, und in meiner Freiheit — stolz. Damals hast Du mich gesehen, Unica. Damals wartete ich auf Melusine, wie die Gläubigen auf ein Mirakel, wodurch sich ihnen die Gottheit offenbaren soll. Sie zu suchen fiel mir nicht ein, und nicht meines Gelübdes wegen; ich glaubte eben nur, zur rechten Zeit werde sie mir zugeführt werden. Mitunter ertappte ich mich darauf, einem rosenfarbenen Kleide oder einem Florentiner Strohhut rasch nachzugehen; dann mußt' ich über mich lächeln. Auch mich zu zergrübeln,

wer und was sie sein möge, fiel mir nicht ein. Wie sie war — das dacht' ich nach, und immer mit demselben Entzücken. O mein Gott! im Namen dieser Frau hätte ich Wunder thun mögen und thun können.

Ich ward nach Berlin mit einem besondern Auftrag gesendet. Erstens ist Berlin sehr langweilig, und zweitens lebte dort eine Schwester meiner Mutter, die Gräfin Wettberg, die mich mit ihrer ältesten Tochter verheirathen wollte: dies war genug, um mir meine Sendung unbehaglich zu machen. Ich nahm mir auch vor, nur die allernothwendigste Zeit dort zu bleiben und dann hieher zu gehen, und Deinen Vater zu besuchen, der, wenn er auch unsre Verbindung wünschte, doch andre Allüren dabei hatte, als meine liebe Tante. Unverheirathete Männer sind wirklich gezwungen, den Frauen den Hof zu machen, sobald es ihnen einfällt, das triste Einerlei der Gesellschaft durch ein solches Reizmittel etwas lebhafter aufzufärben; denn bei Mädchen dürfen sie es nicht wagen, wenn sie sich nicht schlau oder stark genug wissen, um der Ehemänner-Presse zu entschlüpfen.

Abgesehen von meiner leidenschaftlichen Liebe für Melusine, die mich in eine Region entrückte, welche jedem andern Weibe unzugänglich war: würde dennoch meine Cousine Rosalba, hoch und dünn aufgeschossen, goldhaarig, funfzehnjährig, niemals den geringsten Eindruck auf mich gemacht haben. Sie war ein gutes Kind, so behandelte ich sie, und sie war ganz damit zufrieden, denn ich schien ihr viel zu alt und ernsthaft, um ihr Mann zu werden. Dies gestaltete sich sogleich in den ersten Tagen, trotz der Anspielungen meiner Tante, und ich war dessen herzlich froh.

Es war um die Zeit des Aequinoctiums! eine bängliche Zeit, dieser Kampf in der Natur zwischen dem Winter und Frühling, dies Ringen, Entfliehen und Wiederkehren, diese Stürme und Regenschauer und Schneewolken, mit feuchtheißen Sonnenblicken untermischt! Der Mensch leidet in dem Krieg der Elemente; er weiß nicht, zu wem sich halten, zum jungen, üppigen Frühling, zum alten, strengen Winter; jener ist zu auflösend, dieser lästig durch seine Erstarrung. Von diesem Gährungsprozeß der Gesamtnatur können sich wenig Menschen frei halten, sogar große Genies nicht; aber die vielleicht am wenigsten, weil ihre Kräfte primitive Frische und Gewalt haben. Weder Milton noch Alfieri waren im Stande, zur Zeit des Aequinoctiums zu dichten.

Ich kam eines Morgens ganz erschöpft zu meiner Tante, denn es wehte ein Südwestwind, der mich auf dem Wege vom **Hôtel de Russie** nach der Behrenstraße wie unter der Kelter gehabt. Im Vorzimmer blieb ich stehen und sagte halblaut: „Wenn es doch endlich einmal wieder Junius werden wollte!“ Erschrocken über mein Selbstgespräch sah ich mich um, ob Niemand es gehört habe, und dabei fiel mein Blick auf einige Blumentöpfe im ofnen Fenster, Pfleglinge meiner Cousine Ida: da stand die bewußte Erika. Durch eine Ideencombination fiel mir plötzlich bei, daß heute Melusinens Geburtstag sei, und ich blickte die Blume an, als sei sie ein Bote, ein Gruß von der Geliebten, und als würde sie ihr alles erzählen, was ich in ihre blaßrothen Glöckchen flüsterte. Plötzlich weckte mich Pferdegetrappel, denn das ist etwas Seltnes in der stillen Behrenstraße, und aus dem Thor des gegenüber liegenden Hauses ritt langsam auf einem großen Apfelschimmel im blaßgrauen Reitkleid — Melusine hervor. Sie war

Digitized by Google

es; der Anzug machte sie größer und dünner, der Hut versteckte ihre Stirn, die dunkelblaue Cravatte ihren Hals; aber sie war es! verschleiert hätt' ich sie erkannt. Diese himmlische Zerstreutheit, diese nachlässige Grazie hatte nur sie. Mitten auf der Straße hielt sie; ihre Begleiter schienen noch nicht fertig zu sein. Da ward drüben ein Fenster aufgemacht, und ein Frauenzimmer hob ein Kind herauf, das in die Hände klatschte und: „Mama!" jauchzte. Nun kam Leben und Wärme in die Haltung der Reiterin. Sie wandte sich mit jenem mir wolbekannten himmlischen Stralen des Angesichts zu dem Knaben, warf ihm Küsse zu und rief mit ihrer goldnen Stimme hinauf: „Hulderich, mein Hulderich!" — Indem kamen drei Herren aus dem Thor geritten, und die Cavalcade bog in die Wilhelmsstraße hinein, während der Knabe drüben neugierig und fröhlich ihr nachsah. Ueber meine Augen sank ein Flor, ich war keiner Bewegung mächtig und lehnte unbeweglich an der Wand. Ich mogte wol aussehen, als hätte ich die Besinnung verloren; meine ganze Lebenskraft conzentrirte sich in wüthendem Herzklopfen.

Die Thür ging auf und Rosalba und Ida traten ein. Letztere rief:

„Ah, Du besiehst meine allerliebsten Blumen!" aber Rosalba rief:

„O schweig von Deinen dummen Blumen, Ida! er ist ja unwol! vielleicht haben sie ihn ohnmächtig gemacht."

„Ohnmächtig? ein Mann! das hab' ich noch nie gesehen! sagte Ida höchst gelassen und stellte sich vor mich hin; ich muß sagen, ich find' es recht erbärmlich für einen Mann, vor Blumen in Ohnmacht zu fallen."

„Du hast gar kein menschliches Gefühl, Ida! sagte Rosalba unwillig, und dann meine Hand nehmend, zu mir: Komm herein, Ulrich, bitte, bitte! komm herein."

Daß sie in diesem Augenblick meinen Namen nannte, meine Hand nahm, bitte! bitte! sagte — diese zwei Worte, die Melusine oft mit ihrer eigenthümlichen Innigkeit und Anmuth sagte — daß sie durch irgend etwas wagte, mich an Melusine zu erinnern; daß überhaupt grade jezt ein Wesen sich mir nahte, jezt, wo ich sie wiedergefunden, wo folglich auf der ganzen Welt nichts war, als sie und ich zu ihren Füßen, ich, meine Lippen auf den Saum ihres Gewandes, meine Stirn auf den Staub ihrer Schritte drückend — das machte mich fast wahnsinnig, und ich sagte sehr ungezogen zu der guten, theilnehmenden Rosalba:

„Du bist engelsgut! aber laß mich, laß mich! um Gottes willen, laß mich!"

Rosalba erröthete und verließ das Vorzimmer. Ida blieb und rief halb ihr nach, halb mir zu, halb spöttisch, halb vorwerfend:

„So geht's Einem, wenn man menschliches Gefühl hat!"

Die sonderbaren Augen dieses kleinen Mädchens brachten mich wieder zu mir; sie sahen so fürchterlich klug aus; aber nicht klug wie ein Mensch, sondern wie ein Poltergeist, ein Elf, ein Irrwisch, und damit waren ihre knabenhaft wilden, blitzschnellen Bewegungen in Einklang. Ich sagte ihr auch halblachend:

„Du scheinst wenig Anlage zu menschlichem Gefühl zu haben, kleine Ida."

„Ja, antwortete sie, Mama und Rosalba sagen's; ich weiß es nicht, und es ist mir auch einerlei. Aber menschlichen

Verstand hab' ich, und daher wußt' ich auch gleich, daß Du nicht von meinen Blumen ohnmächtig worden bist, sondern von was Anderem."

Giebt die Liebe uns Scharfsinn, so schwächt sie auch häufig unsre Beurtheilungskraft. Ich war einen Moment stupid genug zu glauben, Ida habe die wahre Ursach entdeckt.

„Laß das! rief ich abwehrend, ich will ein wenig draußen herumlaufen."

„Ja, sagte sie, so wie Du aus diesem gräßlichen Zugwind heraus sein wirst, wirst Du Dich besser befinden."

Also auf den Zugwind schrieb sie meinen Zustand! — Als ich eben die Straße erreichte, ohne eigentlich zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, trat der Knabe mit seiner Bonne aus dem Hause drüben; nun wußt' ich, wohin! ich folgte ihm. Mein Herz schrie nach dem Kinde. Er trug eine Blouse von violettem Sammet, mit einem schmalen Pelzstreif am Saum, weiße Pantalons, eine schwarze Sammetmütze mit goldnem Quast, keine Handschuh. Unter den Linden sprang er munter umher. Ich machte drei lange Schritte, vertrat ihm den Weg und nahm ihn auf den Arm. Er war verwundert, plötzlich so hoch zu sitzen, aber er sah mich mit dem gleichgültig vornehmen Blick seiner Mutter an. Das war die einzige Aehnlichkeit mit ihr; übrigens glich er ganz seinem Vater, die Augen, das Haar, der Schnitt der kleinen Züge — o ganz! doch so, wie ein frisch vom Himmel geflatterter Engel dem Menschen ähnlich sehen kann. Ich versank in seine unschuldig träumerischen Augen, wie sonst in die tiefsinnig träumerischen Melusinens. Ich küßte ihn nicht, aber ich sah ihn an, als wollte ich ihn mit meinen Augenlidern zudecken. Das langweilte ihn; doch ohne Ungeduld oder Geschrei, drehte

er nur langsam sein Köpfchen von mir weg, wie einst Melusine unter den Katalpen der Villa Sommariva. Ihre Bewegungen und Mienen hatte er. Einen Augenblick flog mir der Gedanke durch den Sinn, ob sie denn das Recht habe, meinen Sohn allein für sich zu behalten. Ich will ihn auch haben! dachte ich mit einer Art von Wuth und sah die Linden hinauf und herab, wo der Weg wol am kürzesten sei, um mit ihm zu entfliehen.

Da trat die Bonne heran, vermuthlich geschmeichelt durch die lange Aufmerksamkeit, die ich ihrem Pflegling schenkte, und sprach hofmeisternd, wie dies Volk ist:

„Nimm Deine Mütze hübsch ab, Hulderich, wenn ein fremder Herr mit Dir spricht.“

Ein fremder Herr! o Gott! — und sein Mützchen sollt' er abnehmen, daß der Wind feucht durch seine Löckchen wehe! daß er sich wol gar erkälte!

„Warum nicht gar! rief ich und überschüttete ihn mit einem Sturm von Liebkosungen, die er immer schweigend hinnahm. Kann er nicht sprechen?“ fragt' ich endlich.

„Versteht sich!“ erwiderte die Bonne gekränkt und bemühte sich, durch Ermahnung und Verheißung ihm eine Sylbe zu entlocken. Er schwieg hartnäckig.

„Wie alt ist er denn?“ fragte ich fast ängstlich.

„Er ist heute drei Jahr geworden.“

Ein und derselbe Tag hatte mir meine Kleinodien geschenkt!

„Willst Du Bonbon, Hulderich?“ fragte ich ihn. Er sah mich an mit Melusinens funkelnden Augen und sagte:

„Bitte, Bitte!“

Die Bonne warf mir einen triumphirenden Blick zu; ich triumphirte mehr als sie. Es gefiel mir unsäglich, daß er nur sprach, als er etwas zu sagen hatte. Es würde mir gewiß ebenso gut gefallen haben, wenn er immerfort geplappert hätte. Gott! was gefällt uns nicht bei unserm Kinde! — Ich kaufte Bonbon bei Kranzler und warf ein Visitenbillet in die Düte; so war es möglich, ja wahrscheinlich, daß Melusine meine Anwesenheit erfuhr. Dann riß ich mich gewaltsam von dem Knaben los und lief die Linden herab, dem Thiergarten zu, wo ich möglicher Weise Melusinen begegnen konnte. Und wirklich! als ich unter dem Brandenburger Thor stand, kam sie mit ihren drei Begleitern im scharfen Trab die Charlottenburger Chaussee herauf, und bog dann linksum nach dem Exerzirplatz. Sie sah aus wie eine Ossianische Gestalt, halb Nebel, halb Gestirn; der graue Anzug und das von Luft und rascher Bewegung überglühte Antlitz. Nie war sie mir so schön erschienen. Ein junger Mann ritt ihr zur Seite; ein andrer mit einem alten Mann hinter ihr. Der alte Mann?.... o Jammer! blüht meine Rose neben dieser Ruine?

Ich irrte ewig lange im Thiergarten umher, auf eine zweite Begegnung hoffend; dann fiel mir ein, ob sie nicht wieder den Weg nach Charlottenburg könne eingeschlagen haben, ich warf mich in einen Fiaker und fuhr bis zum Gitter des Schloßgartens. Vergebens! ich kehrte um und machte bei Jagor einen vergeblichen Eßversuch; daß mich meine Tante zum Speisen erwartet hatte, war mir total entfallen. Meine Unruh war grenzenlos. O nur Einmal sie sehen, sie sprechen, sie in meine Arme schließen, ihre Stimme hören, mein Gesicht in ihren Händen fühlen! sie sollte auch den Knaben

behalten, ganz, immer. Aber sie! aber sie! o dies Weib! durch Verzweiflung und Seligkeit hat sie mich fast rasend gemacht! — Zuweilen fiel mir ihr Wort ein: ich werde dich verleugnen — deinetwegen! — Bah! mich verleugnen? sie liebt mich, der Blick zu Hulderich hinauf hat mirs gesagt, so tröstete ich mich, sie verleugnet mich nicht, sie läßt mich in einem Tage oder einer Stunde oder einer Minute die Qual von vier Jahren vergessen. Mein Kopf glühte, Visionen zogen an mir vorüber, ein Hammer pochte hinter meiner Stirn. Ich hätte es machen mögen wie die ungrischen Pferde und mir die Adern aufreißen. Ich werd' aber wahnsinnig! murmelte ich, erschrak dann selbst vor Stimme und Wort und verließ Jagor. Ein schneidender Nordost fegte die Linden herunter und kühlte mich etwas ab, bis ich zu meiner Tante kam. Der Wagen vor der Thür erinnerte mich plötzlich, daß ich mit der ganzen Familie in die Oper fahren sollte. Ich blickte nach Melusinens Haus; mehre Fenster waren erleuchtet. Ich will aber die verhaßte Scheidewand zwischen uns sprengen! tobte ich, und lief zur Tante hinauf, wo man etwas verstimmt zu sein schien, weil ich nicht zum Diner gekommen.

„Wir haben recht auf Dich gewartet! sagte Ida, ist Dir endlich besser?“

Weiß Gott welche Entschuldigung ich vorbrachte; meine Seligkeit ging an mir vorüber — da konnt' ich nicht den Liebenswürdigen und Wortkram machen. Meine Tante sagte gütig, ich scheine in der That leidend zu sein und mögte mich lieber nicht der Aufregung durch Musik und Gedränge aussetzen.

„Vielleicht calmirt mich die Musik!“ rief ich, denn ich lechzte nach irgend einer Zerstreuung. Wozu ist denn die

Kunst auf der Welt, wenn ihr Oel nicht die Wellen unsrer Leidenschaft besänftigt?

Eingeschnallt und eingezwängt saßen wir endlich in einer Loge des Opernhauses. Etwas so Horribles wie diese Logen, giebt's auf der Welt weiter nicht. Fremde Ellenbogen bohren sich in meine Rippen, fremde Knie in meinen Rücken. Mit einem Nebenmann bin ich zusammen auf eine harte, schmale, enge Bank geschnallt, als wären wir zwei Galeerensclaven. Keine Loge kann ich betreten, keine Dame darin besuchen, ohne über ein halbes Dutzend Bänke, Stufen, Riemen zu stolpern. Nun diesmal war es noch nicht ganz so arg; doch füllten wir die Loge, wie Früchte aux confitures ihre Schachtel.

Kaum fing ich an mich zu orientiren, als wieder ein elektrischer Schlag mich traf, und zwar nicht der erste Bogenstrich des losbrausenden Don Juan, sondern der Anblick der Frau, die rechts von unsrer Loge, mit dem Rücken mir zugewendet, einsam in der ihren saß. Diese unnachahmliche Haltung der Schultern, diese Wendung des Kopfes, dies rosenfarbne Kleid mit der Mantille von schwarzen Spitzen — konnten nur Melusinen gehören. Sie saß regungslos da und vernahm nicht den tobenden Schlag meines Herzens durch die Musik hindurch. Ich faßte die Scheidewand zwischen den Logen so fest an, daß sie bebte, und Melusine merkte es nicht. Vielleicht liebt sie mich nicht mehr! ächzte mein gefoltertes Herz. Endlich fiel der Vorhang. Was wird nun geschehen? fragt' ich mich. Sie nahm eine andre Stellung und setzte sich mit dem Rücken nach der Bühne. Jezt sah ich ihr Gesicht in der Nähe. Ach, die vier Jahre waren nicht spurlos daran vorüber gegangen. Schön war sie immer! mit diesem Auge, dieser Stirn ist man schön bis ins tiefe Alter; aber ihre

Frische war verschwunden, die Wangen mager, das Auge etwas eingesunken und mit dunklem Streif umzingelt. Sie sah nicht sowol krank aus, als fatiguirt; die flügelschlagende Seele üsirte den Körper. Es ging mir wieder wie sonst: ich glaubte nicht an eine Unvollkommenheit bei ihr; ich hatte die Ueberzeugung, ihre Schönheit werde in früherm Glanz erblühen, wenn sie unter den Augen und im Arm der Liebe leben dürfte. Für mich würde die Wange glühen, die Lippe brennen, das Auge stralen! für mich der Schmetterling im Sonnenglanz funkeln! für mich war sie ein anderes Weib, als wie sie vor Profanen stand. Mein Blick durchdrang den Flor, den Gram, Schmerz und Sehnsucht über sie geworfen — für mich war sie schöner denn je.

Ich weiß nicht, welche Frage meine Tante an mich richtete, noch was ich ihr antwortete; denn bei dem Klang meiner Stimme sah Melusine nach mir hin. Mit einer jauchzenden Bewegung erhob sie sich und streckte mir die Hand entgegen, und fiel dann todtenbleich mit einem schweren Seufzer besinnungslos zusammen. Wie ich in die Loge gekommen und sie über die Bänke hinweg gehoben — weiß Gott! In meinen Armen hielt ich sie, an mein Herz preßt' ich sie; zu dem Bedienten, der im Corridor vor ihrer Loge stand, sagte ich: „Den Wagen vor!" und langsam trug ich sie die Treppe hinab. Da kehrte ihr Leben wieder; sie that die Augen auf, sah mich mit unsäglicher Liebe an, mit einem Ausdruck, der Todte erwecken könnte, und so sagte sie auch:

„Hulderich, mein Viellieber! seh' ich Dich doch noch einmal? und Du denkst noch an mich?"

Sie zitterte heftig; Thränen quollen aus ihren Augen. Ich küßte diese Augen, den lieblichen Mund .... es war

Niemand da; aber hätte die ganze Stadt Berlin zugesehen — dennoch hätt' ich sie geküßt. Am Ausgang nahm ich dem Diener ihren Mantel ab, hüllte sie ein, hob sie in den Wagen und sagte:

„Auf morgen, Melusine!" — Sie drückte mir die Hand und fuhr fort; ich aber ging wieder hinauf, selig, glückselig! denn ich hatte sie wieder! denn sie liebte mich! Die Raserei der Unruh hatte ausgetobt, die Spannung war beschwichtigt, mein Herz schlug leicht und frei, durch meine Adern floß Balsam. Dies war nicht mehr das Opernhaus, nicht mehr Berlin, nicht mehr die Welt — es war das Paradies und Melusine hatte mir dessen goldnes Thor wieder aufgethan.

„Mein guter Ulrich, flüsterte mir die Tante zu, als ich den Platz hinter ihr wieder eingenommen, das ganze Publikum starrt Dich an."

„Das erlaub' ich ihm," sagte ich unbefangen.

„Aber mein Himmel!" rief sie ungeduldig, weißt Du denn nicht, daß Du Dich mit der Mätresse des —ischen Ministers en spectacle gegeben hast?"

Ich sank um, wie zerschmettert. Ein Fieber war barmherzig genug, mir die Besinnung zu rauben. Neun Tage lang nannten die Aerzte mich rettungslos; dann brach sich das Nervenfieber oder was es war. Die Genesung kam langsam. Meine Tante pflegte mich treu. Als ich sie zum ersten Mal besuchte, war es ihnen Allen ein Fest — nur mir nicht. Mich schauerte, wenn mein Blick auf das Haus da drüben fiel.

„Heut sind es grade fünf Wochen, daß Du krank worden bist, Ulrich;" sagte Ida.

„Wie hast Du denn das so genau behalten?" fragte ich.

„An demselben Tage warf der Wind meine schöne blaßrothe Erika vom Fenster auf die Straße in tausend Trümmer, und Tags darauf reiste der —ische Minister von da drüben nach Constantinopel ab."

Ich war geknickt; ich bin es noch, Unica. Ich habe die Königin meiner Seele in der tiefsten, schmachvollsten Erniedrigung wiedergefunden — mein Götterbild ist aus der Altarnische in den Staub gestürzt, der Fuß der Menschen geht darüber hinweg — und dennoch hab' ich auf der Welt nichts, nichts gefunden, was so schön wäre, wie Melusine! o warum durft' ich nicht sterben in der vollen Glorie meiner Illusionen! Wenn Engel fallen, so werden sie Teufel; Melusine war gefallen und doch ein Engel geblieben, und zwischen Verachtung und Vergötterung, zwischen Abscheu und Sehnsucht, zwischen dem Bittersten und Süßesten, stehe ich mitten inne — thatlos, kraftlos, denn ein Leben ekelt mich an, in welchem nichts so schön war, als eine geschminkte Lüge."

Ulrich schwieg, sein Kopf sank auf die Brust, sein Blick zu Boden. Unica saß starr und mienenlos neben ihm; der letzte Theil seiner Erzählung hatte einen Strom von Eis durch ihre Adern gegossen, so vernichtet fühlte sie sich durch seine unerhörte Liebe für jene Frau, und besonders ..... durch die Existenz des Kindes. Ihr war zu Muth, als müsse sie ihn hassen; ein namenloses Weh überquoll ihr Herz, brannte und nagte in ihrem Busen ..... aber es war zu weich für den Haß. Sie fühlte sich nur auf einmal grenzenlos unglücklich! — Ein grauer Schleier flimmerte vor ihren Augen; sie wollte aufstehen und ans Fenster gehen; aber letzteres war unmöglich, ihr schwindelte, sie legte die Hand an die Stirn und seufzte: „O mein Gott!"

Ulrich sprang auf, und als er sie so blaß und verstört sah, rief er:

„Hab' ich Dich erschüttert? vergieb, Unica! ich mußte Dir endlich einmal sagen, wie mir zu Muth ist.“

„Das ist auch recht!“ sagte sie und ihre Hand glitt von der Stirn zu ihrem Herzen herab; und sie wurde immer bleicher.

„Was fehlt Dir? was fehlt Dir?“ rief Ulrich ängstlich.

Statt der Antwort brach sie wie in sich selbst zusammen, und er hatte nur Zeit, sie in seinem Arm aufzufangen. Ihr schöner Kopf, in seiner Farblosigkeit an die Antiken erinnernd, fiel an seine Brust, ihr Haar rollte sich über seinen Arm herab, die heftige Gemüthsbewegung gab ihr einen ungewöhnlich weichen, sanften Ausdruck, den jezt die Ohnmacht zu rührender fester Trauer ausprägte. Es war nie ein solcher Reiz über sie gebreitet gewesen! Aber Ulrich war gleichgültig gegen sie geworden, er achtete nicht ihrer Schönheit, trug sie zu einem Stuhl im Fenster, holte Eau de Cologne und rieb ihr die Schläfen. Unica erholte sich, und als sie, sich allmälig besinnend, ihren Kopf auf Ulrichs Arm ruhend fand, erröthete sie heiß und stand rasch auf.

„Ich danke.... danke Dir! sagte sie, und dann rief sie plötzlich: Hör', Ulrich!“ Aber sie verstummte und erröthete noch tiefer. Ulrich nahm ihre Hand, er war gerührt durch die ungewöhnliche Theilnahme, die sich in ihrem ganzen Wesen fast gegen ihren Willen aussprach.

„Ich habe Herz zu Dir gefaßt, Unica, sagte er, thue Du desgleichen.“

„Ja! rief sie, sich zusammennehmend, Ulrich ..... warum läßt Du Deinen Sohn in den Händen einer Frau, die Du nicht achtest?"

„Weil ich mich seiner schäme," sagte Ulrich mit dumpfer Trostlosigkeit.

„Das ist aber wol nicht recht?" sagte sie ganz, ganz leise.

„Und weiß ich denn, ob er wirklich mein Sohn ist?" fragte Ulrich, und lachte.

Der Mann war in Verzweiflung, das fühlte Unica, und zugleich heimliche Freude über seine Zweifel. Was konnte sie ihm sagen? was wußte sie? Ulrich hatte sich schneller gefaßt als sie. Er nahm ihre Hände und legte sie auf seine Brust:

„Habe Dank! sprach er und seine Augen glänzten in tiefer Rührung; Du hast mir heute recht wol gethan. Zürne mir nicht, daß ich vor Deinem stillen Herzen den Strudel unmäßiger Leidenschaft enthüllt habe; es war mir eine Nothwendigkeit, Dir den Schlüssel zu meinem Sein zu geben — zu dieser fürchterlichen Gleichgültigkeit, die da macht, daß mir das ganze Leben wie ein Sodomsapfel voll Moder und Staub vorkommt, so daß ich meine Lippen auch von der rosenrothen Außenseite wegwende, die ja nichts — als bethörender Schein ist."

„Und das Alles um eine einzige falsche Frau!" rief Unica bitter.

„O, entgegnete Ulrich, um einer einzigen Frau willen hat sich oft das Schicksal von Ländern und Völkern geändert! und die uralte Geschichte von unsern Voreltern im Paradiese,

by

welches ihnen um des Weibes willen verloren ging — wiederholt sich ewig neu bei jedem Einzelnen. — Nun gute Nacht! ich muß versuchen, ob ich ein wenig schlafen kann. Habe Dank! Dank — liebe Unica."

Er küßte und drückte ihre Hände mit jener Freundlichkeit, die seinem ernsten Wesen den hohen Reiz des Sonnenlichts in einer Felsengegend gab. Unica fühlte ihr Herz zerschmelzen; mit einer heftigen Bewegung drückte sie ihre Stirn auf Ulrichs Hand. Er berührte schmeichelnd, wie man wol einem Kinde thut, diese Stirn und ihre Wange, dann ging er. Sie sah ihm nach, sie horchte seinen verhallenden Schritten nach, und als sie nichts mehr hörte, sank sie auf die Knie und rief:

„Ulrich, Du liebst mich nicht!.... wirst Du mich denn aber nie lieben, da ich Dich doch so sehr liebe und es Dir nur nicht sagen kann?" — —

Am Abend dieses Tages reiste Ulrich zum Fürsten Anton Thierstein nach Schloß Ambrach im Schwarzwald ab.

Eine Perle.

Das Murgthal, welches bei Gernsbach ausläuft, und allen denen in guter Erinnerung sein wird, welche Baden-Badens romantische Umgebungen kennen — ist eine malerisch schöne Partie des Schwarzwaldes. Weiter hinauf, nach Freudenstadt zu, nimmt er den Charakter der deutschen Gebirge — wenn man sie so nennen darf — an, wird rauh und unwirthbar, und zeigt das Schroffe, Trübe, ohne die Großartigkeit des Hochgebirges. Ueber das Thal von St. Christoph hinaus, welches in seinen Hochöfen, Eisenschmelzen, Poch- und Hammerwerken die ganze Thätigkeit des melancholischen Bergmannslebens entfaltet, erblickte Ulrich eine alte Burg mit Thürmen und spitzen Giebeln, schroff an dem Felsabhang stehend, fast als wär' sie aus der Felswand selbst gehauen. Die altersgrauen Mauern, die unregelmäßigen Fenster, die Höhe und Einsamkeit, der schwarze Tannenwald hinter ihr, der ebenso, wie der tiefe Abhang vor ihr, eine Scheidewand zwischen ihr und der übrigen Welt zu ziehen schien — gab ihr ein Ansehen von tiefer Verlassenheit.

„Ist die Burg da droben bewohnt?“ fragte Ulrich den Postillon.

„Das ist ja Schloß Ambrach, antwortete der, und der Fürst von Thierstein wohnt da. Es giebt eine scharfe Auffahrt.“

Das war wirklich der Fall; auf ziemlich schlecht gehaltenen Wegen ging es mühsam bergan, es dauerte wol eine halbe Stunde, bis das Plateau erreicht war. Da war eine Avenue durch den Tannenwald gemacht, die grade auf das große Schloßthor zuführte. Der Postillon stieß ins Horn; ein helles Echo tönte von all dem unregelmäßigen Mauerwerk zurück, und drinnen im Schloßhof schlugen die Hunde an. Durch ein immenses, niedriges, schräglaufendes Thor, über einen weitläuftigen Hof, den Wirthschaftsgebäude umgaben, wie das eintönige Geklapper auf den Dreschtennen verrieth — durch ein zweites, weniger befestigtes Thor, fuhr Ulrich in den innern, winkligen Hof hinein, wo die verschiedenen Theile des Gebäudes sich so kraus zusammenschoben, daß der Postillon Mühe hatte, mit den vier Pferden die gehörige Wendung zu machen, um an der großen Eingangsthür vorzufahren. Sie befand sich in einem runden Thurm, und eine Wendeltreppe führte unmittelbar hinter ihr in die obern Stockwerke.

„Wen habe ich die Ehre zu melden bei Sr. Durchlaucht?" fragte ein alter Diener in sehr abgetragener Livree, von der letzten Treppenstufe an den Wagen tretend.

Ulrich nannte seinen Namen, der Diener eilte hinauf, und als er nach wenig Augenblicken zurückkam und den Wagenschlag öfnete, so hörte Ulrich auch schon oben auf der Treppe die Donnerstimme des Fürsten Anton, der:

„Willkommen! willkommen Erberg! alter Junge, was führt Dich her?" rief, und dann Ulrich an beiden Schultern fassend, ihn rechts und links umarmte. Da sie sich in zehn Jahren nicht gesehen hatten, so war Ulrich durch diesen ungemein cordialen Empfang ganz angenehm überrascht, denn er hatte immer zwischen den verbindlich abwehrenden Formen

der großen Gesellschaft gelebt und aus Gewohnheit und Neigung ihre leisen, gleichgültigen Manieren angenommen. Er ging sogleich auf den Ton seines ehemaligen Universitätsfreundes ein, und nach zehn Minuten war es, als hätten sie sich vor drei Wochen in Bonn getrennt, und Thierstein hatte bereits den Grund von Ulrichs überraschendem Besuch erfragt. Er sagte:

„Deine Absicht wird meiner Schwiegermutter sehr angenehm sein, und mir noch mehr, denn sie hat das Ding verpachtet und immerfort Schererei mit dem Pachter, der bald nicht bezahlen will, bald nicht kann, und den ich in Ordnung halten und controlliren soll — was platterdings bei dieser Entfernung unmöglich ist. Gieb ihr 50,000 Gulden, so ist sie froh, es los zu sein."

„Das glaub' ich! entgegnete Ulrich lachend, denn es ist gewiß nicht über 35,000 werth."

„Aber die Annehmlichkeit! es liegt als Enclave mitten in Deinen Besitzungen. Rechnest Du die Annehmlichkeit für nichts?"

„Ich kann sie nicht für 15,000 Gulden anrechnen."

„Bah! Du bist enorm reich seit Deines Schwiegervaters Tod!"

„Meine Schwiegermutter hat die eine Hälfte des allerdings sehr bedeutenden Vermögens bekommen, meine Frau die andre; ich bin nicht reich, wie Du weißt."

„Nun, alter Junge, wozu sind reiche Frauen und Schwiegermütter auf der Welt, als daß wir ihr Vermögen zu dem unsern machen? oder fürchtest Du, die Frau Schwiegermama könne sich wieder vermälen?.... wenn auch nur morganatisch, wie das jezt Mode ist für hohe Häupter in gewissen Jah-

ren?" — Er lachte laut und kurz. Dann fuhr er wieder ernst fort: „Du kannst mit meiner Schwiegermutter selbst Dein Geschäft abthun. Nun erzähle mir von Deinen Verhältnissen, Deinen Aussichten, Deiner Frau!.... hast Du Söhne?"

„Ich habe keine Kinder" sagte Ulrich kurz.

„Was Donner! Du auch nicht!.... freilich, Du bist erst im dritten Jahr verheirathet, und ich im sechsten."

„Aber hast Du nicht eine Tochter?" fragte Ulrich erstaunt.

„O ja, eine Tochter allerdings... ich meinte aber Söhne. Unerklärbar ist es mir, warum bei uns die Buben so selten sind, während z. B. mein Kutscher fünf hat! fünf Buben! warum nicht davon ich zwei, Du zwei, und er einen und meinethalben sechs Mädchen dazu? Kannst Du's erklären?"

„Keineswegs," sagte Ulrich lachend.

„Du lachst! rief Thierstein vorwurfsvoll; Du hast gut lachen!... aber wenn ich diese meine Augen im Tode schließe und hinterlasse keinen Sohn, so treten Graf Wilhelm und Graf Friedrich hinzu, nehmen Ambrach, und meine Frau und Tochter haben nichts! — Darum muß ich darauf bedacht sein, aus den Einkünften ein Vermögen für sie zurückzulegen. Darum kann ich nicht einen Winter in Paris, den andern in Neapel leben, nicht zur Saison in die Bäder und zu Wettrennen nach England gehen — wie so Viele das thun; und da ich gern zu Hause bei meiner Familie und meinen Geschäften bin, so streiten sich Nothwendigkeit und Neigung nicht in mir. Ueberdas bin ich hier Herr von Ambrach und da draußen Fürst Thierstein, der mit Millionen um sich werfen muß, wenn er mit in Reih und Glied treten will, wäh-

rend ich hier in meinem einfachen Leben immer die Hauptperson bleibe. Hier fehlt mir nichts .... als Söhne! zwei muß ich haben, um einen würd' ich mich todt ängstigen — wahrhaftig das würd' ich! Vollkommen ist doch nichts in der Welt."

Er seufzte, stand auf und schellte, und befahl dem alten Diener, Frühstück zu besorgen. Er sprach unaufhörlich. Die Gewohnheit, Hauptperson, wie er es nannte, zu sein, verlieh ihm und seinem ganzen Thun und Treiben eine so hohe Wichtigkeit in seinen Augen, daß er gar nicht begriff, wie man sich für irgend etwas außerhalb Ambrachs Grenzen interessiren könne. Innerhalb derselben waren ihm die geringsten Kleinigkeiten sehr merkwürdige Ereignisse, die er alle selbst sehen, leiten, nicht blos anordnen, sondern ausführen mußte. Daher war er immer beschäftigt, immer in Bewegung. Zwanzig Mal in einer Stunde schellte er; jedesmal trat der alte Diener ein und jedesmal that er ihm die gleichgültigste Frage oder machte ihm den gleichgültigsten Auftrag, z. B. „Hat die weißbunte Hündin geworfen?" — Oder: „Der Franz soll nicht vergessen, den Hengst beschlagen zu lassen." Worauf denn nach fünf Minuten die Antwort kam: „Die Hündin hat sieben Junge geworfen." Und: „Der Franz ist schon vor einer Stunde zum Schmidt geritten." — Dies Alles unbeschadet seiner Conversation mit Ulrich! „Wovon sprachen wir doch? fragte er regelmäßig, wenn der Diener das Zimmer verlassen hatte; ja so, ich besinne mich!" und dann nahm er den abgebrochnen Satz wieder auf. So ging das ein Paar Stunden fort. Endlich fragte er:

„Du willst Dich wol umkleiden vor dem Essen? ich werde Dich auf Dein Zimmer führen."

Das that er auch. Ein großes, wüstes, unbehagliches Zimmer nahm den verwöhnten Ulrich nicht sehr einladend auf. Diesem Zimmer sah man es an, daß Schloß Ambrach selten von Gästen besucht ward, denn für deren Bequemlichkeit oder gar Annehmlichkeit hatte man bei der dürftigen Ausstattung nicht gesorgt, und die schwere, dicke Luft bewies, daß hier vielleicht in Jahresfrist kein Mensch gewohnt hatte. Ulrichs elegantem Kammerdiener stieß es fast das Herz ab, all seine Bemerkungen verschlucken zu sollen. Ulrich pflegte ihm zwar keine Gespräche außerhalb seines Berufs zu gestatten, aber Louis bildete sich ein, sein Herr müsse sich hier ebenso, wie er, auf eine wüste Insel verschlagen glauben, und am Ende sei er hier wirklich noch die beste Gesellschaft für seinen Herrn, denn sein Rock hatte gewiß mehr Aehnlichkeit mit Ulrichs Rock, als der des Fürsten. Darum hub er an:

„Befehlen gräfliche Gnaden vielleicht die braune Sammetweste? es ist kühl und rauh hier in den Bergen.“ Er rieb sich die Hände.

„Ja!“ sagte Ulrich.

„Das Leben ist hier auch ganz anders, als in Stockholm, Petersburg und Hochhausen“ fuhr Louis fort.

„So?“ sagte Ulrich und zog die braune Sammetweste an.

„So ländlich, so .... natürlich! — Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin spazieren selbst mit einem großen Schlüsselkorb am Arm im Schloß herum, haben Alles unter ihrem höchsteignen Verschluß“ .... —

„Was geht Sie das an?“ fragte Ulrich mit einem Blick, vor welchem Louis zitterte; und schweigend beendeten Herr und Diener die Toilette.

Ulrich ging zum Fürsten zurück. Der nahm ihn unter den Arm, sprechend:

„Jezt stell' ich Dich meinen Damen vor, alter Junge!" — und führte ihn über einen weitläuftigen, unheimlichen Vorsaal in den Salon von Schloß Ambrach. Ein ungemein großes Gemach, etwas dunkel, weil es nur durch zwei Fenster in tiefen Nischen, die noch dazu in den engen Schloßhof sahen, Licht empfing; aber ganz behaglich, wenn auch nichts weniger als elegant eingerichtet. Die beiden Fensternischen, jede um zwei Stufen über dem Fußboden erhöht, bildeten zwei abgesonderte Cabinetchen. In jedem stand ein kleines Sopha; in dem einen ein Tisch mit einem Schachbrett, im andern ein Arbeitstisch mit allerlei Körben und Kästchen, wie die Frauen sie zu ihren Arbeiten brauchen, und ein kleiner Kinderstuhl, worauf eine Puppe und ein Bilderbuch lagen. An der einen langen Wand stand ein Flügel, an der andern Sopha, großer runder Tisch, Chaise longue, Lehnstühle; es sah hier recht traulich und wohnlich aus, wie ein ächtes Familienzimmer. Von dem großen Sopha erhoben sich bei Ulrichs Eintritt zwei Damen, und der Fürst nannte sie seine Mutter und seine Schwiegermutter. Beide waren im Anfang der Fünfzige, Beide hatten Spuren großer Schönheit, und Beide machten einen abstoßenden Eindruck auf Ulrich. Die Fürstin war eine kleine Figur mit einem sehr markirten Gesicht, über ihrer feinen, scharfgebogenen Nase, deren Spitze feuerroth und beweglich war, blitzten helle Augen aus tiefen, scharfen Hölen, wie aus einem Gehäuse, wachsam, spähend und neugierig hervor; das Kinn war aufwärts gebogen, der feine Mund immer zuckend und gekniffen. Es war eine Unruh in dem Gesicht, die den Beschauer unruhig machte; Geiz

und Neugier hatten jede Spur von Würde weggewischt. Sie trug ein amaranthfarbenes Sammetkleid von dem Schnitt, der vor fünfundzwanzig Jahren Mode gewesen, als sie mit ihrem verstorbenen Gemal in Paris am Hof des Kaisers geglänzt. Bald darauf starb der Fürst Aloys und hinterließ ein ganz zerrüttetes Vermögen. Das veranlaßte die Fürstin, aus ihrer Neigung ihre Tugend zu machen, und der Sparsamkeit unglaubliche Opfer zu bringen. Die prächtigen Kleider wurden wolverwahrt, waren viele Jahre zu herrlich, um getragen zu werden, figurirten dann an großen Galatagen, Geburtsfesten, Neujahrstagen auf Schloß Ambrach, und waren jezt die Toilette, in welcher Besuch empfangen ward. Zwei Stadien abwärts warteten ihrer noch das Hauskleid und der Schlafrock; es ist aber nicht zu vermuthen, daß der Stoff die Strapazen des Hauskleides überdauern wird. In dem faltenlosen Rock, der, wenn sich die Fürstin umkehrte, einen bedeutenden Spiegel präsentirte, in den enganschließenden Ermeln, in der kurzen Taille, die hart unter den Achseln mit einem fingerbreiten Gürtel bezeichnet wird, und mit einer gelblichen Spitzenhaube, sah die Fürstin seltsam dürftig und zugleich sehr pretentiös aus.

Frau von Ringoltingens schwarzes Tafftkleid war allerdings sehr anspruchlos neben der amaranthfarbenen Sammetrobe; warum hätte aber auch Frau von Ringoltingen sich die Mühe nehmen sollen, auf ihren Anzug, oder ihre Unterhaltung, oder ihr Benehmen und Erscheinen irgend eine Sorgfalt zu verwenden, da sie ja die Freifrau von Ringoltingen war und, kraft ihres Namens, zwischen den übrigen Menschen wie ein Braman zwischen Parias sich fühlte? Sie ließ Andere sich brüsten mit Vermögen und Schmuck, mit

Rang und Geist; sie zuckte die Achseln über dergleichen Armseligkeiten. Sie hatte wirklich das sehr geringe Einkommen von 1500 Gulden, welche die Verpachtung ihres Landgütchens einbrachte, und so lange Margaritas Erziehung gemacht werden mußte, war sie zu den größesten Einschränkungen genöthigt gewesen. Sie ertrug das mit einem Gleichmuth, den man hätte bewundern müssen, wenn er aus der Mutterliebe entsprungen wäre; aber sie dachte nur: Fräulein von Ringoltingen muß erzogen werden, wie die Welt — und wie ihre Bestimmung für eine große Partie es begehrt. — Und als diese Erziehung vollendet war, hatte sie auch schon mit ihrer Jugendfreundin, der Fürstin von Thierstein, die Heirath ihrer Kinder abgemacht, und lebte jezt in der festen Ueberzeugung, daß sie Alles für ihre Tochter gethan habe, was die Mutterpflicht und die Würde ihres Namens erheische. Die Fürstin hätte wol gern eine reiche Schwiegertochter gehabt; aber dies junge, fügsame, anspruchlose, einfache Geschöpf hatte doch auch wieder den großen Vorzug, daß es — abhängig gehalten werden konnte, während eine reiche Frau Glanz und Prunk begehren und mit der Schwiegermama um die Herrschaft über den Fürsten ringen dürfte. Beides wäre der Fürstin unerträglich gewesen! ihre Hauptwünsche für die Frau ihres Sohnes waren: ein sanfter Charakter, Schönheit genug, um ihm zu gefallen, und Gesundheit genug, um ihm eine zahlreiche Familie zu schenken. Als sie Margarita bei ihrem Austritt aus der Pension sah — denn sie war eigens mit ihrem Sohn zur Brautschau nach Heidelberg gekommen — schien ihr das sanfte, liebliche, jugendfrische Mädchen die erforderlichen Qualitäten zu haben; und als der Sohn ein nach seiner Art ziemlich lebhaftes Wolgefallen an ihr fand: so

waren beide nach zwei Monaten verheirathet. Gleichsam in der ersten Ueberraschung hatte Margarita auch so bald wie möglich eine Tochter; aber jezt war die Kleine bereits im fünften Jahr, und noch immer ohne Geschwister. Das machte der Fürstin böse Laune: sie nahm es der Schwiegertochter übel, sie betrachtete es als eine Kränkung für ihren Sohn, sie konnte sogar die liebliche kleine Enkelin darum nicht leiden — weil sie kein Knabe war oder keine Brüder hatte.

„Wo bleibt denn Margarita?“ wendete sie sich plötzlich an den Fürsten, nachdem sie wol zehn Minuten eine lebhafte Conversation, die ganz und gar wie das bekannte Frage- und Antwortspiel klang, mit Ulrich gemacht und nebenbei beängstigend rasch und heftig gestrickt hatte.

Frau von Ringoltingen saß in der andern Sophaecke, hielt ihr Wachtelhündchen auf dem Schooß, streichelte dessen zottige Ohren mit ihren schweren, weißen Händen und ließ einzelne Worte von ihren Lippen fallen, die zwar nicht so tiefsinnig — aber oft so unverständlich wie weiland die der Pythia waren.

Der Fürst sah nach der Uhr. „Wirklich, es ist drei Minuten über zwei. Ich weiß nicht, was sie treiben kann,“ sprach er.

Ulrich dachte unwillkürlich an Louis Beschreibung von der Fürstin mit dem Schlüsselkorbe. Da ging die Thür in der Tiefe des Zimmers auf. Heller Sonnenglanz strömte aus dem eben geöfneten und nach Süden gelegenen Gemach in den Salon, und auf diesem Sonnenstreif trat, wie auf einem goldnen Teppich, mit ihrem Töchterchen an der Hand, Margarita ein. Sie wendete sich sogleich mit schüchterner Freundlichkeit an die Fürstin und bat um Verzeihung, daß sie

beim Spaziergang sich verspätet habe. Dann, nachdem der Fürst ihr Graf Erberg genannt hatte, grüßte sie ihn schweigend, und schweigend, athemlos, gedanken- und besinnungslos starrte Ulrich sie an, denn Melusine — aber Melusine ohne die Schatten der Trauer und Sünde — Melusine verjüngt, verklärt, stand vor ihm als Margarita, Fürstin von Thierstein. Er mußte sich den Salon, die Familie, die Umgebungen, das Kind betrachten, um sich zu vergewissern, daß es wirklich nicht Melusine sei; und als er zu dieser unumstößlichen Ueberzeugung gelangt war, murmelte er etwas von einer frappanten Aehnlichkeit mit einer Frau in Stockholm, und betrachtete dann, wahrhaft erleichtert, Margarita. Sie war von unbegreiflicher Schönheit; ich meine von einer solchen, bei der man nicht sagen kann, ob Farbe, Form, Ausdruck, Züge oder sonst etwas schön sei, und bei der jeder denkt: aber wie schön ist sie! — und er setzte noch hinzu: aber wie himmlisch ist sie! welch ein Blick und welch ein Lächeln! welch eine Wendung des Nackens und der Schultern, und welch eine Haltung des Kopfes! ganz wie jene Psyche im Museum zu Neapel, die mehr von der Schönheit erzählt, als alle Venusstatuen! aber doch ganz. .. ganz wie Melusine! —

Der Fürst sagte zu seiner kleinen Tochter, die sich zu ihrer Puppe gesetzt:

„Komm her, Tony, mach' diesem Onkel ein anständiges Compliment."

Tony kam blöde geschlichen und wollte sich begnügen, dem fremden Mann ihr Händchen zu geben. Aber der Vater wiederholte sein Gebot mit erhobener Stimme, und die fürstliche Großmama klopfte mit ihrem harten Finger auf den Tisch und sprach:

„Hübsch artig, Tony!“

Das Kind wurde verlegen, that es nicht und sah weinerlich die Mutter an.

„Mach' Dein Compliment, Tony!“ sagte Margarita, und ihre Augen wickelten das verschüchterte Kind in solche Liebe und Freundlichkeit ein, daß es des Vaters barsches und der Großmutter zankendes Wort vergaß, bereitwillig der lieben Stimme gehorchte und sich dann ruhig von Ulrich auf den Schooß nehmen ließ. Sie sah ihrer Mutter frappant ähnlich; nur die Züge waren abgerundeter, das Haar eine Nüance heller, das Wangenroth eine Nüance glänzender; sie war eben ein Kinder=, jene ein Frauenkopf. Ulrich sagte, ihre Wangen streichelnd:

„Dies Gesichtchen liegt in den goldnen Haaren, wie die Engelsköpfchen auf goldenem Grund in den Gemälden von Fiesole.“

„Ich finde, sie sieht ganz aus wie meine Frau,“ sagte der Fürst.

„Das leugne ich nicht,“ sprach Ulrich.

„Bei uns erbt die Aehnlichkeit von Mutter auf Tochter,“ sagte Frau von Ringoltingen.

Margarita sah Ulrich freundlich an, weil er Tony mit einem Engel verglichen, und Ulrich sah Frau von Ringoltingen ganz verblüfft über ihre unerhörte Behauptung an, und suchte umsonst in ihren starren, regelmäßigen, unbeweglichen Zügen, die durch Geist= und Herzlosigkeit gleichsam zu Eis gefroren waren, eine Spur von Verwandtschaft mit Tony und Margarita.

„Es ist angerichtet,“ meldete der alte Diener, der Alles in Allem, Haushofmeister, Kammerdiener und Lakay zu sein

schien. Nur hinter dem Stuhl der Fürstin stand ihr Kammerdiener, Monsieur Jean, ein Franzose, der in dem viertelhundertjährigen Dienste seiner Herrin ihr volles Vertrauen erworben hatte, indem er ihren Neigungen schmeichelte und sie sich dadurch allmälig zu eigen machte. Um Alles sich bekümmern und nichts thun — war Jeans Liebhaberei; der alte Johann mußte den ganzen Dienst des Hauses verrichten und er dirigirte ihn vornehm. Weder für den Fürsten noch die junge Fürstin rührte er den kleinen Finger. Diese Personage war wichtig auf Schloß Ambrach, weil sie das Factotum der Fürstin Mutter war. Gemeine Neigungen führen mit gemeinen Menschen zusammen. Der Plebs reicht sich ebensowol über die Kluft des Standes die Hand hin, wie die edlen Naturen es thun.

Als die Gesellschaft aus dem Salon ins Speisezimmer trat, trat von der andern Seite ein großer junger Mann herein, dem der Fürst nach seiner kordialen Weise zurief:

„Guten Morgen, Herr Severin, wo stecken Sie denn?“

„Ich hatte mich auf dem Spaziergang verspätet, Durchlaucht,“ antwortete der junge Mann mit einer tiefen, wolklingenden Stimme, die Ulrich angenehm berührte. Dies schien der einzige Mensch auf Schloß Ambrach außer Margarita, der nicht etwas von einer Caricatur hätte.

„Auch auf dem Spaziergang?“ inquirirte die Fürstin Mutter aufs Gerathewol, und Margarita antwortete sogleich:

„Herr Severin hat uns begleitet, liebe Mama.“

„Uns?“ fragte die Fürstin weiter.

„Ja! mich, Tony und Minchen; wir sind unten beim Müller gewesen.“

„Und was machtet Ihr beim Müller?“

„Tony wollte gern sehen, wie das Mehl gemahlen wird.“

Diese armen, einfachen Worte rührten Ulrich unbeschreiblich. Die ganze Existenz dieser Frau wickelte sich um ihr Kind, wie die Frucht um den Kern; das sah er, und so war es wirklich. In ihren beengenden Verhältnissen, zwischen ihrer versteinerten Mutter, ihrem unentwickelten Gemal, ihrer verschrumpften Schwiegermutter, ohne Freunde, ohne Geschwister, ohne irgend einen ermunternden Zuruf aus der Welt; liebebedürftig, wie eine so weiche, tiefe Seele nur sein kann, und liebeentbehrend; — war dennoch ihr junges Herz weder erkaltet, noch abgestumpft, noch zerdrückt. Die Mutterliebe hatte ihre Taubenflügel darüber gebreitet und es warm gehalten. In ihrer Stellung als Hausfrau und Gattin beeinträchtigt, ohne Aufforderung, in der Gesellschaft als schöne und vornehme Frau ihren glänzenden Platz einzunehmen — also ohne irgend einen Ersatz für die Lücken und Mängel ihrer Lage — fühlte sich Margarita dennoch keineswegs unglücklich. Einen Platz hatte sie, den Niemand ihr streitig machen — eine Ehre, die Niemand ihr rauben — ein Glück, das Niemand ihr nachempfinden konnte: sie war Tonys Mutter. Und Tony war nicht blos ihr Kind, sondern ihre Freundin, ihre Vertraute, ihre Gefährtin — Alles, was andre Frauen in verschiedenen Personen finden. Hatte sie auch das unschuldigste, reinste Gemüth, so war dennoch die Intelligenz des Kindes nicht fähig, die Mutter zu verstehen; aber so reich und so einfach war Margarita, daß sie nicht daran dachte, verstanden zu werden, sondern nur, sich hinzugeben, sich zu verschwenden an das Kind. Denn einfach war sie — so einfach, daß Oberflächliche sie dumm nannten; als

ob die Dummheit je einfach wäre! als ob sie nicht durch tausend Prätensionen und Albernheiten verschroben wäre! Kam aber die Gräfin Friedrich — in der zahlreichen Familie wurden Alle nach den Vornamen der Männer genannt — aus Stuttgart geschwirrt, wußte Margarita nicht mit ihr über die neuesten Moden und scandalösen Begebenheiten zu plaudern, redete sie ohne Agacerie mit dem schönen stupiden Graf Lazar, sprach sie, ohne zu minaudiren, benahm sie sich, ohne zu kokettiren: so ermangelte die Gräfin Friedrich nicht, jedesmal, sobald sie aus dem großen Thor von Ambrach herausfuhr, zu sagen:

„Hilf Himmel! wie dumm ist die Fürstin Anton! 't is a bore."

Mit dieser kleinen englischen Phrase machte sie ihrem Schwager, dem schönen stupiden Grafen Lazar den Hof, den sie wie einen Schooßhund am Bande mit sich herumführte und ihm keine andre Passion, als die Anglomanie gestattete. Er antwortete auch jedesmal:

„It is a bore, indeed!" und zeigte seine weißen Zähne, indem er den Mund zu einer Grimasse verzog, die Lächeln bedeuten sollte. Es giebt nichts Widerlicheres in der Natur, als Einfältige lächeln zu sehen! Feinheit und Anmuth, Güte und Schalkhaftigkeit, Geist und Grazie, der ganze Zauber einer Persönlichkeit schwebt in dem feinsten Ausdruck derselben, in dem Lächeln, wie der Duft um eine Blume! und nun kommen die Einfältigen und lächeln — wenn sie nichts zu sagen wissen! lächeln — wenn sie nicht verstehen! lächeln — wenn sie sich selbst bewundern! Ist das nicht, um ihnen auf der Stelle den Rücken zu kehren? Die Gräfin Friedrich war,

wenigstens ihrem Schwager gegenüber, nicht meiner Meinung. Nun, diese Frau erklärte Margarita für dumm! und ihr erschien Margarita armselig, Margarita, die so reich war, daß ihre innere Welt, wie ein wogendes Meer, die dürftige Insel der äußern Welt nicht nur trug — sondern den dürren Boden schmückte, und an dem öden Strand Bilder und Gestalten auftauchen ließ, mit denen sie im tiefen Verständniß war. Wie Unica gesagt hatte: klug und geschickt war Margarita nicht; sie lernte nicht so leicht wie Unica und andre Pensionsgefährtinnen Alles, was die Lehrer ihr vortrugen; sie brachte es nicht zu ungewöhnlicher Fertigkeit in der Musik, Malerei und Sprachen; sie hatte eben keine Talente. Aber wenn ein homogener Gedanke, in welcher Form es sei, sie berührte, so flog ein elektrischer Funke in ihr auf, und die stille, tiefe, unlöschbare Flamme, die er entzündete, die den Gegenstand von allen Seiten beleuchtete und durchglühte, die ihn zu vernichten strebte, um ihn neu zu gestalten — die verrieth, daß in ihr die Elemente des Genies waren. So kam es, daß sie die Lieder tanzte, welche ihre Gefährtinnen zu singen gelernt hatten. In der Pension hatte man nicht Muße, dies zu beachten, wenn auch der eine oder der andre Lehrer es bemerkte; dem allgemeinen Schulplan mußten Lehrer und Schüler sich fügen. Später hatte Niemand ein Auge dafür. Dazu kam noch, daß Margarita von jener träumerischen Seelenstimmung war, welche manche Naturen so lange verhüllt, bis sie zu ihrer Erkenntniß und somit zur Klarheit über ihr Wollen und Streben gelangt sind; es ist der Frühnebel, der in einem Thal liegt und erst dann verschwindet, wenn die Sonne über die Berge ins Thal blickt. Sie war still, wie Unica sagte. Sie blieb auch still; mit wem hätte sie in den lebhaften Ver-

kehr der Mittheilsamkeit treten sollen? ihr Mann hatte nie Zeit für sie, ihre Schwiegermutter immer alle Hände voll Arbeit; er war überladen mit Geschäften, sie mit den Sorgen des Hauswesens. Bot Margarita ihre Dienste, ihre Hülfe an, so hieß es: „Das verstehst Du nicht!“ — Frau von Ringoltingens vegetabilische Existenz, die sich damit begnügte, stumpfes Behagen über ihren Platz auf der Welt zu äußern und sich darin zu versenken — konnte keinen Anklang in Margarita wecken, um so mehr, da Frau von Ringoltingen nur pflichtschuldige Aufmerksamkeit von ihrer Tochter begehrte. Margarita, ganz auf sich selbst angewiesen, mußte allein für Beschäftigung und Vergnügen sorgen, und Beides fand sie in der Bibliothek von Schloß Ambrach, die der Vater und der Großvater des Fürsten Anton mit Liebe und Sorgfalt gesammelt hatten. Sie bestand meistens aus den Philosophen, Dichtern und Geschichtschreibern, welche im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des gegenwärtigen in England, Frankreich und Deutschland glänzten. Kupferstichwerke, Reisebeschreibungen, Landkarten fehlten nicht, auch nicht manches Oberflächliche und Leichtfertige, welches der Strom der Literatur als Schaum ans Ufer spült und was zur Zeit gefällt, weil es eben lockrer Schaum ist. Die Bibliothek füllte einen großen Saal im zweiten Stockwerk, dessen fünf Fenster ins Thal hinab sahen und einen großen Horizont vor sich hatten. Da saß Margarita, wenn sie nicht an Tonys Wiege saß, und las Montaigne und Montesquieu, Johannes Müller und Winckelmann, Schiller und Shakspeare. Später nahm Margarita die Kleine mit herauf, zeigte ihr Bilder, jagte sich mit ihr in dem großen Saal umher und setzte sich dann zu ihren Büchern, wenn Tony, des Laufens müde, sich zu ihren Pup-

pen setzte. Margarita hatte keinen andern Umgang, als die Unschuld und das Genie.

Wäre nicht ihre beängstigende Aehnlichkeit mit Melusine gewesen, so würde Ulrich sie schwerlich gleich mit so lebhaftem Interesse beachtet haben. Wenn wir uns aus irgend einem oder keinem Grunde gewöhnt haben, an der Masse der Menschen mit stumpfem Blick vorüber zu gehen, so verliert dieser allmälig die Schärfe, um Einzelne herauszukennen und zu sondern; nichts macht uns so ungerecht, als die Gleichgültigkeit. Aber diese Aehnlichkeit weckte Ulrich aus seiner Apathie; sie zog ihn an, sie stieß ihn ab; er wünschte und er fürchtete innere Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu finden. Je mehr er, bei Tisch ihr gegenüber sitzend, sie betrachtete, um desto mehr verschwammen Margarita und Melusine zu einer Person. Gewöhnlich finden wir die Menschen, die wir am meisten lieben, ohne irgend eine Aehnlichkeit, mit wem es auch sei; die Augen, die Züge, die wir mit Entzücken angeblickt, sind für uns einzig in der Welt; und wenn unser Auge, voll des geliebten Bildes, bei einer fremden Erscheinung dessen Spur wahrzunehmen glaubt, so verschwindet sie bei näherer Betrachtung. Daß dies nicht statt fand, befremdete Ulrich im höchsten Grad und trieb ihn an, sich mehr und mehr mit Margarita zu beschäftigen.

Das Diner war übrigens so schlecht, wie man es nach der Sammetrobe der Fürstin folgern durfte, nämlich mit hohlen Ansprüchen auf Elegance. Beim Kaffee bot der Fürst Ulrich eine Schachpartie an, die dieser ablehnte, worauf der Fürst sagte:

„Meine Schachpartie muß ich haben, um die Verdauung zu unterstützen. Spiel' ich nicht, so hab' ich keine Ruh im

Zimmer, geh' oder reite umher, oder vergrabe mich in Schreibereien, was Alles schädlich ist gleich nach dem Essen. Aber die Schachpartie fesselt mich. Also, Herr Severin, an unser Tagewerk!"

Beide Herren setzten sich in die eine Fensternische. Margarita saß in der andern vor einem Stickrahmen, in welchen ein weißes Kinderkleidchen eingespannt war, auf welches sie zierliche Blumen in bunter Wolle stickte.

Die Fürstin sagte zu Ulrich: „Sie scheinen kein Freund des Spiels zu sein, da Sie sogar die Schachpartie ablehnen, Herr Graf."

„Ich liebe nur Hazardspiel," antwortete Ulrich.

„Das ist aber eine gefährliche Liebhaberei!" entgegnete die Fürstin halb hofmeisternd, halb erschrocken.

„Man sagt es! erwiderte Ulrich. Da aber ein Spiel doch etwas sein soll, was uns unterhält, und da es mir unmöglich ist, mich zu unterhalten, sobald ich zählen und rechnen muß, so bin ich auf das Hazardspiel angewiesen."

Frau von Ringoltingen, die stundenlang in tiefem Schweigen verharrt war, hob überraschend an:

„Ist das alte Sprichwort bei Ihnen wahr, daß, wer Glück in der Liebe hat, Unglück im Spiel hat?"

„Gnädigste Frau, antwortete Ulrich lächelnd, es würde nicht ritterlich sein, sich jenes Glücks zu rühmen und über dies Unglück zu klagen; Beides gebietet uns Schweigen."

„Ja so," sagte Frau von Ringoltingen gleichmüthig, und die Fürstin nahm wieder das Wort:

„Wir spielen Piquet, meine gute Ringoltingen und ich! wird Ihnen nicht bange, Graf Erberg, zwischen all' den gezählten und berechneten Amüsements?"

„Haben Sie Nachsicht mit meinem Ungeschick, gnädigste Fürstin," bat Ulrich mit gefalteten Händen, verbeugte sich gegen die beiden Damen und ging zu Margarita.

„Als er die zwei Stufen zu ihrer Fensternische emporstieg, sah sie von der Arbeit auf und ihm grade in die Augen. Zum ersten Mal war er ihr so nah, daß ihr kurzsichtiger Blick seine ganze Persönlichkeit aufzufassen vermogte. Sie schien es thun zu wollen, wissen zu wollen, wie er eigentlich aussähe; dann, nachdem sie es wußte, arbeitete sie gelassen weiter und sagte:

„Wollen Sie sich zu mir setzen und mir von Unica recht viel Schönes erzählen?"

Der ersten Hälfte dieser Auffoderung folgte Ulrich lieber, als der zweiten. Er hatte so geringes Interesse für Unica, daß ihm gar nichts Erzählenswerthes einfallen wollte. Darum sagte er:

„Vor Allem hat meine Frau mir aufgetragen, Ihnen den herzlichsten Wunsch auszusprechen, Sie einmal wiederzusehen."

„Hat sie wirklich den Wunsch? das freut mich doch sehr!" sagte sie, und ihr großes gedankenvolles Auge überglänzte helle Freundlichkeit, als sie es lebhaft aufschlug, um ihm gleichsam den Dank zu gönnen für die willkommne Botschaft.

Unwillkürlich machte Ulrich die Bewegung, sich aus dem Brennpunkt dieser Augen zurückzuziehen. Aber dazu war im Fenster kein Raum, sein Stuhl stand bereits an der Wand; er hätte gradezu den Platz verlassen müssen. Margarita stickte auch schon wieder fort. Ulrich betrachtete sie schweigend. Wenn es schon großes Vergnügen gewährt, ein recht fein ausgearbeitetes Gemälde oder eine recht fein zusammen=

gesetzte Blume zu sehen, bei denen man wahrzunehmen glaubt, daß der Künstler und die Natur sie mit besondrer Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet und nicht fabrikmäßig behandelt haben: um wie viel erfreulicher ist dies bei Menschen. Wir bringen immer mit der schön ausgearbeiteten Form ein edles Wesen in Verbindung. Lebte der Apoll von Belvedere oder die Psyche aus dem Neapolitanischen Museum, so würden wir in diesen Gestalten die höchsten, reinsten Seelen suchen. Bei einer Vitellius-Gestalt erschrecken wir vor der gemeinen Seele, die sich's darin bequem gemacht hat. Darum ist uns die Schönheit so angenehm, weil sie uns Zuversicht zu der innern Sonne giebt, aus der sie wie der Stral aus dem Licht geboren wird. Darum giebt es unglaublich wenig schöne Menschen: die innere Sonne ist in den Stürmen unsrer Leidenschaften untergegangen, und verwirrt und umdüstert, zergraben und zerstört wie unsre Seele ist unser Antlitz, oder auch flach, abgemattet und charakterlos wie sie.

Margarita war eine von den fein ausgearbeiteten Gestalten, die selten aus der Hand des alten ewigen Meisters hervorgehen; nicht als ob sie jenen Regeln entspräche, welche man die der Schönheit zu nennen pflegt und bei denen man häufig so viel vermißt! aber ihre Züge hatten unter einander jene wundersame Harmonie, die den Stempel der höchsten Schönheit trägt, nämlich Vollendung. Und damit war die Gestalt im Einklang, Hände und Füße, Schultern und Nacken. „Welch eine schöne Figur!" spricht man, wenn eine Frau um die Taille wespenhaft zusammengeschnürt und durch allerlei Toilettenmittel einer Figur aus dem Modejournal so ähnlich wie möglich ist. Es ist sehr angenehm für uns, durch funfzig Ellen Tafft oder Musselin, Draht, Watte und einen ge-

schickten Schneider zu einer schönen Figur kommen zu können. Sollte es je Mode werden, bei einer solchen auf Nacken und Schultern, Hände und Füße Rücksicht zu nehmen, so würden die meisten Frauen kläglich bestehen. Margarita nicht. Wie ihre Schultern sich bogen, wie ihr Nacken sich senkte, wie der Hals mit ihnen sich vereinte und den Kopf trug — das Alles hatte Ulrich nur ein einziges Mal bei einem lebenden Wesen zuvor gesehen, und zwar bei Melusinen. Margarita trug ein blaues Merinokleid, das bis zum Hals hinaufging und ihn fest umschloß, und eine kleine Collerette von gesticktem Musselin. Dieser einfarbige Anzug hatte etwas Züchtiges, Ruhiges, das vollkommen mit ihrer Persönlichkeit harmonirte. Die Frauen sollten doch ums Himmels willen ihre Kleider ein bischen mehr auf die Schultern heraufziehen! von Allem abgesehen, was sich für eine solche Tracht sagen läßt, sollte doch Etwas entscheidend sein, nämlich: sie steht ihnen besser und sie verlieren dabei keine Bewunderung, denn die schöne Form verräth sich hinlänglich durch Bewegung und Haltung des Körpers, und gewinnt den unsäglichen Reiz des Geheimnisses. Unbegreiflich, daß sie das nicht einsehen!

Während Ulrich Margarita gegenüber ähnliche Bemerkungen machte, führte er ein Gespräch mit ihr fort, um den dunkeln Punkt in ihrer Seele ausfindig zu machen, sei es Unzufriedenheit oder Sehnsucht, Mißbehagen oder Trauer. Doch so unbefangen und klar sprach sie über ihr Leben und ihre Verhältnisse, daß Ulrich erstaunt wahrnahm, wie sie eben so fern davon sei, sie zu idealisiren, als sie drückend zu finden. Im ersten Augenblick sucht man das Unbegreifliche immer durch etwas Begreifliches zu erklären. Ob sie nicht eine Neigung für diesen Herrn Severin haben mag? dachte Ulrich,

und nach einigen Kreuz- und Querfragen fragte er, ob Herr Severin eine bestimmte Stellung im Hause einnähme.

„Nicht eigentlich .... oder wenigstens nur augenblicklich, antwortete Margarita. Er ist der Sohn des Erziehers meines Mannes, hat sich in jene trostlosen politischen Verbindungen verwickelt, welche von den Einen hirnlos, von den Andern verbrecherisch genannt werden, kam in Untersuchung, wurde zwar freigesprochen, jedoch mit der Weisung, nie auf eine Anstellung rechnen zu dürfen; und da mein Mann ihn damals bei seinem alten trostlosen Vater traf, so bot er ihm einstweilen die Stelle seines Secretärs an, und der arme junge Mensch, niedergeschlagen in überkühnen Hofnungen und mittellos für die Gegenwart — kam in unser Haus, das ihm wol sehr mißfallen mag bei seinem Haß gegen die Aristokraten."

„Dann hätte er es nicht betreten müssen," sagte Ulrich.

„Vielleicht wird er davon geheilt, entgegnete Margarita. Er ist ein schwacher Mensch und ich gebe mir viel Mühe mit ihm, d. h. ich wiederhole ihm unermüdlich: vague Träumereien schickten sich nicht für einen Mann, und bei zwanzig Jahren dürfe man nicht die Schicksale Deutschlands lenken wollen, sondern sich selbst stark und tüchtig machen, um dem eigenen gewachsen zu sein. Wie Könige und Fürsten sich benehmen sollten — darüber denkt er nach, aber nie, wie er sich zu benehmen habe. Wie es in Rußland zugeht und wie in Spanien — das nimmt er sich zu Herzen, aber in sich ist er nicht zu Haus. Damit hab' ich großes Mitleid. Zum Unglück hat er hier wenig zu thun! mein Mann besorgt fast alle Geschäfte selbst, und Tony ist zu jung, um von dem Unterricht zu vortheilen, den er ihr geben könnte. Ach,

Graf Erberg, nehmen Sie sich seiner an und ihn fort von hier."

Sie hatte halblaut gesprochen und glaubte sämtliche Spieler vertieft in ihre Plane. Fürst Anton hatte jedoch, zwar nicht ihre Worte, aber ihren Ton bemerkt und fragte:

„Um was bittest Du denn so beweglich, Ita?"

„Wenn Graf Erberg die Bitte erfüllt, werd' ich es Dir sagen, lieber Anton," entgegnete Margarita unbefangen.

Die Fürstin ward aufmerksam und rief der Schwiegertochter zu: „Spanne nicht unsre Neugier! Graf Erberg erfüllt gewiß ächt ritterlich Deine Bitte, so wie Du sie ausgesprochen hast."

Da aber Margarita ihre vorige Antwort sanft wiederholte, so wandte sie sich ärgerlich an Frau von Ringoltingen und sagte:

„Ich habe wirklich allzu viel Unglück! allzu schlechte Karten! — Eine elende Terz Major!"

„Die gilt nicht, ich habe die Quart Major," sagte ihre gelassene Mitspielerin."

„Und drei Könige und drei Damen" .... —

„Die gelten nicht, ich habe drei Aß."

„Liebe Ringoltingen, Ihr Glück ist unbegreiflich!" rief die Fürstin sehr verdrießlich.

Frau von Ringoltingen lächelte zufrieden, als habe sie ein Compliment gehört, und die Partie ging ihren Gang. Nach anderthalb Stunden ungefähr sagte der Fürst:

„So! jeder von uns hat die Satisfaction, den Andern matt gemacht zu haben; genug für jetzt! nicht wahr, Herr Severin!"

Er verließ seinen Platz und kam in das Fenster seiner Frau.

„Hübsch fleißig gewesen, gute Ita?“ fragte er und klopfte sie in einer Weise auf die Schulter, von der Ulrich meinte, sie schicke sich um den Hals eines Pferdes zu klopfen. Margarita machte eine rührende Bewegung: sie deckte eine Sekunde lang ganz sanft ihre Augen mit ihren breiten Augenlidern zu, als wolle sie ihr Unbehagen über diese plumpe Liebkosung zurückdrängen, und antwortete mit ihrer lieblichen Stimme:

„Ja, lieber Anton.“

„Das ist brav! ja, Du bist ein gutes Kind!“ sagte er und wiederholte, verstärkt, dies Zeichen seiner Freundlichkeit. Dann wendete er sich zu Tony, die mäuschenstill auf ihrem Stühlchen neben der Mutter saß und sich sehr abmühete, mit Stramin und Wolle etwas zu Stande zu bringen, was aussähe wie Tapisserie.“

„Und was bist Du denn? fragte er die Kleine, die immer zitterte, so wie der Vater sie anredete; bist Du auch ein gutes Kind? das wollen wir sehen .... gelt?“

Mit größter Hast nahm er ihr Stramin, Wolle, Bilderbuch, all' ihre kleinen Habseligkeiten fort, ergriff die Puppe, warf sie einige Mal wie einen Ball zur Decke des Zimmers empor und ließ sie zuletzt so zu Boden fallen, daß sie sich die Nase zerschlug. Mit immer größer werdenden Augen und immer röther werdenden Backen sah Tony den traurigen Schicksalen ihrer Puppe zu, und als sie niederfiel, stahl sich ein Thränchen aus ihren Augen.

„Nimm Deine Puppe auf, Tony!“ kommandirte der Vater.

Sie stand auf und wollte es thun. Allein ehe sie dazu kam, ergriff er sie, schwenkte sie sich auf die Schulter und sagte:

„Halt' Dich fest, Tony, denn Du wirst sonst fallen — ich lasse Dich los."

Er ließ sie zwar nicht los, aber das Kind schwebte doch in der Angst des Fallens. Manchen Kindern ist es sehr angenehm, auf alle Art geneckt und geplagt zu werden. Sie wehren und vertheidigen sich, wie sie können, und üben dadurch ihre Kräfte, und das ist's eben, was ihnen Spaß macht; Andre hingegen kann man auf immer dadurch verschüchtern, und das war eben der Fall bei der stillen, weichen, durch einen Blick ihrer Mutter zu lenkenden Tony. Nachdem der Vater sie hatte hinuntergleiten lassen und ihr kleines Gesichtchen eben so geklopft hatte, wie die Schultern seiner Frau, lief sie zur Mutter zurück, kroch behend unter den Stickrahmen, als sei sie dort gesichert, und lehnte ihr heißes Köpfchen an Margaritas Knie.

„Wie ein kleiner Hund liegst Du da!" rief der Fürst laut lachend.

„Du wirst Tonys Nerven ganz ruiniren, lieber Anton!" sagte Margarita, bei der sich der peinliche Antheil an dieser Szene nur durch die heftige Bewegung des Busens ausgesprochen hatte.

„Bah! was weiß ein Kind von Nerven! sagte er; es muß aber Spaß verstehen lernen; daran kann man es nicht früh genug gewöhnen." Wieder lachte er kurz und laut.

Dies war die anmuthige Manier, mit der Fürst Anton Liebkosung und Scherz vertheilte.

Darauf schlug er Ulrich einen Spazierritt vor, und die Gesellschaft trennte sich. Während des Rittes fuhr der Fürst fort, Ulrich von seinen Verhältnissen zu unterhalten und Alles zu preisen, was die Ehre hatte, fürstlich Thiersteinisch zu sein;

nur die Perle seines Glücks wußte er nicht zu schätzen, und sobald nur eine Anspielung auf sein eheliches Verhältniß möglich war, so sprach er immer ein dumpfes Mißvergnügen aus.

„Du bist außerordentlich exigent, wie es scheint! erwiderte Ulrich auf eine seiner Klagen. Schön, annuthig, sanft und gut, wie Deine Frau ist“....—

„Ach! unterbrach ihn der Fürst sehr ungeduldig, was hilft mir Schönheit und Güte! ich will einen Sohn haben! darum hab' ich geheirathet, nicht um grade diese Frau zu haben, denn es giebt Hunderte, die ebenso hübsch und gut sind — obgleich ich zugeben muß, daß Margarita recht brav ist.“

Als die beiden Herren Abends zurückkamen, hatte eine große Begebenheit statt gefunden: Graf Friedrich Thierstein hatte sich mit seiner Familie zum andern Tage angemeldet.

„Wie geht das zu?“ rief Fürst Anton sehr erstaunt; „er pflegt ja erst Anfang November nach Wildingen zu kommen; warum denn mit einem Mal vierzehn Tage früher, als sonst?“

„Er will uns den kleinen Henri vorstellen, antwortete die Fürstin, der nächstens wieder nach Paris zurückgeht — das ist der Grund.“

„Ach Mama! warum nennst Du den Jungen nicht Heinrich?“ sagte der Fürst verdrießlich. Er war seit einer Reihe von Jahren daran gewöhnt, den November mit Graf Friedrich zuzubringen. Daß es jezt im Oktober geschehen solle, machte ihn mißmuthig.

Die Fürstin wendete sich an Ulrich: „Sie werden morgen einige unsrer Verwandten kennen lernen — sehr artige und

gescheidte Leute! .... Gräfin Friedrich freilich ein bischen zu eitel .... Graf Lazar ein bischen einfältig .... aber charmant!"

Ulrich pries pflichtschuldigst sein Glück. Margarita sagte zu dem Allen kein Wort; sie besorgte schweigend den Thee, und Ulrich sah ihr an, daß sie nicht aus Zerstreuung oder Langeweile — sondern aus Aufmerksamkeit für ihr Geschäft so schweigsam war. Eine seltsame Frau! dachte er; ist das himmlischer Heroismus oder Apathie. — Die Unterhaltung blieb bei dem morgenden Tage und den Verwandten. Fürst Anton sprach halblaut mit Severin, wie es schien, von Geschäften. Endlich rief er:

„Nun, Ita! wirst Du heute nicht singen?"

„Lieben Sie die Musik, Graf Erberg?" fragte Margarita, erröthend über ihres Mannes gar zu patriarchalische Gewohnheiten.

„Was soll denn Erberg anders als Ja! antworten, da er gehört hat, daß Du singst?" sagte Fürst Anton wieder ganz verdrießlich und in dem Ton, mit dem man einem Kinde seine Ungeschicklichkeit vorwirft.

„Die Wahrheit kann man doch sagen," erwiderte sie unbefangen.

„Wer hörte nicht gern singen," sagte Ulrich, stand auf und öfnete den Flügel. Dann nahm er eins von den Büchern, die auf demselben lagen; aber es fiel ihm aus der Hand. Es war ein großes in braunen Saffian gebundenes Buch mit einem goldenen M. auf dem Deckel. Melusinens Album! ächzte sein Herz.

„Was soll ich singen?" fragte Margarita, am Flügel sitzend.

„Etwas aus dem braunen Buch," antwortete ihr Mann. Er kannte kein Lieblingslied, sondern nur das braune Buch.

„Ich bitte, Graf Erberg, es liegt unter Ihrer Hand," sprach Margarita.

Zitternd legte Ulrich es auf das Pulpet und sah mit Freuden, daß es eine abgeschriebene Sammlung von Liedern und Romanzen enthielt. Aber warum muß sie mich immerfort an Melusine erinnern? fragte er sich heimlich, während sie mit einer äußerst weichen, reinen Stimme und vollkommen kunstlos einige Lieder sang. Er dachte so tief darüber nach, daß er vergaß, ihr die hergebrachten Complimente zu machen, nachdem sie geendet. Die Fürstin sprach:

„Gewiß zieht Graf Erberg Opernarien diesem kleinen Gezwitscher vor."

„Nur in der Oper! rief er, zur Besinnung kommend. Gewiß übt solcher einfach lieblicher Gesang über Niemand mehr Gewalt, als über mich, und der Beweis davon ist, daß ich mich so eben habe durch ihn in Träumereien wiegen lassen."

Die letzten Worte richteten sich an Margarita. Sie sah ihn mit einem allerliebst spöttischen Lächeln an, worin er deutlich lesen konnte, daß sie nicht eine Sylbe davon glaubte. Das machte ihn wieder ganz bestürzt. Hat sie denn auch Melusinens Blick, der in meiner Seele lesen konnte? fragte er sich. Margarita sang noch etwas, dann Severin, dann beide zusammen, und dadurch kam Ulrich wieder auf seinen ersten Verdacht zurück, ob sie nicht etwa eine Neigung für den jungen Menschen hege. Sie hatte ihn freilich gebeten, irgend eine Anstellung für Severin fern von Ambrach auszumitteln; allein selbst diese Bitte an einen ganz fremden Mann gerich-

tet, zeugte von tiefem Interesse, von mehr als bloßer Menschenliebe. Ulrich wünschte so lebhaft, wie er lange nichts gewünscht hatte, dies Geheimniß zu durchdringen. Sie sieht ihr zu ähnlich, um nicht auch ein wenig den Engel heucheln zu können: das war der Schluß des Selbstgesprächs, das er bereits im Bett und halb im Schlaf hielt.

Am nächsten Morgen kam der Fürst zu ihm, ehe er aufgestanden war.

„Alter Junge, sagte er, Du nimmst mirs nicht übel, wenn ich Dich für mehre Stunden verlasse. Ich hatte zu heute Nachmittag ein nothwendiges Gespräch mit einem meiner Förster angesetzt, der zwei Stunden von hier wohnt. Nun kommt aber der Graf Friedrich zum Diner, ich kann unmöglich deshalb einen wichtigen Holzhandel verlieren und reite auf der Stelle fort, um mein Ultimatum zu ertheilen. Nicht wahr, Du nimmst es nicht übel?"

„Wolltest Du Dich meinetwegen geniren, so müßte ich auf der Stelle Ambrach verlassen, erwiderte Ulrich, und dazu hab' ich gar keine Lust."

„Nun das ist brav! ich habe befohlen, daß Dir ein Pferd gesattelt werde, sobald Du zu einem Spazierritt Lust haben solltest;.... denn Du wirst wol allein bleiben müssen — meine Mutter macht sich viel zu schaffen wegen des Besuchs." Damit ging er.

Erlaubt er mir nicht die Gesellschaft seiner Frau aus Eifersucht? oder was ist das sonst? dachte Ulrich. Die Wahrheit konnte ihm nicht einfallen: Fürst Anton glaubte ganz ernstlich, Margarita könne keine Unterhaltung machen. Nachdem er gefrühstückt, ging Ulrich in den Hof hinab, um

ein Pferd zu begehren. Auf dem Wege dahin sah er die Fürstin mit dem Schlüsselkorb am Arm in so tiefem Negligee und mit solcher Hast den wirthschaftlichen Regionen zuschreiten, daß er es nicht für rathsam hielt, ihr in diesem Augenblick sein Compliment zu machen. Er ritt spazieren, aber — obzwar ihm die wilde Gegend gefiel — die Zeit wurde ihm lang. Er glaubte, es sei zwölf Uhr, als er zurückkam, und es war kaum eilf. Er setzte sich in sein Fenster und blickte in den Garten hinab. Die volle Sonne beschien ihn warm, daher öfnete er es. Dabei fiel ihm ein, daß er wahrscheinlich ein Zimmer über Margaritas bewohne. Er bog sich über die Brüstung, sah die Fenster unter dem seinen geöfnet und hörte Tonys helles Stimmchen. Erschrocken zog er sich zurück; ihm war, als sei er auf Diebstahl ertappt. Da knarrte unten eine Thür, und aus dem Thurm, der hier die Ecke des Schlosses flankirte und auch an sein Zimmer stieß, trat erst Tony, dann Margarita. Eine Kammerjungfer folgte ihr mit einem Feldstuhl, den sie aufschlug und an die Mauer des Schlosses lehnte. Margarita hatte ein Buch in der Hand, setzte sich und las, während Tony im Garten umhersprang. Ab und an blickte sie vom Buch auf und nach der Kleinen hin, und wenn sich Beider Blicke begegneten, so riefen sie sich gegenseitig ein Schmeichelwort zu. Die stille, abgeschiedene Existenz dieser Frau, die sich um nichts kümmerte, als um ihre Tochter, und um die sich auch Niemand bekümmerte, frappirte Ulrich so, daß er seine Gedanken nicht von ihr losmachen konnte. Ihre Schwiegermutter beherrschte das Haus; bei seiner Rückkehr hatte er sie wieder gesehen, wie sie das Arrangement der Prunkzimmer leitete. Der Fürst rechnete seine Frau für so wenig, daß er ihr nicht seinen Gast empfahl.

Ulrich saß unbeweglich im Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und die Augen unablässig Tonys Sprüngen und Tänzen zugewendet. Ihn überfiel eine herzzerschneidende Wehmuth, in welcher Margaritas und Tonys Gestalten zerschmolzen und zwei andern Platz machten.... Melusinen und Hulderich. Aber als er sie fest ins Auge faßte, überfiel ihn ein nervoses Zittern, und er schüttelte heftig den Kopf, wie um sie zu vertreiben. Dann sagte er leise: Unica? — O nur nichts von Unica! rief er unwillkürlich ganz laut. Er fürchtete, Margarita könne den Ausruf gehört haben; er bog sich aus dem Fenster; aber sie hatte nichts gehört: Tony lag auf ihrem Schooß, müde, glühend, mit feuchter Stirn, woran die Löckchen festklebten. Kinder präludiren ihrer Zukunft: ihnen ist am wolsten, wenn sie sich leiblich zerarbeiten; dereinst wird es geistig sein; aber zerarbeiten muß sich der Mensch von der Wiege an. Margarita hielt die Kleine auf dem Schooß, und deren Köpfchen lag auf ihrem rechten Arm, mit der linken Hand strich sie ihr die Haare auf der Stirn wieder glatt. Wahrscheinlich wurde Tony schläfrig von dieser magnetisirenden Bewegung; genug, Margarita hielt plötzlich inne und fing an zu singen: „Ueber Dich gebeuget, — Sing' ich Dir den Sang, — Der um meine Wiege — Schwer und traurig klang.“ — Es war eine melancholische Melodie, wie von einem alten Volksliede; Ulrich kannte sie nicht, aber sie drang ihm in die Seele samt der Stimme. Die Sängerin sprach so deutlich aus, daß er jedes Wort verstand. Das Lied war ziemlich lang und ihm fiel auf, daß sie fast jede Strophe variirte. Nachdem sie es beendet, erwachte Tony aus einem leichten Schlummer und sprang vom Schooß herab. Im nämlichen Augenblick trat durch die große Gar-

tenthür der junge Severin ein, grüßte Margarita, und Ulrich hörte, wie sie sagte:

„Ich werde heute nur eine kurze Promenade machen können.“

Sie legte ihr Buch auf den Feldstuhl, nahm Tonys Hand, und alle drei verschwanden in einem halbentlaubten Berceau von Hagebuchen. Da erschien plötzlich Monsieur Jean mit einem großen Strauß von Astern, die er im Garten gepflückt, um die Tafel zu schmücken. Er wollte in die untere Thurmthür eintreten, als sein Auge auf das halboffne Buch fiel. Wie durch eine plötzliche Ideenverbindung aufmerksam gemacht, warf er rasch einen Blick rund um sich her, wie Jemand, der nicht gern bemerkt sein mögte; und als er Niemand wahrnahm — denn er vergaß, zum zweiten Stockwerk herauf zu sehen — ging er mit langen, leisen Schritten in der Richtung, die Margarita genommen. Vor dem Eingang ins Berceau blieb er stehen: wahrscheinlich so lange, als er die Spaziergänger wahrnehmen konnte; dann nickte er ein Paarmal rasch mit dem Kopf, wie zur Bejahung einer unausgesprochenen Frage, kehrte zurück und verschwand in der Thür des Thurms.

Unbeweglich hatte Ulrich diesen beiden Szenen zugeschaut, und ein ganzes Drama entwickelte sich vor ihm, wie durch **second sight**. Die Unvorsichtige! man muß sie warnen! war sein erster Gedanke. Aber kann sie nicht unschuldig und daher unbefangen sein? der zweite. Die Stellung dieser Frau kam ihm so unglückselig vor, so hülflos und verlassen mitten in ihrer Familie, daß es ihm grausam schien, sie nicht auf ihr eigenes und das fremde Benehmen aufmerksam zu machen. Eine Gelegenheit mußte sich finden; durchaus! — Um die

Zeit hinzubringen, wollte er in den Garten hinabgehen. Er rüttelte so lange an der Thür, die aus seinem Zimmer in den Garten führte, bis das halbverrostete Schloß aufsprang, und er auf eine Wendeltreppe hinaustrat, die den ganzen Thurm einnahm. Er stieg hinunter, und an einer Thür vorbei, die zu Margaritas Zimmer führen mußte. Am Fuß der Treppe waren zwei Thüren; die eine ging in den Garten, die andre in einen Corridor des Erdgeschosses, aus welchem laute Stimmen ertönten, und das Departement der Küchen und Dienstboten verriethen. Ulrich setzte sich auf Margaritas Stuhl und nahm das Buch, worin sie gelesen. Er erstaunte, Mignets Geschichte der französischen Revolution zu finden — eine ungewöhnliche Lectüre für eine junge Frau. Er las so lange darin, bis Margarita zurückkam, immer von Tony und Severin begleitet. Ulrich ging ihr entgegen, und sie wechselten gleichgültige Worte über das selten schöne Oktoberwetter. Dann nahm Margarita ihren Weg nach dem Thurm und Ulrich begleitete sie. Vor der Thür ihres Zimmers blieb sie stehen und sagte:

„Sie müssen hier wieder umkehren, Graf Erberg. Ihr Zimmer wird nach dieser Treppe zu wahrscheinlich verschlossen sein.“

„Der Weg schien mir so viel kürzer und bequemer, entgegnete er, daß ich mir erlaubt habe, etwas Gewalt bei meiner Thür zu brauchen.“

Da grüßte sie ihn und verschwand.

Eine Stunde später war Ulrich mit den fürstlich und gräflich Thiersteinschen Familien im Prunkgemach versammelt, welches zu dieser Gelegenheit aus den zahlreichen Hüllen und

Decken herausgeschält war, die gewöhnlich Sopha und Stühle, Tische und Kronleuchter verbargen. Gräfin Friedrich, die sich für eine Elegante vom **suprême bon genre** hielt, weil sie sich genau so kleidete, wie die Figuren im Pariser Modenjournal, übrigens ihr Leben lang grundhäßlich gewesen, und jezt wenigstens sechsunddreißig Jahr alt war — lag schon nach den ersten zehn Minuten ganz gelangweilt im Sopha, und klagte, daß man zwei volle Stunden brauche, um von Wildingen nach Ambrach zu fahren. Die Fürstin, in einer Marie-Louise-farbenen Sammetrobe kerzengrade neben ihr sitzend, fragte sie über die diesjährige Saison in Baden-Baden aus, und fand im Stillen die Manieren der lieben Cousine vom allerschlecht'sten Ton. Frau von Ringoltingen in ihrem schwarzseidenen Kleide auf einem Fauteuil neben der Fürstin sitzend, bekümmerte sich um Niemand, und streichelte ihren Hund. Margarita saß neben Gräfin Friedrich; die Herren schlossen den Kreis, der ganz so steif und ungesellig aussah, wie es sich für ein Prunkgemach schickt. Graf Friedrich, ein Vierziger mit einem recht gescheidten Gesicht, sprach mit dem Fürsten von Landesverhältnissen. Sein schöner und viel jüngerer Bruder Lazar war nicht gewohnt, viel zu sprechen; er antwortete höchstens, und sein Neffe, Graf Heinrich, ein Pariser Dandy von zwanzig Jahren, war dermaßen aus dem Häusel hier in Deutschland, im Schwarzwald, zwischen so uneleganten Frauen, daß er sich gleich in die tiefste Schweigsamkeit vergraben hatte. Der Fürstin und der Frau von Ringoltingen hatte er natürlich nur einen Blick der unaussprechlichsten Gleichgültigkeit geschenkt; Margariten einen der Neugier, denn sie war hübsch und jung. Doch diese Neugier verwandelte sich in Geringschätzung, nachdem er zwei Dinge wahrgenommen: sie

trug ihr Haar gescheitelt, ohne es durch Salben und Oele zu einer festen Masse zu machen, die mehr Aehnlichkeit mit einem Seidenstoff, als mit Haar hat; aber das war ganz unmodisch. Ferner fehlte ihrem Anzug der gestickte Batiststreif, der sich am Handgelenk über den Ermel zurückschlägt; das war ganz unelegant. Graf Heinrich ängstigte sich, ob es seiner Reputation der Elegance nicht schaden werde, wenn man in Paris erführe, daß er eine Cousine habe, die ohne Pommaden und Manschetten ihre Toilette mache. Aus Consternation schlug er die Augen nieder. Da fiel sein Blick auf seine eignen wunderschönen Hände und seine elegante Chaussüre, und der Gedanke tröstete ihn, daß er eine zu hübsche Figur habe und sich zu gut zu kleiden wisse, um jemals für unelegant zu gelten. Auf Ulrich blickte er, wie ein Gefangener zwischen Barbaren auf seinen Mitgefangenen blicken mag.

Das Diner war sehr recherchirt; dafür waren denn manche Speisen nicht sehr wolschmeckend; sie schienen nach einem Kochbuch versucht zu sein. Indessen wurde doch die Conversation etwas lebhafter. Ulrich merkte bald, in welcher Weise man mit der Gräfin Friedrich reden müsse, um sie zu amüsiren. Er sagte ihr eine Fadaise über die andre, und sie wurde ungemein heiter und sprach sehr viel. Der Himmel hatte ihr eine äußerst geringe Gabe von Verstand bescheert. Wäre sie schön gewesen, so hätte das nichts zu bedeuten gehabt! schöne Frauen haben seit undenklichen Zeiten das Vorrecht, dumm sein zu dürfen! Nun aber verlor ihr Mann zuweilen die Geduld mit ihrem Geplapper und machte sich darüber lustig, so daß es zu kleinen ehelichen Szenen kam, die für einen gleichgültigen Dritten sehr unterhaltend waren. Indessen war Graf Friedrich seiner Frau zu gleichgültig, als

daß sie sich seine Spöttereien zu Herzen genommen hätte. Jezt war sie guter Laune, und kokettirte daher mit allen Männern — ihren eignen und Fürst Anton ausgenommen —; mit Ulrich und Lazar für ihre eigene Rechnung, mit Heinrich auf Rechnung ihrer ältesten Tochter, der zehnjährigen Lili, die allenfalls schon selbst dies Geschäft hätte übernehmen können. Heinrich war sehr reich, und sein Vormund, Graf Friedrich, verwaltete vortreflich sein Vermögen; sein Vater war seit zwölf Jahren todt, und seine Mutter, eine geborne Rohan, lebte seitdem in Paris mit ihm. Gräfin Friedrich wünschte ihn sehnlichst zum Schwiegersohn. Um ihn zu captiviren, sprach sie beständig französisch mit ihm und nannte ihn Henri.

„Hast Du die „Giorgiona" ausgelesen, lieber Engel? wandte sie sich an Margarita; und wie gefällt sie Dir?"

Ulrich horchte gespannt. Endlich einmal sollte er ein Urtheil aus Margaritas Munde hören. Sie antwortete:

„Es gefällt mir gut; Gräfin Schönholm ist zu Hause in den Seelen."

„Und in der Gesellschaft," setzte die Fürstin hinzu, die sich immer berufen fand, jedes Wort ihrer Schwiegertochter entweder zu tadeln, oder zu verbessern.

„Und weißt Du wol, daß die Giorgiona ihr eigenes Portrait sein soll?" fuhr Gräfin Friedrich fort.

„Ich wußt' es nicht und ich glaub' es auch nicht, sagte Margarita; der Charakter ist zu natürlich, um copirt zu sein."

„Ich versichere Dich, sie hat sich selbst und ihre Schicksale copirt."

„Aber man kann die Natur nicht copiren, man muß sie auffassen, um sie natürlich darzustellen.... glaub' ich," sagte Margarita lebhaft anfangend, schüchtern endend.

„Gräfin Schönholm soll Giorgiona sein, so wie Lord Byron Child Harold und Frau von Staël Corinna, sagte Ulrich. Das ist nun einmal hergebracht: schreibt ein Autor mit tiefer innerer Wahrhaftigkeit, so sollen auch die äußeren Umstände seines Buches wahr sein, und was er innerlich empfunden und gelebt, soll er auch äußerlich durchgemacht haben."

„Aber wäre das Unrecht von der Gräfin Schönholm?" fragte Gräfin Friedrich, die nur mit Fragen zu sprechen verstand. „Von Unrecht kann nicht die Rede sein, entgegnete Ulrich lächelnd; das Genie so wie die Schönheit haben ihr eigenes Recht."

„Ich find' es ein Unrecht gegen den Schriftsteller, sagte Margarita; er muß sich beschränkt und eingeengt fühlen, wenn das Publikum bestimmte Personen in seinen Charakteren sucht." Sie blieb fest bei ihrer Meinung, denn sie nahm sie aus ihrem Herzen, frisch, klar, bestimmt, und man fühlte, daß eine Ueberzeugung sie diktire.

„Sie kennen nicht die Gräfin Schönholm, liebe Cousine, sagte Graf Friedrich, wenn Sie glauben, daß sie sich durch ein Urtheil des Publikums einschüchtern läßt. Lazar, erzähle doch die hübsche Antwort, die sie Dir gegeben hat."

„Lazar ist diesen Sommer mit ihr in Interlachen zusammen gewesen," bevorwortete Gräfin Friedrich ihren schweigsamen Schwager, der mit automatischer Unbeweglichkeit anhub:

„Ich fragte sie, ob es wahr sei, was die Leute sagten, nämlich, daß sie alle Personen, mit denen sie umginge, in ihren Büchern auftreten ließe. Sie antwortete mit einer merveilleusen Impertinenz: Ich versichre Sie, Graf Thierstein, daß ich nicht im Stande bin, all' die dummen Menschen in meinen klugen Büchern zu brauchen."

Fürst Anton lachte laut und hell; Graf Friedrich lachte spöttisch; die Uebrigen lächelten, Gräfin Friedrich ausgenommen, die lebhaft sagte:

„Und es ist dennoch wahr! sie braucht sie! zu ihrem neuesten Roman „Der Freiherr" hat mir Frau von Dauer eine ganze Liste von Personen aus der Gesellschaft versprochen, die darin unter verändertem Namen vorkommen."

„Kennt Frau von Dauer so genau die Gräfin Schönholm?" fragte Margarita.

„Sie hat sie einmal während der Leipziger Messe in Auerbachs Hof gesehen," antwortete Graf Friedrich.

Gräfin Friedrich zuckte die Achseln und sagte: „Frau von Dauer hat sie vor einigen Jahren mehrmals in Schlesien gesehen und kennt genau ihre Verhältnisse."

Jezt zuckte Graf Friedrich die Achseln und, ohne weiter auf seine Frau Rücksicht zu nehmen, sprach er:

„Die Romane der Gräfin Schönholm haben in meinen Augen einen Vorzug, der zwar negativ, aber dennoch immens ist: es sind keine historischen Romane. Nur die lateinische Grammatik hat mich als Knabe so gelangweilt, wie diese unglückseligen Romane mit ihren endlosen Beschreibungen von Schlachten und Turnieren, von Pest und Hungersnoth, von Juden und Hexen, von Hunden und Pferden! Was man fast gar nicht darin findet, sind Menschen, sind Charaktere.

Marionetten irren seelenlos zwischen all' den Beschreibungen umher, und tragen ihr geschichtliches Costüm ebenso ungeschickt, wie auf einem Maskenball Personen aus der Gesellschaft den Harnisch des Ritters, oder den Schleier der Nonne. Es flimmert mir vor den Augen von all' dem Bilderwust, der ohne innere Nothwendigkeit an einander gereiht wird."

„Das amüsirt die meisten Leser! sagte Ulrich; es ist ihnen dabei zu Muth, als sähen sie einen Guckkasten oder ein Kaleidoskop, deren Bilder man nicht zu durchdenken braucht, um sie hübsch oder häßlich zu finden. Und die Schriftsteller liefern bereitwillig dergleichen Bücher, weil es leichter ist, sie aus Aktion und Dekoration zusammen zu setzen, als aus psychologischer Entwickelung. Dazu muß man nicht blos Geist, Urtheil, Geschichtskenntniß und eine gewandte Feder haben; man muß zu Hause in den Seelen sein.... — wie Fürstin Margarita vorhin von der „Giorgiona" sagte."

Graf Friedrich, wie alle Männer, die nur gescheut, aber ohne Superiorität sind — empfand eine große Geringschätzung für Alles, was Frauen in geistiger Beziehung leisteten, und sagte:

„Ich kenne, außer den alten, englischen Romanen, nur die von Hippel, die ich psychologisch nennen mögte; und die kennt vermuthlich Niemand sonst von der Gesellschaft, denn sie sind schwerer, als die Modelektüre es erlaubt."

„Halten Sie uns für frivol, weil wir das Gute zu schätzen wissen, was die neueste Zeit bietet? ich verehre, wie Sie, den Hippel so sehr, daß ich gestern ganz stolz war, die „Lebensläufe" in dem Arbeitskörbchen der Fürstin Margarita zu erblicken" — entgegnete Ulrich.

Margarita erröthete leicht; Gräfin Friedrich unterdrückte ein Gähnen, das sie immer anwandelte, wenn die Unterhaltung ernst wurde; die Fürstin nahm das Wort:

„Ich freue mich, daß endlich einmal eine vornehme Frau in Deutschland Verstand genug hat, um einige gute Romane zu schreiben. Die Französinnen sind uns längst mit diesem Beispiel vorangegangen — bei den „Cent Contes de la Reine Marguerite“ zu beginnen.“

„Die gnädige Tante haben also les Cent Contes gelesen?“ fragte Graf Friedrich mit seinem sarkastischen Lächeln.

Die Fürstin sah ihn kalt an und fuhr fort, als habe er gar nichts gefragt:

„Und bei den interessanten Romanen der Herzogin von Duras und der Prinzessin von Craon zu enden. Im Briefstyl hat Frau von Sévigné keine deutsche Rivalin, und was die Memoiren betrifft, so denke ich, daß meine Freundin, die Herzogin von Abrantès, eben so wol ohne Nachfolgerin in Deutschland ist, als die Herzogin von Orleans, geborne Prinzessin von der Pfalz.“

„Die gnädige Tante haben also auch die Memoiren der Herzogin von Orleans gelesen?“ fragte Graf Friedrich in demselben Ton.

„Was Fürstinnen schreiben, dürfen Fürstinnen lesen, mein' ich,“ entgegnete die Fürstin imposant.

Höchst gelassen antwortete er: „Wenn die gnädige Tante dergleichen Memoiren lieben, so finden Sie etwas Aehnliches in denen der Markgräfin von Anspach, Schwester Friedrichs II., nur vielleicht nicht dieselbe .... Perfektion.“

„Sie sind hier in der Bibliothek, liebe Mama,“ sagte Margarita.

Graf Friedrichs Lächeln wurde noch sarkastischer, und Ulrich hatte große Lust, eine Querfrage zu thun, als Jener sagte: „Sie kennen die Bibliothek recht genau, liebe Cousine.“

„Nicht so genau, wie ich wünschte, Cousin! erwiderte sie unbefangen; ich bin noch nicht bis zu den Memoiren gekommen. Die Geschichte der Völker geht ihnen vor.“

„Margarita ist liberal“ sprach der Fürst, der beim Diner immer stumm zu sein und stark zu speisen pflegte.

Die Fürstin, sehr zufrieden mit ihrer Tirade zum Lobe der Französinnen, gab das Signal, die Tafel aufzuheben.

Später wünschte Gräfin Friedrich ins Familienzimmer zu gehen, wo der Flügel stand, und etwas Musik zu machen. Sie hatte die Manie mancher Personen, mit Passion dasjenige zu treiben, was sie nicht verstand: sie spielte sehr hübsch das Piano, aber das machte ihr kein Vergnügen; hingegen ließ sie, wo sie nur konnte, ihren Gesang ertönen, obgleich sie nur drittehalb falsche Töne in der Kehle hatte. Lazar, mit seinem etwas dünnen Tenor, mußte natürlich mitsingen, und Margarita that es auch mit ihrer gewohnten Freundlichkeit. Heinrich, der eine prächtige Stimme besaß, hatte sich gleich auf den entferntesten Sopha hinter Margaritas Stickrahmen retirirt, und setzte allen Bitten der Gräfin Friedrich eine Entschuldigung durch Heiserkeit entgegen, der sein klingendes Organ widersprach. Sie bat und schmeichelte: „Henri! mon cher Henri! mon bel amour!“ Er wiederholte lakonisch: „Impossible, ma tante!“ fest entschlossen, sein Talent hier nicht zu profaniren.

Nachdem Ulrich mit großer Geduld den musikalischen Verbrechen der Gräfin Friedrich zugehört, wendete er sich an

Margarita und bat sie, das Lied zu singen, welches sie heute früh im Garten gesungen.

„Heute früh im Garten? ich erinnre mich nicht“ .... — sagte sie.

„Was war das für ein Lied, Graf Erberg? rief Gräfin Friedrich; vielleicht singe ich es auch.“

„Ich glaube, es war „Da ging ich ans Brünneli“ .... rief Margarita lebhaft und erröthete.

Sie erröthete aber so häufig, daß Ulrich es diesmal nicht beachtete, sondern sprach:

„O nein! es fing an: „Ueber Dich gebeuget!“ — Erinnern Sie sich nicht? eine weiche, klagende Melodie! Sie sangen es Ihrer kleinen Tochter vor.“

Margarita saß mit einem Musikbuch auf dem Schooß neben Gräfin Friedrich, aber etwas hinter ihr, am Flügel; Ulrich stand auf der andern Seite neben der Gräfin; diese konnte folglich nicht Margaritas Bewegung sehen, die dunkelroth vor Schreck oder Verlegenheit mit der Hand über die Stirn fuhr, als ob sie sich besinnen wolle, und dann den Zeigefinger über ihre Lippen gleiten ließ, indem sie Ulrich bittend ansah. Ohne eine Miene zu verändern, sagte er:

„Es war gewiß ein Wiegenlied .... vielleicht nach einer alten Volksmelodie; und wenn die Gräfin einige singen wollte, so würde ich es vielleicht herausfinden.“

Gräfin Friedrich sang sehr bereitwillig fünf oder sechs Liederanfänge, und fragte zwischen jedem:

„War es das?“

Und Ulrich sagte immer „Nein!“ bis er zuletzt lachend sagte:

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung! aber mein unmusikalisches Ohr ist ganz confus worden.... ich unterscheide keine Melodie mehr."

Beide Damen lachten ihn aus.

Am Abend trennte sich die Gesellschaft, und Graf und Gräfin Friedrich luden Ulrich dringend nach Wildingen ein. Beide fanden in ihm ein Mittel, um die Langeweile etwas zu mildern, die sie im Umgang mit der fürstlichen Familie empfanden. Kaum waren sie fort, so warf sich Fürst Anton in einen Lehnstuhl, gähnte ein Paar Mal hinter einander recht herzhaft, rieb sich dann vergnügt die Hände und sagte:

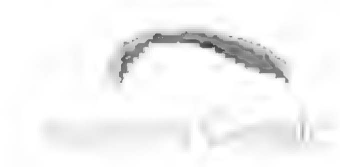
„Nun kommt eine angenehme Zeit! die Jagd ist vortreflich in Wildingen und Graf Friedrichs Koch auch! Es freut mich, daß Du grade jezt hier bist, mein alter Erberg. Du wirst doch die Jagden mitmachen? Das versteht sich von selbst!.... — Wenn nur die lieben Leute nicht so erschrecklich langweilig wären! man weiß nie, ob sich Graf Friedrich über einen lustig macht, oder nicht.... und sie geziert wie eine Weihnachtspuppe! und dieser kleine Heinrich mit seinen großen airs! und Lazar, stumm wie ein Fisch! ich langweile mich mit ihnen, wie die Karpfe auf dem Trocknen; aber freilich die Jagden machen das gut."

Fürst Anton hatte während des ganzen Tages nicht so viel gesprochen. Das war seine Gewohnheit: er sprach nur, wenn an keine Unterbrechung von Seiten seiner Zuhörer zu denken war. Wurde durch einander geredet, so schwieg er, machte sich heimlich über Alles lustig, was gesagt wurde, fand aber nie die Gelegenheit, seine äußerst simple Satyre zum Besten zu geben, ausgenommen dann und wann auf Kosten seiner Frau.

Ulrich machte die banalen Lobeserhebungen, die man zu machen pflegt, wenn man die Absicht hat, eine Zeit lang mit Personen umzugehen, die uns im Grunde lächerlich oder gleichgültig sind. Wär' er morgen von Ambrach abgereist, so würde er schwerlich die Toilette der Gräfin Friedrich sehr geschmackvoll und Graf Heinrichs Haltung sehr comme il faut gefunden haben.

Die Fürstin ergoß sich in Lob über Heinrich, der in ihren Augen den unerhörten Vorzug hatte, in Paris zu leben. Sie schmückte Paris und Alles, was von dort kam, mit der Glorie, die sie selbst vormals dort getragen, als sie jung und schön gewesen war. Da sie sich im Stillen gekränkt fühlte, daß ihr Sohn nicht Ulrichs guten Ton und Manieren hatte, so freute sie sich — wie die Neidischen thun — daß sie einen Dritten zu loben hatte; sie wähnte, dadurch den Beneideten zu kränken und herab zu setzen.

Margarita schwieg. Sobald ihr Mann und ihre Schwiegermutter die Conversation beherrschten, sprach sie nur grade, was nöthig war, um weder zerstreut noch untheilnehmend zu erscheinen. Dann war es umsonst, ein Urtheil, eine Meinung von ihr zu erwarten. Mit dem Instinkt jener Blume, die ruhig in der Tiefe des Meeres bleibt und nur zur Blütezeit auf die Oberfläche kommt, ließ sie ihre Gedanken in der Tiefe der Seele ruhen, unbekümmert, ob je der Moment kommen werde, der sie herauslocken könne. Es war ein sublimer Instinkt bei ihr: sie wollte sich nicht aus dem Gleichgewicht zu ihrer Umgebung setzen; aber es war nur Instinkt, nicht Ueberlegung; sie raisonnirte nie mit sich selbst. Daher werden Manche sagen: „so war es denn auch kein Ver-



dienst." — Nein, gewiß nicht! es war nur eine Seelenschönheit.

Ulrich erkannte das. Sie ist wie eine Muschel, dachte er; auswendig unscheinbar, inwendig voll Perlmutter und Perlen! Sie selbst ist eine Perle! Margarita bedeutet Perle!..... doch warum wollte sie das Lied nicht singen? sollte der Severin es für sie gedichtet haben? und wo war er denn heute? ganz unsichtbar! nur mit ihr ging er spazieren. — — Er nahm sich vor, um jeden Preis das Räthsel zu lösen.

Als der Fürst ihn am nächsten Morgen auf seinem Zimmer besuchte, sagte Ulrich:

„Du hast mir Dein Haus mit solcher Gastfreiheit geöfnet, daß ich sie mißbrauchen würde, wenn ich nicht Dir, dem Wirthe, dieselbe Freiheit ließe. Geh' Du Deinen Geschäften nach, wie Du es gewohnt bist. Ich finde Unterhaltung genug — Deine Damen, die Bibliothek, ein Pferd .... was brauch' ich mehr in Deiner Abwesenheit, lieber Thierstein."

Der Fürst war sehr vergnügt über diesen Vorschlag, und Ulrich blieb fortan sich selbst überlassen. Um nicht ganz sein eigentliches Geschäft in Ambrach zu vergessen, hatte er den Fürsten gefragt, ob er mit Frau von Ringoltingen über den Verkauf ihres Gütchens sprechen solle, oder ob der Fürst ihre Geschäfte besorge. Der antwortete:

„Gott behüte mich vor Geschäften mit Frauen! sie haben nicht eine Idee von gründlicher Sachkenntniß, daher bilden sie sich beständig ein, daß man ihre Geschäfte schlecht besorgt. Steht der Zinsfuß auf 3½ Prozent, so begehren sie 5, und nennen es ein himmelschreiendes Unrecht, einen empörenden Betrug, wenn man sie ihnen nicht schafft. Nein, Frau von Ringoltingen steht selbst ihren Geschäften vor, die so gering

sind, daß sie wirklich genug Verstand dazu hat. — Er lachte laut und kurz; dann setzte er hinzu: Nur bei hochwichtigen Gelegenheiten werde ich zu Rath gezogen, d. h. sie begehrt meine Meinung, und die muß genau mit der ihren übereinstimmen, sonst wird sie verworfen."

„Wir Alle machen es so," entgegnete Ulrich.

Einige Stunden später ließ sich Ulrich bei Frau von Ringoltingen melden. Sie nahm ihn an. Er fand sie in einem enormen Fauteuil sitzend und mit unbegreiflicher Langsamkeit weiße Baumwolle von einer kleinen Winde abwickelnd, die vor ihr an einem Tischchen festgeschraubt war. Ihre Füße standen auf einer hochgepolsterten Fußbank, und auf ihren hochheraufgezogenen Knien lag ihr Hund, der giftig bellte und die Zähne zeigte, als Ulrich eintrat. Nachdem das Thier beruhigt war, trug er ihr sogleich sein Anliegen vor und sie ging gern darauf ein. Sie sagte:

„Ehedem, als ich es selbst bewirthschaftete, machte mir das Landgütchen viel Vergnügen, jezt nur Verdruß, denn die Pächter sind nie pünktlich mit den Zahlungen."

Ulrich fragte, welchen Preis sie begehre, und sie entgegnete:

„Es ist freilich nur auf 30,000 Gulden taxirt, aber ich kann es nicht unter 36,000 verkaufen. Ich lebe nur von den Renten des Gütchens und Sie wissen, der Zinsfuß ist nicht mehr fünf Prozent."

Fürst Anton hatte das Gut für ihn auf 50,000 Gulden taxirt. Ulrich fand, daß die arme Frau von Ringoltingen weniger habsüchtig sei, als der reiche Fürst Thierstein, und zu beiderseitiger Zufriedenheit ward der Handel geschlossen.

Als der Fürst später den Kaufpreis erfuhr, sagte er achselzuckend zu seiner Schwiegermutter:

„Sie haben das Gut um 10,000 Gulden zu wolfeil verkauft."

„Keineswegs! sagte sie mit einem Stolz, der vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben am rechten Ort war; ich hab' es ungefähr nach dem Werth verkauft, denn wenn es besser bewirthschaftet wird, als solch ein Pachter es thut, so wird es im Preise steigen; aber Wucher mag ich nicht mit meinem Eigenthum treiben — das ist kein Geschäft für den Adel."

Ulrich war in sein Zimmer zurückgekehrt, um an Unica über dies wolgelungene Geschäft und die bevorstehenden Jagden zu schreiben; aber Tonys Stimme im Garten lockte ihn ans Fenster, und als er Margarita unten sitzen sah, dachte er: Auf heut Abend den Brief! — nahm den Hut und ging die Thurmtreppe hinab. Unten stieß er auf Jean, der eilig aus dem Corridor herauskam, als er Männerschritte auf der Treppe hörte, und sich dann mit einer tiefen Verbeugung vor Ulrich zurückzog. Daraus schloß dieser, daß die Thurmtreppe eigentlich nur für Margaritas Gebrauch da sei. Sie saß wieder auf ihrem kleinen Feldstuhl und legte ihr Buch fort, als Ulrich sich neben sie auf eine Gartenbank setzte, und froh des kleinen Einverständnisses, das er mit ihr hatte, anhub:

„Werden Sie heute die Gnade haben, mir das liebliche Lied zu singen, welches Sie mir gestern so unbarmherzig verweigerten?"

„Ach Gott, entgegnete sie ohne alle Verwirrung, hören Sie auf, nach dem Liede zu forschen; es verdient nicht Ihre Theilnahme."

Ulrich sah sie erstaunt an; er begriff nicht, weshalb sie gestern so verlegen und heute so ruhig bei seiner Frage war.

„Nicht meine Theilnahme! rief er; und Sie haben das Lied so lieb, daß Sie es nur Ihrer Tochter vorsingen!“

„O, sagte Margarita, lieb hab' ich es gewiß nicht, denn ... ich hab' es selbst gemacht — und wer mögte so etwas anhören, als Tony?“

„Wer nicht!“ sagte Ulrich überrascht.

„Gräfin Friedrich gewiß nicht, denn wenn sie auch keine gute Stimme hat, so versteht sie doch leicht mehr von der Musik, als ich.“

„Also auch die Composition ist von Ihnen? Unica hat mir von Ihrem bewundernswerthen Talent für den Tanz erzählt — hiervon nichts.“

„Es sind nur Launen und Einfälle — keine Talente! und wenn sie es wären, was würd' es mir helfen? ich mögte lieber ein schönes Talent für Musik oder Malerei haben, dann könnt' ich doch meiner Tochter nützlich sein.“

„Wie beneidenswerth glücklich sind Sie durch dies Kind!“ rief er wehmüthig.

„Ja! es ist meine Welt!“ sagte sie mit jenem Glanz des Angesichts, den Melusine in ihren großen Momenten hatte.

„Und werd' ich nicht das Lied hören? fragte er, in diesem Augenblick auf ihre Milde rechnend; — ich bin ein ebenso großer Laie in der Musik, als Tony, und ich versichre Sie, daß ich gestern, da oben in meinem Zimmer, mit wahrer Freude auf jeden Ton gehorcht habe.“

„Wenn es sich einmal so trift, sollen Sie es hören. Jezt aber gehen wir spazieren .... und Sie gehen vielleicht mit. Im Walde sind manche hübsche Aussichten — so wie wir sie

hier haben, etwas einförmig und dürftig, nichts von Heidelbergs malerischer Schönheit oder von der Ueppigkeit Ihres Rheingaues."

Severin war dazu gekommen; Margarita rief Tony, und Alle gingen durch das lange Berceau in den Wald. Ulrich bemerkte sogleich, daß Severin nicht sehr erfreut über seine Gesellschaft war und nicht am Gespräch Theil nahm, obwol Margarita ihn zweimal dazu aufforderte. Er blieb zurück, immer mehr und mehr, und als sie nach einer halben Stunde um eine Waldecke bogen und vor einem Aussichtspunkte standen, warteten sie auf ihn, aber er kam ihnen nicht nach. Ulrich wollte den Augenblick nicht vorüber gehen lassen, ohne Margarita aufmerksam zu machen, daß wenigstens Severins Betragen durchaus unpassend sei.

„Wie schade, hub er an, daß ein so hübscher junger Mensch so burschikose Manieren beibehalten hat, daß ihm der geringste Zwang lästig fällt."

„Das hängt mit seinen verschrobenen Ideen von der Gleichheit zusammen, erwiderte Margarita. Er findet sich jezt sehr gekränkt, weil ich mich mit Ihnen, dem Grafen Erberg, mehr unterhalte, als mit ihm."

„Gnädige Fürstin, sagte Ulrich sanft, wie haben Sie den Herrn Severin so verwöhnen können! sehen Sie denn nicht, daß er Ihre himmlische Güte mißbraucht?"

Sie sah ihn verwundert an und blieb vor ihm stehen. Er blieb auch stehen und fuhr fort:

„Vergeben Sie mir! ich bin kaum drei Tage in Ihrem Hause und bin Ihnen ganz fremd; allein Sie sind so jun , so fremd in der Welt, so ..... unerfahren, (eigentlich wollte

er sagen: rathlos) daß Sie Manches nicht ahnen können, was wir Andern deutlich sehen."

„Sehen Sie nicht vielleicht Gespenster?" fragte sie lächelnd und ging weiter.

Ulrich dachte an Jean, den er schon zweimal listig umherlauschend gesehen, und sagte gelassen und bestimmt:

„Das Benehmen des Herrn Severin compromittirt Sie."

„Sie brauchen seltsame Ausdrücke," sagte sie mit einem prächtigen Blick.

„O nehmen Sie keinen Anstoß an den Ausdrücken, sagte Ulrich bittend; was ich thue, ist so gänzlich aus der Regel, daß Sie Nachsicht mit meinen Worten haben müssen ... und vielleicht noch mehr mit mir selbst, dem unaufgeforderten Rathgeber."

„Aber was rathen Sie mir denn eigentlich?" fragte Margarita gespannt.

„Wenn Sie dem Herrn Severin die Erlaubniß ertheilt haben, Sie ein für alle Mal auf Ihrem Spaziergang begleiten zu dürfen — was gewiß Jeder von uns für eine große Ehre halten wird — warum schließt er sich heute von Ihrer Gesellschaft aus, da sich grade heute eine Person mehr dabei befindet? warum bleibt er zurück mit einem unverhehlten Ausdruck von Mißbehagen und Unmuth? wenn man ihn mit diesem verfinsterten Antlitz allein zurückkehren sieht, was kann man nicht Alles daraus schließen?"

Margarita dachte an die spionirende Neugier ihrer Schwiegermutter und an die Möglichkeit, daß Severins ungeschicktes Betragen von ihr bemerkt und scharf oder plump gerügt werden könne; daher sprach sie mit leichtem Ton, aber mit schwerem Herzen:

„Um verkehrte oder richtige Schlüsse zu ziehen, müßte man ihn auf jeden Fall genauer beobachten, als es geschieht.“

„Glauben Sie nicht, daß die Personen, die eine Königin umgeben, sich unter einander aufs Allergenaueste beobachten? ..... Jede Frau ist Königin in ihrem Kreise.“

„Aber Sie ängstigen mich! rief Margarita beklemmt; sagen Sie doch lieber grade heraus, was Sie wissen .... oder meinen.“

„Ich meine, sagte Ulrich bestimmt, daß Sie sich gar nicht um den Herrn Severin bekümmern sollten.“

„Glauben Sie denn, daß ich es zu meinem Vergnügen thue? rief sie. Der Mensch war ja fast geisteskrank, als er vor einigen Monaten herkam, durch seinen fanatischen Haß gegen die Aristokraten, und mir scheint die Atmosphäre von Ambrach nicht dazu geeignet, um ein solches Gefühl zu mildern, obgleich mein Mann gewiß von seltener Güte für ihn ist. Sein musikalisches Talent ließ mich zuerst sein ungeschicktes Benehmen übersehen — denn wir haben hier häufiger dieses als jenes — ich sprach mit ihm, ich erkannte bald seine Manie, die er auch gar nicht zu verbergen strebt, ich suchte sie zu bekämpfen, und so ist es mir denn gelungen, ihn bedeutend menschlicher zu machen, als er war. Wenn es mir gelänge, ihn zu einfachen, natürlichen Ansichten zu bringen, in Königen und Fürsten Menschen zu sehen und keine Ungeheuer, im Staat zu dienen, wenn er auch nicht eingerichtet ist wie Sparta: so hätte ich gewiß etwas Gutes gethan. Sobald ich mich nicht um ihn bekümmere, ist er hier in der allertiefsten Einsamkeit, und die nährt den Fanatismus, steigert ihn wol gar bis zum Wahnsinn. Können Sie mir das rathen?“

Ihre Worte waren so einfach, ihre Stimme so süß und ihr Ausdruck so bestimmt, es war ein solcher Contrast: die Erscheinung zart, wie ein Thautropfen, die Wesenheit fest wie ein Diamant, daß Ulrich nichts zu antworten wußte. Er ärgerte sich über sich selbst, wie er hatte wähnen können, daß die Ungezogenheit eines Studenten und die gemeine Neugier eines Bedienten irgendwie üblen Einfluß auf ein solches Geschöpf haben dürften. Indessen fiel ihm doch Margaritas Bitte ein, Severin eine Anstellung zu verschaffen. Er sagte:

„Wünschten Sie nicht selbst vor ein Paar Tagen seine Entfernung?"

„Freilich! erwiderte sie eifrig; er ist ein blutarmer Mensch, hat vier unversorgte Schwestern und einen noch unerzogenen Bruder, kann nicht bei seinem Vater leben, weil Beider politische Ansichten sich kreuzen wie zwei Schwerter, und hier im Lande auf keine Anstellung rechnen. Ich weiß nicht einmal, ob er irgend etwas Tüchtiges gelernt hat."

„Da müßte er vor Allem wieder auf eine Universität."

„Das sag' ich ihm täglich, aber er will nicht; er behauptet, es sei ihm unmöglich, unter dem Zwang einer Aufsicht zu leben, wie sie gegenwärtig auf den Universitäten eingeführt sei! Indessen, wenn mein Mann nur wollte" .... —

„Nun?" fragte Ulrich erwartungsvoll, als sie stockte.

„O Graf Erberg! rief sie plötzlich entschlossen, Sie können vielleicht meinen Mann überzeugen, denn Sie haben Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß, Alles, was mir fehlt, leider! leider! denn er sagt, ich hätte keine Idee von den Realitäten, und er mag wol bei vielen Gelegenheiten Recht haben mit dieser Behauptung."

„Und ich soll ihn von seinem Unrecht überzeugen?" fragte Ulrich lächelnd.

Sie machte mit der Hand eine allerliebste, schweigengebietende Bewegung und sagte: „Mein Mann hat dem alten, trostlosen Vater, der nichts von dem ungerathnen Sohn wissen wollte, versprochen, sich desselben anzunehmen, und deshalb ist er hier. Könnte sich aber mein Mann dazu entschließen, ihm eine andre Unterstützung zu geben und darauf zu bestehen, daß er seine Studien fortsetze, so würde er doch wol gehen und das wäre seiner Zukunft ersprießlicher, als hier die nichtsthuerische Existenz. Aber Anton behauptet, Severin würde dort von Neuem intriguiren und conspiriren, und bleibt meinen Bitten unzugänglich, die freilich immer sehr schüchtern sind, weil er sie nicht gern hört. Aber Sie — ja, Sie könnten ihn gewiß überzeugen! — Und ist es denn nicht im Grunde sehr unbehaglich, einen Menschen mit so feindseligen Gesinnungen unter unserm Dach zu beherbergen? ..... Glauben Sie nicht, daß Sie meinen Mann überzeugen werden?"

„Wenn er der Wahrheit selbst nicht Gehör schenken mag, entgegnete Ulrich, was kann ich ihm denn sagen?"

Sie waren wieder durch das Berceau in den Garten zurückgekehrt und Margarita sagte, als sie die Thurmtreppe hinaufstiegen:

„Bitte, denken Sie etwas darüber nach."

Und sie verschwand, wie ein Traum, wie eine Morgenwolke, wie ein Sonnenstral, wie eine ferne Musik, wie Alles, was lieblich ist, leicht verschwindet, und unvergänglich in der Erinnerung bleibt.

Am Abend begann Ulrich in der That den Brief an Unica, und der Anfang gelang ihm vortreflich. Erst der Handel

mit Frau von Ringoltingen, dann eine flüchtige Skizze der Gesellschaft, dann die Aussicht auf amüsante Jagden. Zum Schluß fühlte er die Nothwendigkeit, irgend etwas über Margarita zu sagen, und da fand er nichts Passendes. Ganz flüchtig hätte er sie nennen können: damit wäre aber Unica nicht zufrieden gewesen; versuchte er auf Einzelheiten ihres Wesens einzugehen, so jagten und rankten sich seine Gedanken wie Wolkenzüge, und was er niederschrieb, verstand nur er allein. Er verbrannte drei Briefe, warf sich todtmüde um zwei Uhr Nachts zu Bett und dachte: Es ist mir ebenso unmöglich, an Unica zu schreiben, als mit ihr zu leben! — Diesmal war es aber nicht Unicas Schuld. „Denken Sie darüber nach" hatte Margarita gesagt. Diese Bitte erfüllte er so pünktlich, daß er nur an das dachte, was sie und wie sie es gesagt hatte. Es waren darin die unverkennbarsten Aehnlichkeiten mit Melusinen und doch die vollkommenste Eigenthümlichkeit. „Und, allmächtiger Gott! wie hätte Margarita wol je Melusine gekannt! rief er heftig in seinen Selbstgesprächen; die eine auf der höchsten, die andre auf der tiefsten Stufe in der menschlichen Gesellschaft! Beide getrennt durch eine Welt, und geheimnißvoll vereint für mein Auge, für mein" .... — — Er dachte den Gedanken nicht aus, sondern: „Und weshalb war für Beide Mitleid mein erstes Gefühl? Melusine bedurfte es, sie erlag unter ihrem Leid, ihre Erscheinung verrieth es hinlänglich; aber Margarita? sie ist glücklich! — wird sie es auch bleiben? Gott behüte den Engel!"

Schloß Ambrach war ein ungeselliges Haus. Alle Familienmitglieder frühstückten allein. Fürst Anton auf seinem Schreibtisch; die Fürstin, indem sie an Jean Befehle für den

Tag ertheilte, die darauf in Aufträge, in Fragen, in ein vollständiges Gespräch übergingen; Frau von Ringoltingen, indem sie ihren Hund und ihre Voliere voll Gimpel und Stieglitze besorgte; Margarita und Tony zusammen. Bei ihrem Frühstück erfuhr die Fürstin Alles aufs Genaueste, was sich Tags zuvor im Hause begeben, und so erfuhr sie denn auch, daß Margarita mit Ulrich eine Promenade gemacht, und daß Severin, der sich zuerst ihr angeschlossen, allein und sehr verdrießlich zurückgekehrt sei. Sie sagte geärgert:

„Der impertinente Mensch! die Fürstin ist viel zu gütig gegen ihn."

„Durchlaucht erinnern Sich vielleicht, daß ich das schon lange gesagt habe," entgegnete Jean in respektvoller Entfernung stehend.

„Der Mensch muß fort, er ist hier ganz überflüssig. Vielleicht ist er gar ein Spion dieser nichtswürdigen Demagogen .... wer kann das wissen? — Bekommt er viel Briefe, Jean? schreibt er viel?"

„Gar nicht, Durchlaucht."

„Jean! wenn Briefe für ihn kommen sollten, so merken Sie sich doch das Postzeichen. Man muß immer Achtung geben auf solche verdächtige Leute. — Nun Jean! haben Sie Freundschaft geschlossen mit dem Kammerdiener von Graf Erberg?"

„Freundschaft! sagte Jean so giftig, wie der Respekt es erlaubte; nein, Ihro Durchlaucht, das ist mir unmöglich, mit einem so leichtsinnigen Hasenfuß, der sich über ganz Ambrach lustig macht, Mamsell Minchen ausgenommen."

„Ich hoffe, daß sich Minchen nicht mit einem solchen Menschen abgeben wird."

„Ach Ihro Durchlaucht! sie ist von demselben Schlage! sie stimmt mit ein und läßt sich gar zu gern den Hof machen.“

„Nur nicht von Ihnen?“ fragte die Fürstin, selbst gegen ihren Schützling boshaft.

Jean wurde gelb vor Aerger und verneinte schweigend.

„Trösten Sie sich, Jean! wenn dieser Kammerdiener .... wie heißt er?“

„Louis, Ihro Durchlaucht.“

„Wenn dieser Louis wirklich so leichtsinnig ist, wie Sie ihn beschreiben, so macht er sich auch über eine so dumme Person wie Minchen lustig.“

Damit verabschiedete sie ihn.

Heute ging Margarita nicht spazieren; sie blieb auf ihrem Platz im Garten, und sagte, als Severin zur gewohnten Stunde kam, Tony habe sich schon zu sehr durch Umherlaufen ermüdet.

„Wenn Sie mir aus dem Mignet vorlesen wollen, so wird es mir lieb sein,“ fügte sie hinzu.

Severin murmelte etwas von nicht zudringlich sein, und empfahl sich. Margarita dachte, daß Ulrich wirklich Recht habe, Severin unerträglich zu finden. Sie wünschte, Ulrich mögte kommen; sie wollte ihn wieder bitten, mit ihrem Mann über Severin zu sprechen; allein er kam nicht. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, heute Morgen den Brief an Unica zu schreiben, und obgleich dieser mit der höchsten Trockenheit abgefaßt wurde — damit aus keinem Punkt zu viel oder zu wenig Leben hervorleuchte — so kostete er doch ein langes Studium.

„Aber wo waren Sie denn heute den ganzen Morgen?“ fragte sie ihn beim Essen.

„Ich schrieb an Unica," antwortete Ulrich fast verlegen.

„Das ist ein zärtlicher Gatte! rief der Fürst. Nein! sollt' ich den ganzen Morgen an meine Frau schreiben, ich käme um."

Mit jener langsamen, fast tragischen Bewegung der Augenlider, die schon am ersten Tag Ulrich gerührt, deckte Margarita momentan ihre schönen Augen zu, und öfnete sie dann wieder lieblich und sanft.

Die Schach= und Piquetpartie, die Musik am Abend — Alles blieb sich gleich, Tag für Tag. Ein Andrer würde sich tödtlich gelangweilt haben in dieser Monotonie; Ulrich nicht. Er hatte in den letzten Jahren zu sehr außer dem Leben gelebt, als daß jede Form des Lebens, gesellig oder einsam, bunt oder grau, bewegt oder starr, wechselnd oder monoton, ihm nicht vollkommen gleichgültig sein sollte; denn was es bot, mogte er nicht, was es versagte, bedauerte er nicht, und was er ehedem begehrt hatte — fand er nicht. Nun hatte er auch lange nicht mehr danach gesucht; aber hier wachten wie durch Zauber alte Erinnerungen und alte Sehnsucht auf; alte undenkbare und unbestimmte Wünsche sprangen leuchtend aus seiner Seele heraus, wie Sternschnuppen, und er dachte: „ich will doch sehen, was auf der Stelle entstehen wird, wo sie niederfallen." — Vielleicht ist kein Zustand angenehmer, als dieser voll süßer unbestimmter Erwartung. Leider pflegt er sehr kurz zu sein! die Anregung geht schnell in Aufregung über, und diese in Qual. Seit zwei Jahren hatte Ulrich keine solche Anwandlung von Heiterkeit, von Theilnahme empfunden, als jezt.

Eingedenk Margaritas Bitte, brachte er bei einem Spazierritt mit Fürst Anton das Gespräch auf Severin und sagte:

„Der hübsche junge Mensch scheint einen ebenso guten Kopf zu haben, als ein angenehmes Aeußere, und gewiß würde er irgend eine gute Carriere machen können, wenn er sich in einem bestimmten Fach gründliche Kenntnisse zu erwerben suchte."

Fürst Anton erwiderte achselzuckend: „Es hilft ihm Alles nichts! er ist nun einmal als Demagog übel angeschrieben."

„Er brauchte ja nicht im Lande zu bleiben."

„Ich bin für das alte Sprichwort: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Er ist hier bei mir gut aufgehoben, fern von allen Verlockungen der bösen demagogischen Buben, ohne Aufforderung zu Hambacher Festen, Frankfurter Attentaten und dergleichen Teufeleien. Ich werde ihm nicht die Hand dazu bieten, um wieder ein solches Leben anzufangen."

„Er kann ja aber die Possen aufgeben, lieber Thierstein, tüchtig studiren und sich eine Zukunft gründen."

„Lieber alter Junge! Du brauchst verwünscht theoretische Ausdrücke! eine Zukunft gründen! dazu gehört Geld. Man wird nicht gleich von Hause aus Professor oder Arzt oder Pfarrer, man muß warten, sechs, acht, zehn Jahr — wovon lebt man einstweilen, wenn man kein Geld hat? und was erlangt er am Ende für eine Zukunft? ..... kaum das liebe Brot."

„Aber Unabhängigkeit."

„Warum nicht gar! all diese Leute stehen unter scharfer Controlle und sind abhängig von tausend Rücksichten. Glaube mir, Severin hat es bei mir besser, als er es irgendwo in der Welt haben würde."

Dies war in einem Ton gesagt, der für immer dem Gespräch über diesen Gegenstand ein Ende machte, und Ulrich

theilte Margarita den schlechten Erfolg mit, den seine Unterhandlung gehabt. Er setzte hinzu:

„Ich würde glücklich sein, Severin Mittel anzubieten, die ihm erlaubten, Ambrach zu verlassen, aber er wird sie nicht von mir annehmen."

„Ach nein, gewiß nicht!" sagte Margarita niedergeschlagen.

„Vielleicht ... wenn Sie in Ihrem Namen sie ihm anbieten würden" ..... —

„In meinem Namen? sagte sie verlegen; das muß ich mir ein wenig überlegen."

Die Jagdzeit.

Ein Bote aus Wildingen brachte die Nachricht, daß sich einige Jagdfreunde eingestellt, und daß man mit Ungeduld die Ambracher Gesellschaft erwarte. Die Fürstin und Frau von Ringoltingen schliefen nie außer dem Hause; sie fuhren nur zum Diner nach Wildingen und Abends zurück, der Fürst blieb aber immer einige Tage mit Margarita und Tony dort. Ulrich war sehr froh über dieses Arrangement, denn Margarita war viel freier, sobald sie nicht mit ihrer Schwiegermutter

zusammen war. Die Gewohnheit, scharf und ungünstig von derselben beobachtet zu werden, machte sie in deren Gegenwart zwar nicht befangen, aber schüchtern.

Wildingen war ein hübsches, bequem eingerichtetes Landhaus, ohne Prunkgemächer, aber mit allem häuslichen Comfort. Die Diners waren nicht zugleich recherchirt und ungenießbar, sondern immer ganz gleich gut. Es war genug Dienerschaft, um den Dienst pünktlich, rasch und still zu thun, und Gärtner und Reitknechte wurden nicht bei großen Gelegenheiten in ungeschickte Lakaien verwandelt. Graf Friedrich verstand sein Haus auf dem Fuß zu halten, wie es mit seinem Vermögen und seiner Stellung in der Welt übereinstimmte. Er besaß bei weitem nicht Fürst Antons großes Vermögen, aber er lebte wie ein vornehmer Mann, Tag für Tag gleich. — Molière hat sich lustig gemacht über den prahlerischen unbeholfenen Bourgeois gentilhomme. Unsre Zeit liefert ein Seitenstück in dem Gentilhomme bourgeois, der heimlich ängstlich knausert und vor der Welt eine glänzende Stellung zu behaupten sucht. Die alten Thorheiten und Lächerlichkeiten sind noch da; aber wo ist ein Molière, um sie darzustellen.

Für Frauen giebt's auf dem Lande keine langweiligere Zeit, als die der Jagden. Sie sind allein vom Morgen bis zum Abend, und kehren die Männer endlich zurück, so sind sie reißend hungrig und todtmüde. Was ist mit ihnen in diesem trostlosen Doppelzustand anzufangen, da sie ohne denselben schon selten genug amüsant sind? Gräfin Friedrich gestattete nie dem Grafen Lazar, auf die Jagd zu gehen; sie hatte ihn überzeugt, daß es seiner kostbaren Gesundheit schaden würde, und behielt ihn zu ihrer Unterhaltung. Da aber

die Unterhaltung zwischen drei Personen ebenso schwer, als sie zwischen zwei leicht ist, so stockte sie häufig in Margaritas Gegenwart, und Gräfin Friedrich hatte dagegen ein Auskunftsmittel gefunden: Lazar mußte vorlesen, vier bis fünf Stunden, englische Romane. Die übrige Zeit brachten sie damit hin, Terzetts einzuüben und spazieren zu fahren, wenn das Wetter es erlaubte. Ulrich, der nichts weniger als ein leidenschaftlicher Jäger war, erklärte Lazar in Besitz eines zu glänzenden Vorrechts und bat Gräfin Friedrich schon am zweiten Tage um die Erlaubniß, die wilde Jagd ohne ihn durch Wald und Flur ziehen zu lassen. Nichts war ihr lieber! Vier Personen bilden zwei Paare; da macht sich das Gespräch von selbst. Die Lektüre wurde vernachlässigt. Ulrich war Margarita gegenüber so liebenswürdig, wie er sich nie einer Frau gezeigt. Bei Melusinen war er zu stürmisch, bei Unica zu gleichgültig gewesen. Hier konnte er nichts erlangen, aber alles ersehnen; dadurch blieb er in vollkommner äußerer Haltung, indessen er unbefangen seine Wesenheit aussprach. Gräfin Friedrich verstand ihn meistentheils gar nicht, erstens, weil Lazar sie zu ausschließend beschäftigte, zweitens, weil sie nur für Aeußerlichkeiten ein Ohr hatte. Aber Margarita hörte ihm zu, und nicht blos mit dem Ohr; sie antwortete ihm, und nicht blos mit den Lippen. Zum ersten Mal in ihrem Leben trat sie unter das Brennglas einer männlichen Persönlichkeit voll Geist, Anmuth und Bildung, voll Adel der Gesinnung und Grazie im Umgang. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie, daß bis jezt nie eine menschliche Seele sich die Mühe genommen habe, ihre Seele kennen, ihre Gedanken wissen, ihre Empfindungen auffassen zu wollen. Zum ersten Mal in ihrem Leben ward sie ge-

wahr, daß sie in unbegrenzter Verödung lebe ..... oder eigentlich ..... gelebt habe; denn kaum hatte sie die Einsamkeit erkannt, in welcher ihre nächsten Verhältnisse sie ließen, so sah sie auch schon aus dieser Wüste eine Oase emporkeimen, in deren Mitte Ulrich stand. Nicht ihre Eitelkeit noch ihre Phantasie wurden getroffen, sondern geradezu ihr Herz. Dies Herz, fest und ganz wie es war, hatte sie bisher einzig ihrem Kinde zugewendet; es ging in Blüte auf vor dem ersten ächten, warmen Gefühl in einer fremden Brust. Trotz ihrer Jugend und Einsamkeit hatte ihre Phantasie keinen romantischen Schwung genommen; er war zum Glück unterdrückt durch ihre ernsten Lektüren und durch die beständig rege Zärtlichkeit für ihr Kind, dessen Zukunft jeden Moment ihrer Gegenwart regelte. Sie hatte nie gewünscht, mehr oder anders zu lieben, als sie Tony liebte. So kam es denn, daß sie wirklich auch nicht aus Sehnsucht nach Liebe — sondern aus Liebe liebte. Mit einer solchen Liebe ist verbunden: Glaube ohne Wanken, Treue ohne Grenzen, Kraft ohne Trotz, Hingebung ohne Schwäche. Ob viele Menschen so lieben? Ich denke nicht. Die Meisten lieben aus Sehnsucht nach — oder Erinnerung an Liebe, und schleppen all ihre Kämpfe und Schwankungen, oder all ihre Erfahrungen und Befürchtungen mit sich. Ulrich auch. Das eherne Piedestal der Liebe: göttliche Gewißheit, hatte Melusine im Fundament erschüttert.

Uebrigens war die Hinneigung Margaritas und Ulrichs zu einander so leise, so zartauftretend, und von seiner Seite so ganz ohne die hergebrachten Formen der Huldigung, daß sich z. B. Gräfin Friedrich heimlich verwunderte, warum er nicht Margariten den Hof mache, wenn auch nur aus Langer-

weile. Eine solche banale Huldigung würde aber Margarita tödtlich gelangweilt haben; sie begehrte weder erheuchelte noch aufrichtige Bewunderung, sondern wünschte nur Theilnahme. Sie plauderte mit Ulrich über Alles, was sie interessirte, und da sie im Grunde nichts kannte, nicht die Kunst, nicht die Gesellschaft, nicht das Leben, so interessirte sie sich für Alles. Es contrastirte wunderbar mit dieser tiefen Unerfahrenheit in dem, was man die Welt nennt, daß sie außerordentlich unterrichtet war, nicht sowol weil sie viel ernste Bücher gelesen — die bringen häufig große Confusion in junge Köpfe — sondern weil sie ein gutes Gedächtniß, ein klares Urtheil und besonders den Hauptzweck hatte, sich für die Erziehung und den Unterricht ihrer Tochter auszubilden.

Ulrich fragte sie einmal, ob sie den Mignet mit Interesse läse. Sie erwiderte:

„Severin hat ihn mir gegeben, um mir eine Idee von der Größe der Revolutionsmänner beizubringen. Ich liebe aber nicht, wenn die Geschichte wie ein System von Nothwendigkeiten dargestellt wird, aus denen die Menschen wie Krystallisationen herausschießen. Ich weiß wol, daß der Wille des Menschen wenig gilt und noch weniger seine That vor dem Auge Gottes: wenn aber der Geschichtschreiber so vollkommen die Handlungen von den Consequenzen trennt, daß er gelassen sagen mag: Die Terroristen mußten Tausende von Unschuldigen hinrichten, damit Frankreich gerettet würde; — so schreibt er gleichsam eine Geschichte der Vorsehung, und die kann leicht ein wenig lächerlich werden, weil der geistreichste Geschichtschreiber dazu immer zu kurzsichtig sein wird. Als ich diese Ansicht gegen Severin aussprach, antwortete er mir: Mignet sei von sublimer Unpartheilichkeit."

Zufällig hatte Gräfin Friedrich zugehört und rief verwundert aus:

„Liebe Margarita, es ist erstaunenswerth, wie Du so trockne Bücher lesen magst!“

„Bedenke, daß ich keine andre Zerstreuung und überhaupt wenig Beschäftigung habe, liebe Lory. Ich meine, es ist doch schon besser, die trocknen Bücher zu lesen, als den ganzen Tag zu sticken oder Tapisserie zu machen. Hätte ich immer amüsante Romane, wie Du sie hast, so würd' ich sie auch lieber lesen — oder gar ein buntes Gesellschaftsleben, so würd' ich vermuthlich gar nicht lesen.“

„Und mögtest Du nicht gern das gesellige Leben etwas von seiner glänzenden Seite kennen lernen?“

„O sehr gern! rief Margarita lebhaft. Als Sie vorhin von den kolossalen Bällen in Petersburg erzählten, Graf Erberg, wünschte ich sehnlichst einmal solchem Feste beizuwohnen. Auf einem glänzenden Ball bin ich nie gewesen, denn meine Heidelberger Pensionsbälle verdienen wol kaum den Namen — nicht wahr, Lory?“

„Es ist im Grunde sehr Unrecht vom Fürsten Anton, seine Frau in dieser tiefen Abgeschiedenheit zu halten; sagte Gräfin Friedrich zu Ulrich, wichtig wie Jemand, der nicht die Gewohnheit des eignen Urtheils hat; woher soll sie Menschenkenntniß bekommen? wie soll sie ihre Tochter für die Welt erziehen?“

„Vielleicht findet er, daß die Fürstin durch Bekanntschaft mit der Welt innerlich nichts gewinnt, äußerlich nichts verliert, entgegnete Ulrich. Ist man auf drei Bällen gewesen, so kommt man um vor Langerweile.“

„Ja ja!“ sagte Margarita, so spricht man, wenn man das Alles kennt! man mag nicht mehr die Leckerbissen, weil man satt ist. Wer nie etwas Andres als Hausmannskost aß, wird doch wünschen, jene einmal zu versuchen — zum Spaß, aus Neugier. Ich mögte für mein Leben gern auf einen Ball!“

„Und warum denn?“ fragte Ulrich ganz verwundert über diesen lebhaften Wunsch.

„Um zu tanzen,“ sagte sie.

„Dein Mann muß mit Dir zum nächsten Carneval in irgend eine große Stadt gehen! sagte Gräfin Friedrich; wir wollen ihn hernach dazu bereden, nicht wahr, Graf Erberg?“

„Das ist verlorne Mühe!“ sprach Margarita fast traurig.

Sie brach das Gespräch ab, indem sie ihre Tapisserie fortlegte, zum Flügel ging und ein Paar Walzer spielte. Dann fing sie an zu singen. Sogleich stand Ulrich hinter ihrem Stuhl, und Gräfin Friedrich vertiefte sich in ein angelegentliches Gespräch mit Lazar, denn die Musik hat diese zwei unausbleiblichen Folgen: die Theilnehmenden versammeln sich um's Piano, die Untheilnehmenden beginnen zu reden. Plötzlich sang Margarita:

Ueber Dich gebeuget
Sing' ich Dir den Sang,
Der um meine Wiege
Sanft und traurig klang:

„Feuers rasche Flammen,
Wassers Sehnsuchtsdrang,
Sollen glüh'n und wogen
In Dir lebenslang.

Blumiger Erde Ketten,
Aetherflügel kühn,
Sollen bald nach unten,
Bald empor Dich ziehn.

Zu den Sternen heben
Sollst Du Deine Hand,
Doch sie nicht erreichen,
Weil kein Mensch sie band.

In die Sonne sollst Du
Trunknen Blickes sehn,
Darauf nachtumgeben
Und geblendet stehn.

Lieb'= und glückesdurstig
Schlage heiß Dein Herz,
Doch in Glück und Liebe
Finde heißen Schmerz.

Stralen soll Dein Wesen,
Doch wie Mondenlicht,
Dem die Glut der Sonne
Und ihr Glanz gebricht."

Also sangen Stimmen
Unsichtbar gehört;
Daß sie recht gesungen,
Hat mein Leben bewährt.

Was ich habe, theil' ich
In zwei Hälften ein:
Deiner Mutter Schicksal
Wird nun Deins auch sein."

Athemlos hatte Ulrich zugehört. Nachdem sie geendet, setzte er sich neben sie und fragte:

„Waren das die nämlichen Worte, die Sie damals im Garten sangen?"

Margarita modulirte einzelne Akkorde und antwortete: „Ich glaub' es! genau kann ich mich freilich nicht mehr ihrer entsinnen.“

„Wie kommen Sie zu der Melancholie der Erkenntniß, Sie, die nie aus dem Tabernakel hinausgetreten sind? fragte Ulrich traurig. Eine Seele, so rein wie der blaue Himmel, muß auch heiter wie er sein.“

„Ich bin ja heiter,“ sagte sie und ihre Augen stralten in die seinen.

„Ihr Lied ist es nicht.“

„Das ist wahr! ich mache oft solche kleine Lieder und nie sind sie heiter; es ist mir selbst schon aufgefallen. Ich denke, es kommt daher, daß ich so viel Volkslieder kenne und singe, und die sind immer melancholisch. Dabei hat sich meine Muse die Schwermuth angewöhnt. Sie sehen, die Arme ist nicht originell.“

„Das Leben des Volks, ganz den herben mühseligen Realitäten zugewendet, läßt keine Entwickelung der Gefühle zu, die im Keim in allen Menschen liegen und auch in Allen sich regen. Diese Gefühle — tief, wie alles Ursprüngliche, einfach, wie alles Wahre, melancholisch, wie alles Heimatlose — hat das Volk in seine Poesie verlegt, weil es im Leben keinen Raum für sie hat; darum sind die meisten Volkslieder schwermüthig und ohne eigentlichen Schluß, zuweilen mit einer Frage endend, zuweilen noch hundert Verse zulassend“ .... —

„O, rief Margarita, das paßt ja Alles auch auf mich! ich bin unentwickelt, wie das Volk, mit schlummernden Kräften, mit unbeholfenen Fähigkeiten“ .... —

Sie brach ab, denn Ulrich lächelte; und sie fügte schüchtern hinzu: „Wenn ich nicht hoffe, besser zu werden, als ich

jezt bin und andre Kräfte zu entfalten, als wozu ich jezt Spielraum habe, so würde mich das muthlos und unglücklich machen."

„Wünschen Sie nicht anders zu werden, als Sie sind, sagte Ulrich sehr ernst, lassen Sie schlummern das Schlummernde, verwandeln Sie nicht den Frieden in Kampf. Jezt sind Sie im Gleichgewicht. Glauben Sie mir, wenn neue Kräfte in uns mächtig werden, so beherrschen sie uns häufiger, als daß wir Herr über sie bleiben."

„Giebt es keinen Mittelweg zwischen Unvollendung und Kampf?" fragte sie.

„Nein, sagte Ulrich; der Mensch muß sein Leben verträumen oder durchringen."

„Und was thun Sie?"

„O ich!.... ich verträume es; doch nicht wie Sie in süßem Frieden, sondern in Apathie."

„Apathie folgt auf Ueberanstrengung, sprach sie nachdenklich; ein tüchtiger Mensch arbeitet sich aber doch wieder zur Thätigkeit der Seele empor."

„Das haben Sie in Ihren Büchern gelesen, sagte Ulrich lächelnd; wären Sie Hand in Hand mit Kampf und Qual gegangen, hätten Sie ihnen Aug' in Auge gesehen, so würden Sie wenigstens hinzufügen: man arbeitet sich aus der Apathie empor, wenn man Schwung genug besitzt, um sich mit all seinen Kräften in eine neue Sphäre zu schleudern. Und was könnte das am Ende dem helfen, dem nicht sowol der Schwung als die Sphäre fehlt."

„Sie sagen das doch hoffentlich nicht von sich?" sagte Margarita mit zitternder Theilnahme.

„Grade von mir," antwortete er.

„Ach! rief sie, wie unaussprechlich beklag' ich Unica, die ich für so glücklich hielt.“

„Warum sollte Unica so besonders glücklich sein?“ fragte er unbarmherzig.

„Weil ich Sie für besser hielt, als Sie wirklich sind,“ entgegnete Margarita lächelnd, obzwar ein wenig verlegen.

„So hart werde ich gestraft für meine ehrliche Aufrichtigkeit! rief er. Künftig mal' ich mich rosenroth — vielleicht urtheilen Sie dann gnädiger über mich. Uebrigens, fuhr er ernster fort, denk' ich nicht, daß Unicas Loos sehr verschieden von dem allgemeinen Ihres Geschlechtes ist.“

„Ich denk' es auch nicht mehr! eine Frau ist um desto glücklicher, je höher sie ihren Mann achten kann,“ sagte sie neckend, um durch die Munterkeit aus dieser Wendung des Gesprächs heraus zu schlüpfen.

Er aber hörte nur den muntern Ton, der in sein trauriges Herz hineinfiel, wie Lerchengesang in das Ohr des Gefangenen. Er antwortete nicht, stützte seinen Arm auf den Flügel und legte den Kopf in die Hand, ohne Margarita anzusehen. Sie war nicht an sein Schweigen gewöhnt, hielt inne mit ihren Modulationen und sah ihn erwartungsvoll an. Aber die Erwartung ging über in Theilnahme und diese in Trauer; sie fürchtete, durch eine ihrer allzu unbefangenen Aeußerungen ihn verletzt zu haben, denn er sah finster aus, wie sie ihn nie gesehen (obgleich das sein gewöhnlicher Ausdruck zu sein pflegte, wenn er nicht sprach) und ganz beklommen sagte sie endlich:

„Worüber sinnen Sie denn so tief nach?“

„Darüber, daß Sie mich nicht achten, weil ich nicht glücklich bin,“ sagte er sanft.

Sie machte eine lebhafte Bewegung des Unwillens. Er fuhr gelassen fort:

„Ja doch! die rechte Sphäre gefunden zu haben ist Glück. Verdient das Glück Achtung?“

„Die rechte Sphäre suchen, unermüdlich, eisern, tapfer, das schickt sich für den Mann, das achtet die Frau an ihm, und das hab' ich sagen wollen, und Sie hätten es verstehen und aus meinen vielleicht ungeschickten Worten heraushören sollen“, antwortete Margarita ruhig.

Dankbar sah er sie an; ihn erquickte ihre wundervolle Klarheit des Blicks, des Wortes, der Seele. Er fühlte sich geneigt, ihrem Wink zu folgen, sich unter ihren Schutz zu stellen, wie manche Schiffer ihr Fahrzeug unter den Schutz des Heiligenbildes stellen, welches über dem Kiel prangt. Nicht aus Liebe, dachte er heimlich, nur aus Zuversicht. Als ob eine solche Zuversicht nicht die tiefste Liebe verhüllte.

Als die Jäger Abends heimgekehrt waren, überstürzte Gräfin Friedrich den Fürsten mit einem Schwall von Vorstellungen, daß er und warum er mit seiner Frau Winters in einer großen Stadt leben müsse.

„Gnädige Cousine, antwortete Fürst Anton gelassen, wenn ein Mann allen Einfällen seiner Frau Gehör geben wollte, so würde er bald nicht mehr Herr seiner Zeit, seines Vermögens und seiner fünf Sinne sein. Heute soll ich mit meiner Frau nach Petersburg reisen, damit sie einen Ball von 20,000 Personen sieht. Morgen erzählt ihr irgend Jemand von den Tänzen der amerikanischen Wilden; sie will auch die kennen lernen. Wo ist die Grenze meiner Nachgiebigkeit?“

„Da wo der Unverstand beginnt!“ sagte Graf Friedrich, denn die Gräfin besann sich etwas zu lange.

Und Alle fuhren fort, sich gegen des Fürsten Meinung auszusprechen.

„Es ist ja gar nicht Itas aufrichtiger Wunsch,“ versicherte er endlich.

„Doch, lieber Anton! mein ganz aufrichtiger Wunsch,“ sagte sie.

„Das ist merkwürdig! rief er. Winters in einer großen Stadt leben zu wollen! Du hast ihn aber nie geäußert, gutes Kind!“

„Es ist nie die Rede davon gewesen, lieber Anton, aber ich habe wol bisweilen daran gedacht.“

„Das ist merkwürdig!“ wiederholte der Fürst, und ein Ausdruck von Verwunderung machte sich wirklich auf seinem ausdruckslosen Gesicht Platz.

Alle lachten, denn man fand in Margaritas Stellung diesen Wunsch höchst natürlich. Er aber wiederholte zum dritten Mal:

„Das ist merkwürdig! und fügte erläuternd hinzu: Ich bin jezt fünf und ein halbes Jahr mit meiner Frau verheirathet und dies ist der erste Wunsch, den sie ausspricht.“

„Das ist mir allerdings unbegreiflich!“ rief Gräfin Friedrich, und ihr Mann fragte:

„Sie befiehlt wol immer?“

Fürst Anton hörte nicht den Spott heraus und sagte zu Ulrich im Gefühl seiner ehelichen Ueberlegenheit:

„Bist Du auch der Meinung, daß meine Frau mir befiehlt?“

„Ich meine, daß sie es zuweilen thun sollte,“ erwiderte Ulrich.

„Dazu bin ich nicht geschickt genug, sagte Margarita munter; aber wünschen — das ist nicht schwer! ich weiß wol, daß es deshalb nicht geschehen wird, lieber Anton, doch sage ich Dir, es wäre gewiß gut, wenn wir in eine Stadt gingen“ ... —

„Damit Du tanzen und Dich putzen könntest, nicht wahr?“

„Das auch! ..... aber damit ich dies und jenes lernen oder ausbilden könnte .... Tonys wegen.“

„Bis Tony so weit sein wird, die sieben freien Künste zu treiben, haben wir noch lange Zeit.“

„Ich nicht, lieber Anton! Was man lehren will, muß man gut verstehen, und dazu gehört lange Uebung.“

„Ich sage Dir, lieber Freund, hub Graf Friedrich an, Du mußt diesen Winter nach Wien oder Paris gehen, um der Welt das Mirakel einer Frau zu produziren, die den Carneval zum Vorwand nimmt, um Sprach- und Musikunterricht zu nehmen.“

„Die Reise ist mir zu weit,“ sagte Fürst Anton, dem der Gedanke gefiel, dereinst keine andern Lehrer für Tony zu brauchen, als seine Frau.

„So komm nach Stuttgart, das ist ganz nah.“

„Ja ja nach Stuttgart, das wäre deliziös!“ rief Gräfin Friedrich.

„Auf keinen Fall, sagte Fürst Anton, da ist ein Hof. Wenn ich mich zu einem solchen Aufenthalt entschlösse, so müßt' ich wenigstens völlig ungenirt und zwischen meines Gleichen sein. In eine fix und fertige Hofgesellschaft hinein zu platzen, wie eine Bombe — dazu hab' ich durchaus keine Lust.“

„Komm nach Frankfurt, lieber Thierstein! rief Ulrich, da ist kein Hof und doch ein diplomatisches Corps; da leben Fremde aller Nationen; dahin kommen alle künstlerischen Sommitäten, da findet die Fürstin in meiner Frau eine Jugendfreundin. Von mir wag' ich nicht zu sprechen! mein Vorschlag würde alsdann zu egoistisch klingen."

„Frankfurt würde mir am Besten gefallen! sagte der Fürst nachdenkend; wenn nur ein solcher Aufenthalt nicht so unerhört kostbar wäre."

„Du hast von uns allen am wenigsten Ursach darauf Rücksicht zu nehmen," erwiderte Ulrich.

„Wenn ich nur die Toilette der Damen bedenke — was ist das für eine Ausgabe! rief der Fürst. Meine Mutter hat mir von ihren Toiletten-Extravaganzen in Paris erzählt und wie sie unvermeidlich sind, wenn man einmal in dem Tumult lebt — wahrhaftig, da rollen die Gulden zu Hunderten durch die Finger."

„Das hat sich gänzlich geändert, sprach Graf Friedrich trocken. Heutzutag kostet der Anzug der Frauen nichts, aber gar nichts, ein für alle Mal! Meine Frau erzählt mir bisweilen von den herrlichsten Hüten, Kleidern, Shawls, die gar nichts kosten — fünfzig, hundert, fünfhundert Gulden! so gut wie geschenkt! es ist höchst vortheilhaft, dergleichen zu kaufen!.... nicht wahr, Lory?"

„Fünfzig Gulden!..... ein Hut!" sagte der Fürst erstarrt.

„Aber wenn er aus Paris kommt!" belehrte ihn Gräfin Friedrich.

„In Ambrach brauchen wir keine Hüte zu fünfzig Gulden," entgegnete er.

„Ich würde sie nirgends brauchen," sagte Margarita.

„Tralalalala! rief der Fürst; das wird mir zu bunt und zu hoch! ich bleibe in Ambrach.“

Er brach hier zwar das Gespräch ab; als er jedoch mit seiner Frau allein war, fragte er:

„Glaubst Du wirklich, gutes Kind, daß Du genug Musik und was weiß ich! erlernen könntest, um später Tony Unterricht zu geben, wenn wir einen Winter nach Frankfurt gingen?“

„Ja, ich glaube, daß ein Lehrmeister für den Gesang und für die englische Sprache mir sehr gute Dienste leisten würde; denn ich singe wol, aber nur nach dem Gehör, und das genügt nicht, um Unterricht zu geben; und ich lese und verstehe wol englisch, aber die Geläufigkeit des Sprechens hab' ich nicht.“

„Sag' mir, was hast Du denn eigentlich in Deiner Pension gelernt!“ sprach er verdrießlich.

„Sehr wenig! nur die oberflächlichen Elemente.“

„Und ist es jezt nicht zu spät, um sie auszubilden? ich mögte doch nicht mein Geld so gradezu zum Fenster hinauswerfen!“

„O nein! jezt hab' ich Lust und einen Sporn, um mir Mühe zu geben.“

„Ich muß mit Erberg darüber reden,“ beschloß der Fürst.

Am andern Tage flutete der Regen in solchen Strömen vom Himmel, daß die Jagd ausgesetzt werden mußte. Die Männer spielten Billard, die Frauen sahen zu. Das ist ein Spiel, wobei die Männer ihre Figur und ihre Geschicklichkeit geltend machen können, so gut wie zu Pferd; drum spielen sie auch immer gern, wenn Frauen zusehen. Ein junger Mann aus der Nachbarschaft gab sich viel Mühe, sich glänzend

zu präsentiren und gut zu spielen, um einen theilnehmenden Blick Margaritas zu erobern; aber Heinrich ecrasirte ihn unbarmherzig und gewann eine Partie über die andre. Heinrich war besserer Laune, weil er sich in Wildingen nicht so unheimisch fühlte, wie in Ambrach, und hatte sich halb und halb mit Margaritas Mangel an Elegance versöhnt, und zwar deshalb: Das Gespräch war auf die Vornamen gekommen und Gräfin Friedrich hatte, nach ihrer etwas ungeschickten Weise, zu Heinrich gesagt:

„Ich wette darauf, daß Sie sich deshalb lieber Henri nennen hören, weil Sie von schönen Lippen so genannt worden sind."

„Das wäre ein Grund, um mich von keinen andern so nennen zu lassen," antwortete er kalt.

„Ich weiß den Grund! rief Fürst Anton; der Name Heinrich klingt ihm zu gemein; es heißen so viel Kutscher so."

„Und so viel Könige und Helden," sagte Margarita schnell und bedeckte mit einem bezaubernden Lächeln die Plumpheit ihres Mannes.

Von dem Augenblicke an schob Heinrich alle Mängel ihrer Toilette auf die Rohheit des Fürsten und widmete ihr einige Aufmerksamkeit. Daß dieser junge Schwarzwalder Billardspieler neben ihm die Augen einer Frau zu beschäftigen suchte, kam ihm so lächerlich vor, daß er die Sache großartig, von oben herab, behandelte, und so hatte denn Margarita Gelegenheit, sich sehr über des Einen affectirte Nachlässigkeit und des Andern gezwungene Grazie zu amüsiren.

Da trat Ulrich in den Saal und ans Billard. Heinrich hatte vier Partien gewonnen, und sein Gegner sagte entmuthigt zu Ulrich:

„Wollen Sie meine Niederlage an Graf Thierstein rächen, so überlasse ich Ihnen meinen Platz.“

„Vielleicht geht es mir nicht besser, als Ihnen,“ erwiderte Ulrich.

Wie er sprach, wie er sich hinstellte, wie er sich bewegte, war so ganz von den Manieren der Uebrigen verschieden, daß Margarita zu sich selbst sagte: Die andern Männer sehen wirklich wie Affen und Bären neben ihm aus; — und dann tief erröthete, als ob man ihre Gedanken hätte hören können. Sie wünschte so lebhaft, Ulrich möge die Partie gewinnen, daß sie, um nicht ihr Interesse zu verrathen, aufstand und ins Nebenzimmer ging. Da prallte ihr Mann ihr entgegen, nahm sie unter den Arm und sagte ganz vergnügt:

„Gutes Kind, wir gehen nach Frankfurt.“

„Ach Gott!“ rief Margarita und sank auf einen Stuhl. War es Freude, war es Schreck? sie hätte es schwerlich unterscheiden können.

„Nun, was soll denn das heißen! wirst Du ohnmächtig vor Freude, oder meinst Du, ich wolle Dich nur necken? Nein, nein! wir gehen hin, auf Ehre! Ich habe so eben gründlich Alles mit Erberg überlegt, er hat mir freundschaftlich sein Haus angeboten, und so ist die Sache arrangirt.“

„Sein Haus?“ fragte Margarita.

„Ja, seine Schwiegermutter hat ein großes Haus in Frankfurt, ein wahres Palais! sie leben immer zusammen und im Winter dort. Eine Etage des vollkommen eingerichteten Hauses steht ganz leer und für uns bereit“.... —

„Lieber Anton, sagte Margarita gefaßt, das wird nicht gehen. Graf Erbergs Familie ist Dir völlig — und mir so

gut wie fremd. Man besucht nicht Fremde auf einen ganzen Winter.“

„Fremd? rief der Fürst; und er ist mein guter alter Freund, und seine Frau ist Deine Pensionsfreundin! — Fremd? aber ist er denn nicht zuerst zu mir gekommen, hat gesucht die Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, und ich soll sie nicht fortspinnen, obgleich sie mir grade jezt solche große Annehmlichkeit verspricht! — Fremd? es würde mir ja sehr angenehm sein, wenn er den ganzen Winter in Ambrach zubringen mögte! er ist ja ein charmanter Mann“.... —

„Wenn er aber mit seiner Frau sich bei Dir etablirte“.... —

„Nun warum nicht mit seiner Frau.... vorausgesetzt, daß sie ebenso einfach ist, wie er,“ sagte Fürst Anton tapfer, obzwar ihm innerlich vor der Idee graute, eine ganze Familie Monate lang zu beherbergen.

„Mir scheint, lieber Anton, daß Du, wenn Du den Winter in Frankfurt zubringen willst, Dich da so einrichten mußt, wie es sich für Dich schickt.“ —

„Und wie schickt es sich denn für mich?“ fragte er spöttisch.

„Du mußt Deine eigene Wohnung haben, Deine eigene“.... —

„Gutes Kind! sagte der Fürst mit dem Gefühl großer Ueberlegenheit, ich sehe ein, wie nothwendig es für Dich — für Dich ganz allein, ohne Rücksicht auf Tony ist, daß Du in die Welt hinauskommst und richtige Ansichten erhältst über das, was sich schickt und nicht schickt. Sei jezt so gut, Dich zu freuen — denn wir gehen zum neuen Jahr auf drei Monat nach Frankfurt und Dein Wunsch von gestern Abend

wird erfüllt — Du wirst tanzen, singen, englisch sprechen, Dich amüsiren — ich dächte, Du könntest zufrieden sein."

Er führte sie ins Billardzimmer zurück, wo Ulrich so eben die Partie gewonnen hatte, und sagte zu Heinrich:

„Geschlagen, mein Junge? Das hätte ich Dir prophezeihen wollen. Erberg spielt excellent. Wollen wir eine Partie machen?"

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin ganz müde," sagte Heinrich, der so viel wie möglich jede Gemeinschaft mit Fürst Anton vermied.

„Nun, Baron Wabern, dann werden wir uns an einander machen müssen," sagte der Fürst zu einem der andern Herren, und beide spielten mühselig und schwerfällig, aber mit großem Vergnügen zusammen.

Ulrich wünschte Margariten guten Morgen; sie dankte schweigend und sah ihn so ernsthaft an, daß er sagte:

„Hab' ich es etwa nicht recht gemacht, daß ich Ihren Herrn Gemal auf das Mittel aufmerksam machte, um Ihren ersten Wunsch mit großer Leichtigkeit für ihn und zu unsrer großen Freude zu erfüllen?"

„Ich weiß noch nicht, entgegnete sie, ob wir Ihrer Frau willkommen sein werden. Prahlen Sie nicht ein wenig, indem Sie Sich als unumschränkten Herrn Ihres Hauses darstellen? — Ich mögte mich sehr gern freuen, aber ich kann wirklich noch nicht. Ich brauche zu Allem Zeit, auch um mich von einer angenehmen Ueberraschung zu erholen."

„O freuen Sie sich immerhin ein wenig! Soviel sollte Ihnen doch die Erfüllung eines Lieblingswunsches gelten."

Halb lächelnd, halb gedankenvoll sagte Margarita: „Wird Unica sich freuen?"

„Ja," erwiderte Ulrich. Unicas Aeußerungen über Margarita und Margaritas Erscheinung selbst, so ganz geschaffen, um Theilnahme zu wecken und den täglichen Umgang lieblich zu machen — berechtigten ihn zu dieser Ueberzeugung.

„Nun dann will ich mich herzlich freuen!" rief sie heiter und ihre Augen funkelten wie bei einem Kinde, dem man vom Weihnachtsbaum erzählt. Ulrich ward zu Muth, als ob in diesem Moment seine ewige Seligkeit ihren Anfang nehme. Er verkündete triumphirend der Gesellschaft seinen Sieg über den Widerstand von Fürst Anton; und Gräfin Friedrich sagte zu Margarita:

„Da siehst Du, liebes Seelchen, wie gut es ist, wenn Frauen ihre Wünsche aussprechen! es macht sich immer so, daß sie erfüllt werden."

„Ce que femme veut Dieu le veut, heißt es seit uralten Zeiten in Frankreich, sagte Graf Friedrich, ich weiß nicht, ob es ein Trost oder eine Aufmunterung für uns sein soll."

„Eine Aufmunterung! das hört sich gleich heraus!" rief Margarita.

„Ja, für ein Frauenohr," entgegnete er.

Heinrich flüsterte Lazar zu: „Würdest Du Dich pour ces beaux yeux zum Cornak dieses Elephanten in der Gesellschaft machen mögen?" Er winkte mit den Augenwimpern bedeutsam nach dem Fürsten hin.

„Zum Cornak?" fragte Lazar verwundert; er kannte den Ausdruck nicht.

Nichts ist demüthigender, als wenn man seinen eignen Witz erklären soll. Heinrich ergriff die Partie, Lazar den Rücken zu wenden.

Gräfin Friedrich wußte mit großer Geschicklichkeit aus allen Ereignissen eine Unterhaltung für sich heraus zu pressen.

„Kannst Du denn einen Contretanz tanzen, lieber Engel?“ fragte sie Margarita.

„Ich weiß nicht! antwortete sie lachend, aber ich meine, das lernt sich schnell.“

„Wir wollen sehen, ob Du Talent hast.“

„Wir werden vielmehr Gelegenheit haben, das Talent zu bewundern, mit dem Du einen Contretanz organisiren wirst, Lory, sagte Graf Friedrich, denn ich sehe nur zwei Tänzerinnen.“

Statt der Antwort ließ Gräfin Friedrich ihre Tochter Lili und deren Gouvernante rufen, Graf Friedrich mußte Contretänze spielen und Lazar, Heinrich, der junge Billardspieler und der dicke Herr von Wabern mußten tanzen — letzterer mit der Gouvernante, und Gräfin Friedrich wollte sich todtlachen, daß beide die zierlichsten Pas von der Welt machten, da die Mode doch nur ein nonchalantes Gehen erheischt. Ulrich tanzte nicht. Seit mehren Jahren hatte er so bittre Langeweile in den Ballsälen gefunden, daß er mit Recht auf die Auffoderung der Gräfin Friedrich erwidern durfte:

„Ich bin mehr aus der Uebung, als die Fürstin, und schwerlich so gelehrig wie sie.“

Aber als er Margarita tanzen sah, fand er sich selbst unbegreiflich albern und schwerfällig, bis dahin kein Vergnügen an einer so allerliebsten Unterhaltung gefunden zu haben. Dazwischen kam es ihm wieder vor, als würde er sich in seinem Alter lächerlich machen, wenn er tanzte. In seinem Alter! und er war einunddreißig Jahr alt. Aber seine Jahre hatten alle mehr als zwölf Monat gehabt.

„Was fangen Sie denn auf einem Ball an, wenn Sie nicht tanzen? fragte Margarita; oder gehen Sie gar nicht hin?“

„Ich gehe hin und spiele Ecarté.“

„Ecarté? ein Hazardspiel!“ rief sie mit einem seraphischen Erstaunen, worin ein unwillkürlicher Vorwurf lag.

„Ich werde künftig nicht mehr spielen und auch tanzen,“ sagte Ulrich leicht; aber er gab sich selbst dabei das Versprechen, die erste Hälfte des Wortes ganz und für immer zu halten, die zweite so lange er Gelegenheit haben würde, mit Margarita zu tanzen. „Das Spiel ist nur gut, wenn man gar kein Interesse an der Gesellschaft nimmt.“

„Gut ist es nie, erwiderte sie, denn man kann sein Vermögen verspielen und dabei um Ehre und Ansehen kommen; und das gleichgültigste Menschengesicht ist doch immer noch interessanter, als die Physiognomien von Coeur König und Carreau Dame.“

„O! rief Ulrich, Sie wissen nicht, durch welche innere Convulsionen, durch welchen Scheintod der Seele, durch welche Lethargie aller Wünsche, aller Hofnungen, aller Aussichten derjenige gegangen ist, der im Spiel nicht eine flüchtige Zerstreuung sucht, oder den gemeinen Gewinn, oder die Neuheit der Zufälligkeiten, oder den Reiz der Schwankungen — sondern das, was ihm sein Schicksal versagt: den Kampf um das Glück! — Um das Glück selbst zu erfassen, dazu gehören Bedingungen, die vielleicht zu rein, zu sublim, zu einfach oder zu complizirt sind für unsre unsicheren, unklaren und gleichsam bestaubten menschlichen Verhältnisse; jedoch der Kampf um das Glück sollte uns gestattet sein.“

Margarita verstand ihn nur halb, denn sie kannte nicht seine Verhältnisse und überhaupt keine leidenschaftlichen Zustände aus Erfahrung, und sie aus Büchern oder Erzählungen Anderer kennen, ist ungefähr so wie in die Sonne durch ein geschwärztes Glas gesehen zu haben: man findet sie gar nicht blendend; — aber was sie verstand, das war sein Ausdruck von unüberwindlicher Entmuthigung, das war der Abgrund von Traurigkeit, aus dem seine Stimme heraufklang. Die Abgründe üben einen gefährlichen Magnetismus! Ich denke, es lebt Keiner, der nicht wenigstens einmal vor dem Abgrund eines Auges, einer Seele, einer Leidenschaft gestanden, ohne das zitternde brausende Verlangen zu hegen, bis in die allerletzte Tiefe sich hinein zu wagen und um jeden Preis auszumessen, wie tief sie ist. Ja, sogar in der Natur, über einem Wasserfall, vor einem Felsenspalt, auf dem Meer, wirft man sich plötzlich zurück, unwillkürlich, schaudernd, gewarnt vom Instinkt des Lebens, denn noch eine Sekunde, noch ein Schritt, noch eine halbe Bewegung — und man ließe sich hinabgleiten in die lockende Tiefe, die uns anzieht, weil wir sie nicht ermessen können. Bei jedem Blick in uns selbst hinein begegnen wir dem unstillbaren Durst nach dem Unendlichen, der dem Menschen seine Glorie und sein Märtyrthum giebt, sobald der Mensch nicht versucht, ihn in trüben Fluten zu löschen; versucht er es aber, so ist es ein Trank, der auf den Lippen süß und im Nachgeschmack bitter ist. Ach, und Jeder versucht's, läßt davon ab, versucht wieder — und wenn er aufhört, ist es ein Sieg? ist es Ermattung?

Margarita hörte ihm zu und eine Thräne stieg langsam in ihr Auge hinein und versilberte es, wie der Mond die Nacht. Dann legte sie ihre Wimper darüber, vielleicht mehr

um diese Thräne vor sich selbst als vor Ulrich zu verbergen. Sie wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, darum schwieg sie lieber ganz. Da trat Lazar zu ihr und sagte:

„Gnädige Cousine, erzeigen Sie mir die Ehre, den Galopp mit mir zu tanzen.“

Sie stand auf und ging, ohne Ulrich anzusehen, und sie tanzte; aber während des Tanzes fühlte sie seinen Blick, und als sie auf ihren Platz zurückkehrte, sagte sie ganz überwältigt:

„Sie haben mich für den Abend traurig gemacht, Graf Erberg.“

Und das war so wahr, daß sie zu einer etwas gezwungenen Munterkeit ihre Zuflucht nahm und, als sie sich endlich spät und einsam auf ihrem Zimmer befand, tief Athem holte, wie Jemand, der seine unbequeme Maske abnimmt. Sie setzte sich in einen Lehnstuhl und suchte Ulrichs Worten einen bestimmten Sinn zu geben. Ob Unica ihn nicht liebt? dachte sie; ach, das ist unmöglich, denn er ist Alles, was gut und edel ist .... glaub' ich. Oder ob er sie nicht liebt? nicht sie .... sondern eine Andre? ....— Sie stand rasch auf und ging durch das Zimmer, sie hatte Herzklopfen. Da fiel ihr Blick auf Tony, die in einem kleinen Bett neben dem ihren schlafend wie ein Röschen lag. Margarita kniete davor nieder, legte ihren Kopf auf den Rand und sagte halblaut:

„O mein Engel, Dich hab' ich vergessen können!“

So lange Tony lebte, geschah es zum ersten Mal, daß Margaritas erster Blick Abends in ihrem Zimmer nicht auf ihre Tochter fiel, ihr erster Gedanke nicht die kleine Schläferin suchte und bewunderte.

„Was läufst Du denn auf und ab, Ita! geh schlafen, es ist zwölf Uhr! rief Fürst Anton ihr aus seinem Zimmer zu. Du störst mich, und ich muß morgen um sechs Uhr aufstehen.“

Ein ganz leiser Schauer von eisiger Kälte überrieselte Margarita vom Scheitel zur Sohle. Sie stand auf und schellte ihrer Kammerjungfer.

Der Besuch in Wildingen dauerte ungewöhnlich lange, nämlich volle acht Tage. Der Regentag und eine Jagd bei Herrn von Wabern hatte ihn so ausgedehnt. Nun kamen die Jagden in Ambrach an die Reihe. Ulrich fand in Ambrach einen Brief von Unica ganz voll Liebenswürdigkeit für ihn und voll Grüße für Margarita: so froh war sie, daß er ihr geschrieben. Ulrich antwortete sogleich, er würde noch acht Tage in Ambrach zubringen, und er habe, ihrer Zustimmung gewiß, für den Winter den Fürsten und die Fürstin nach Frankfurt eingeladen. Als Unica diesen Brief empfing, erstaunte sie zwar, daß Ulrich plötzlich aus seiner passiven Gastfreiheit in die aktive gerathen war; indessen war sie doch sehr froh darüber, denn er hatte sich durch diese Einladung in die Nothwendigkeit versetzt, mit seinen Gästen — und folglich in seinem Hause leben und von seinen einsiedlerischen Gewohnheiten lassen zu müssen.

Der Fürst theilte sehr vergnügt seiner Mutter den Winterplan mit. Sie gönnte ihrem Sohn die Zerstreuung, die er auf eine so wenig kostbare Weise finden würde; aber nicht ihrer Schwiegertochter, um so mehr, da sie einsah, daß die ganze Sache Margaritas wegen gemacht sei.

„Du kannst Dir vorstellen, mein lieber Sohn, daß ich Euch alles Vergnügen von der Welt wünsche — sagte sie in

einem Ton, der ihre Worte Lügen strafte — aber bedenke wol, was Du thust, denn die Hin- und Herreise, die Trinkgelder, Eure Toilette wird doch immer noch kostbar genug sein .... besonders Margaritas."

Der Eindruck des letzten Gesprächs mit Ulrich hatte sich nicht in Margarita verwischt. Sie fühlte sich beklemmt durch diese fremde Gewalt, welche sich nicht bemeistern, kaum unterdrücken ließ. Sie hatte schon daran gedacht, ob es nicht besser für sie sein würde, in ihrem einsamen, regelmäßigen Gleise zu bleiben, als sich in eine Welt hinaus zu wagen, wo störende, unvermeidliche Vergleichungen sie bei jedem Schritt umdrängen würden; daher sagte sie rasch:

„Ja, lieber Anton, bedenke das, und wenn es Dir zu kostbar scheint, so könntest Du ja allein von Graf Erbergs Einladung Gebrauch machen."

„Du bist nicht gescheidt, Ita! rief er brüsk. Will ich denn etwa Lektionen nehmen? Du sollst es."

„Lektionen nehmen! sagte die Fürstin achselzuckend; als ob man dazu die Zeit des Carnevals wählte."

„Wir haben nicht die Wahl, Mama! rief er. Erberg ist nur dann in Frankfurt."

„Dann hab' ich auch gedacht, fuhr Margarita schüchtern fort, daß Du hier Jemand haben müßtest, dem Du in Deiner Abwesenheit einen Theil Deiner Geschäfte anvertrauen könntest. Mama ist ohnehin so beschäftigt" .... —

„Dazu würd' ich immer Zeit haben!" unterbrach die Fürstin, voll Entsetzen über den Gedanken, daß ihre Schwiegertochter irgend eine Gewalt im Hause erlangen dürfte, während der Abwesenheit des Fürsten.

„Und du meinst, mich ersetzen zu können? rief der Fürst lachend; das ist ein excellenter Einfall, Ita! nein, gutes Kind, das geht nicht an! wär' ich eine Null, so wär' ich zu ersetzen; aber ich bin eine Zahl! nimmt man die fort, so bleibt eine Lücke. Das thut aber nichts! Ich habe jezt Gelegenheit, zu sehen, ob es mir nicht gelungen ist, in diesen acht Jahren meiner Selbständigkeit meine Geschäfte mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks einzurichten, das nicht nöthig hat, täglich gestellt zu werden. Weil ich mir diesen kleinen Triumph, diesen Lohn meiner großen Anstrengungen verspreche, so hab' ich Erbergs Einladung angenommen. Ich will mein Verwaltungssystem prüfen; verstehst Du das, gutes Kind?... Uebrigens bleibt ja Severin hier, der bis jezt fast nichts für mich gethan hat. Nun kann er sich nützlich machen, und ich habe bis zum Januar alle Zeit, um ihn etwas einzuexerciren."

„Vergiß nicht, mein Sohn, sprach die Fürstin pathetisch, daß ich immer bereit bin, Dir mit Rath und That behülflich zu sein, mögest Du nah oder fern sein. Und was die Toilettenkosten betrift, so hoffe ich das Beste von Margaritas Vernunft."

Sie gönnte der Schwiegertochter doch schon lieber die Unterhaltung in der Welt, als die Herrschaft im Hause. Als ächter Despot duldete sie sich gegenüber nicht den Schatten von Rivalität, und es war ja möglich, daß sie durch Margaritas Abwesenheit zu noch höherem Ansehen und größerem Einfluß gelangen könne — obgleich sie selbst noch nicht einsah, auf welche Weise. Aber Vortheil wollte sie davon haben; dazu war sie entschlossen. Umsonst sollte die Schwiegertochter sich nicht amüsiren! — Margarita schwieg, sobald sie erkannte, daß die Meinung der Fürstin umgesprun en war. Ich bin

auch allzu furchtsam, sprach sie beruhigend zu sich selbst; ich habe mir in meinem engen Kreise angewöhnt, mir die Schicksale des Einzelnen zu Herzen zu nehmen. Graf Erberg hat mir bewiesen, wie ungeschickt das bei Severin gewesen ist, und ich muß von jezt an diese Lehre auf alle ferneren Bekanntschaften anwenden. — Die innere Befangenheit, von der sie die beiden letzten Tage in Wildingen gequält worden war, verschwand, um wieder ihrer früheren heitern Stille Platz zu machen, und Ulrich, der jene wol bemerkt und auf Rechnung seiner etwas brüsken Einladung geschoben hatte, glaubte, sie habe sich jezt mit dem Gedanken vertraut gemacht, für Unica ein willkommener Gast zu sein.

Severin verfiel in die tiefste Niedergeschlagenheit, als er den Winterplan erfuhr. Er nahm sich gewaltig zusammen, um in Gegenwart der Gesellschaft keine Ungeschicklichkeit zu begehen; allein er war schweigsam beim Speisen, kam im Gesang aus dem Takt und spielte unbeschreiblich schlecht Schach, zur großen Freude des Fürsten, der seine Siege seiner Geschicklichkeit zuschrieb.

„Jean! sagte die Fürstin eines Morgens, nachdem die Tagesbefehle ertheilt waren — haben Sie auf die Beschäftigungen des Herrn Severin geachtet? ich traue ihm allerlei conspiratorische Projecte zu, er sieht gar zu tiefsinnig aus."

„Durchlaucht, er beschäftigt sich mit gar nichts, als mit dem Wenigen, was seine Durchlaucht der Fürst ihm auftragen. Er schreibt keine Briefe und erhält keine. Er geht im Walde, troz Wind und Wetter, spazieren. Er hat sich in dieser letzten Zeit sehr gelangweilt und fürchtet, es werde im Winter noch langweiliger hier werden."

„Durch die Abwesenheit des Fürsten werden sich seine Geschäfte vermehren, sagte die Fürstin aufmerkend, und er findet Gelegenheit, dem Fürsten seine Dankbarkeit zu beweisen, indem er sie pünktlich vollzieht; darum muß er bis gegen den Frühling hier bleiben."

„Geschäfte sind Geschäfte, Ihre Durchlaucht! ein junger Mann wünscht nebenbei auch Unterhaltung."

„Die wird er freilich nicht bei mir und Frau von Ringoltingen finden," sagte sie lauernd.

„Das ist es eben, Ihre Durchlaucht!" versetzte Jean mit einer Verbeugung.

Sie winkte ihm seine Entlassung zu. Er sagte, noch ehe er ging:

„Gestern Abend hat der Postbote einen Brief für den Herrn Grafen Erberg mitgebracht, wieder mit dem Stempel Rüdesheim, so wie der erste; aber noch einmal so dick."

Als er fortging, begegnete er Louis, der an Margarita einen Brief von Unica brachte, voll Freude und Freundlichkeit über die Aussicht des Wiedersehens. Er machte Margarita vollends leichten Herzens. Es war abscheuliches Wetter; der Sturm warf sich in einzelnen Stößen brausend gegen ihre Fenster, drehte die knarrende Wetterfahne des Thurms und peitschte den Regen an die Scheiben; aber sie sah in die graue Welt hinaus, als sei ein Frühlingshimmel über sie ausgespannt. Sie schüttelte sich mit dem kleinen egoistischen Behagen, das Jeder empfindet, der sich geborgen vor dem Unwetter sieht, dachte: o welch einem angenehmen Winter geh' ich entgegen! und lief geschwind zur Bibliothek hinauf, um sich ein interessantes Buch zu holen. Denn sie war allein. Gräfin Friedrich hatte ihren Mann nicht begleitet, war krank,

oder hatte sich krank melden lassen, weil sie sich bei dem schlechten Wetter allzu unbehaglich in dem Prunkgemach von Ambrach befand.

Severin war in der Bibliothek. Er ging auf und nieder in dem großen Saal und schien auf gut Glück Margarita erwartet zu haben.

„Ah sind Sie da, Herr Severin! rief sie; ich bitte, geben Sie mir doch Robertsons Geschichte von Marie Stuart. Dort oben steht sie.“

Er stieg schweigend die Leiter hinauf und herab, und gab ihr die Bücher. Sie wollte auf der Stelle damit fortgehen, und sagte nur noch:

„Es ist ja fürchterlich kalt hier oben! bleiben Sie doch nicht ohne Noth.“

Da er keine Sylbe antwortete, sah sie ihn an und rief erschrocken:

„Jesus, was fehlt Ihnen! Sie sehen leichenblaß aus!“

„Ich bin krank,“ sagte er und lehnte sich an die Wand.

„So bleiben Sie in Ihrem Zimmer! kommen Sie doch gleich herunter.“

„Nein! sagte Severin und schüttelte heftig den Kopf, ich bin krank, weil ich trostlos bin.“

„Trostlos? sagte sie sanft; und vermuthlich wegen einer Ihrer demokratischen Grillen! haben Sie vielleicht erkannt, daß die agrarischen Gesetze nicht bei uns einzuführen sind?“

„Nein, weil ich erkannt, daß Sie mir Ihre Gnade entzogen haben.“

„Erstens ist das ein Irrthum, Herr Severin, erwiderte sie sehr gelassen auf diesen Ausbruch, ich bin für Sie gesinnt, wie ich es immer gewesen. Zweitens aber, wenn es kein

Irrthum wäre, so wär' es doch nie ein Grund für Sie, um deshalb krank zu werden, sondern um das zu vermeiden, was mir in Ihrem Betragen hätte mißfallen dürfen. Doch, wie gesagt, davon ist nicht die Rede. Sie sind krank; glauben Sie mir, die Luft von Ambrach ist Ihnen nachtheilig"....—

„Ja, seit einiger Zeit."

„Nicht seit einiger Zeit, sondern längst, sondern immer, denn Sie sind unbeschäftigt. Sagen Sie das dem Fürsten. Sagen Sie ihm, daß Sie durchaus Ihre unterbrochenen Studien auf einer Universität fortsetzen müssen; er wird das einsehen. Ich weiß wol, daß es Ihnen schwer fallen wird, dort ohne die Unterstützung von Ihrem Vater zu leben; doch vielleicht ist der mit Ihnen zu versöhnen .... oder vielleicht giebt es Mittel, Ihnen die Existenz zu erleichtern"....—

„Der Fürst hat mir heute früh, vor zwei Stunden gesagt, daß er mich nothwendig für den ganzen Winter brauche, also kann ich nicht auf den Vorschlag Ew. Durchlaucht eingehen," sagte Severin eisig.

„Das bedaure ich sehr! rief Margarita lebhaft. Indessen begreif' ich, daß Sie wünschen, dem Fürsten eine Gefälligkeit zu erzeigen. Aber bedenken Sie Ihre Zukunft! gehen Sie, wenn wir von Frankfurt zurückkommen"....—

„Dann? und warum grade, wenn Sie zurückkommen?" fragte er mißtrauisch.

„Mein Gott! weil dann der Fürst selbst wieder seinen Geschäften vorstehen wird! rief sie ein wenig ungeduldig, und setzte dann hinzu — Ulrichs Vorschlag eingedenk —: bis dahin wird sich Manches arrangiren lassen, wenn Sie mir nur freie Hand gönnen, für Sie zu sorgen. Und nicht wahr, das

thun Sie? — Und nun gehen Sie hübsch in Ihr Zimmer. Man erkältet sich hier!"

Sie warf ihm einen Blick des reinsten Wolwollens, der vorsorglichsten Theilnahme zu, wickelte sich in ihren Shawl und eilte hinaus.

„Es ist klar! murmelte Severin, ja, nun ist es sonnenklar, daß ich ihr lästig bin, daß sie mich fortschicken will, weil sie fürchtet, von mir beobachtet zu werden. Ja, beobachten will ich sie auch! .... doch fortschicken laß ich mich nicht. Und was war denn das für ein Vorschlag, daß sie für mich sorgen wolle! sie, die kaum die Mittel hat, beschränkte Almosen zu ertheilen! Auf wen rechnet sie? auf den Fürsten? Bah, der Fürst! der braucht mich hier! .... O sie rechnet auf ihn, dem auch daran liegen muß, zwei wachsame Augen zu entfernen. In solchen Abgrund der Verderbniß ist bereits diese Frau gesunken, die rein und edel wie Cornelia war — blos, weil sie vierzehn Tage lang mit einem dieser verderbten Männer gelebt hat, die alles Große mit Füßen treten und jeden Aufschwung hemmen mögten, weil sie fühlen, daß sie in dem Gebiet nicht Herrscher sind. Und ich Thor wähnte gutmüthig, ein Weib aus dieser Kaste könne ausnahmsweise ein Engel sein! ... Wie sie so gleichgültig meine Klage über Krankheit anhörte! Oh!"

Verletzte Eitelkeit, die Triebfeder aller Gesinnungen und Handlungen Severins, so wie der meisten jungen Leute, die seine Ansichten theilen und auf seinen Wegen gehen, machte ihn zu Margaritas bitterstem Feinde.

Als die Jäger durchnäßt und halb erfroren heimkehrten, saß Margarita im Salon an ihrem Stickrahmen, und wieder fiel ihr auf, was ihr in Wildingen beim Billard zuerst so

frappant gewesen war: Ulrichs Anstand. Der Jagdanzug mit der Mütze und den plumpen Stiefeln, die Ermüdung, das Sichgehenlassen unter lauter Männern, geben den heimkehrenden Jägern etwas so Schwerfälliges, so Gewöhnliches — um nicht zu sagen Gemeines — daß man sie leicht mit ihren Büchsenspannern verwechseln kann. Das bemerkte auch Margarita; aber nicht bei Ulrich. Er war gekleidet, wie die Uebrigen, ermüdet und durchnäßt wie sie, Heinrich war ungleich schöner, Fürst Anton selbst hatte eine imposantere Figur; doch in seiner Haltung lag eine solche Unabhängigkeit von seinen Kleidern und seiner ganzen Umgebung, daß Margarita sich unwillkürlich sagen mußte: es gehöre ein unglaublicher fond von innerm Adel dazu, um in dieser ignoblen Aeußerlichkeit nicht entadelt auszusehen. Ihre Wangen waren durch diesen Gedanken, wie durch eine freudige Ueberraschung, rosenroth gefärbt, und Severin, der neben ihr stand, bemerkte es und sagte hämisch:

„Es scheint, als ob Ihre Durchlaucht eine erfreuliche Bemerkung machten.“

Margarita fand sein ganzes Benehmen von unbegreiflicher Impertinenz, und der Szene in der Bibliothek eingedenk, antwortete sie sehr kalt:

„Allerdings! ich beobachtete an einigen jener Herren den Vortheil, den gute Manieren ihnen geben. In der gewöhnlichen Umgebung sehen sie anständig aus, wie viel mehr sind sie es in der Gesellschaft.“

„Von wem sprichst Du, Margarita?“ fragte die Fürstin, die von ihrem Sopha aus und über ihr Strickzeug hinweg gern allen Unterhaltungen folgte.

„Von Graf Erberg und Graf Heinrich,“ entgegnete Margarita, und arbeitete fort.

„Ich muß sagen, daß Graf Erberg wie ein vollkommner Edelmann aussieht,“ bemerkte Frau von Ringoltingen, die höchst selten irgend eine Aeußerung machte. Sie beschäftigte sich nicht, sie dachte nicht viel — nach einer uralten Beobachtung werfen sich solche Personen auf das Sprechen; allein sie machte eine Ausnahme, sie sprach fast nie. Wer nicht an ihren beständigen Umgang gewöhnt war, erschrak förmlich, wenn sie sich in die Unterhaltung mischte.

Die Fürstin, beständig eifersüchtig, wie die von Neid und Geiz verzehrten Gemüther sind, sagte spitzig: „Es scheint, Graf Erberg habe sich der ganz besondern Gunst der Damen von Ringoltingen zu erfreuen.“

Frau von Ringoltingen schwieg; sie hatte ihre Meinung gesagt; auf Erklärung oder Vertheidigung derselben ließ sie sich nicht ein. Margarita fand die Aeußerung ihrer Schwiegermutter in Severins Gegenwart ganz unpassend; daher sah sie ruhig von ihrer Arbeit auf und sagte:

„Es ist gewiß keine Gunst, wenn man die Wahrheit erkennt, und ich denke, meiner Mutter und meine eigene Meinung von Graf Erberg ist die aller Welt.“

Die Fürstin war versteinert. Nie hatte Margarita sonst auf ähnliche und ziemlich häufige spitze Bemerkungen geantwortet; immer hatte sie sie fallen lassen. Plötzlich wagte sie eine Widerlegung, und ganz unverzagt. Die Fürstin vergaß zu antworten, denn sie nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen. Der Eintritt ihres Sohnes machte ihr Verstummen nicht auffallend, denn Fürst Anton, noch in seinen nassen Kleidern, stürmte zum Ofen, rieb sich die Hände,

schüttelte sich, trat von einem Fuß auf den andern und rief ununterbrochen:

„Höllisches Wetter! Regen den ganzen Tag! den ganzen Tag Regen und Sturm! man wird durchnäßt bis auf die Knochen!.... Höllenwetter!“

„Statt hier herum zu toben, solltest Du Dich umkleiden, mein Sohn,“ sagte die Fürstin sehr verdrießlich, weil sie noch nicht vom Aerger über Margaritas „Impertinenz“ sich erholt hatte.

Fürst Anton war unendlich gleichgültig gegen die üble Laune seiner Mutter, weil er nicht darunter litt. „Das ist die Gewohnheit der alten Weiber!“ sagte er häufig zu Margarita, wenn sie niedergeschlagen klagte: „Es ist schwer, den Willen und die Meinung Deiner Mutter zu erkennen.“ — Er behauptete: „Die üble Laune kommt den Frauen mit den Runzeln, und vielleicht wegen derselben. Man muß von Beiden keine Notiz nehmen und sie behandeln, als hätten sie weder Launen noch Runzeln — dann vergessen sie selbst Beides.“ Darum sagte er jezt gelassen:

„Der Rath ist zu gut, um ihn nicht auf der Stelle zu befolgen,“ und ging hinaus.

Tony rief aus Margaritas Zimmer dringend nach ihrer Mutter wegen einer wichtigen Puppenangelegenheit, und Margarita war froh, dem Ruf zu folgen, denn Severin stand ihr noch immer gegenüber und sah ganz aus, als habe er Lust, die Explosion von heute Morgen zu wiederholen. Sie dachte bei sich selbst: Bin ich denn so sehr unvorsichtig oder leichtsinnig in meinem Benehmen gewesen, um diesem Menschen Veranlassung zu seinen ewigen Ungezogenheiten zu geben! — Er wurde ihr unerträglich und sie wünschte sehn=

lichst, jeden nähern Verkehr mit ihm aufzuheben und ihn auf jeden Fall im Frühling von Ambrach zu entfernen. Sie ahnte, daß eine thörige Neigung für sie der eigentliche Grund seiner Verstimmung sein möge; aber sie mogte es sich nicht eingestehen — um so mehr, da sie kein Mittel zu seiner Entfernung darin sah, denn sie hatte nur die unbehagliche Ahnung, und selbst die Gewißheit würde sie kaum vermogt haben, ihren Mann davon zu benachrichtigen, weil dessen innere Rohheit ihr Vertrauen weit mehr verscheuchte, als seine äußere Plumpheit. Zwei Dinge sind nothwendig zu einer glücklichen Ehe: Vertrauen und Aufrichtigkeit von beiden Seiten, aber nothwendig, wie frische Luft im Zimmer! viel nothwendiger, als Uebereinstimmung der Neigungen, rc. Die sind ein angenehmer Luxus — jene tägliches Brot. Man hört wol zuweilen sagen: gewisse Geheimhaltung, oder gar ein kleiner „unschuldiger Betrug," wie man es nennt, sei unumgänglich erfoderlich. Das kann wol sein — für die Ehe; aber ich sprach von einer glücklichen Ehe.

Margarita dankte später Ulrich für Unicas Brief und sagte darauf:

„Wissen Sie wol, daß ich mich fast fürchte, Unica wiederzusehen, obgleich ihre große Herzlichkeit es mich doch wahrhaft wünschen läßt! aber wir haben uns seit unsrer Pension nicht gesehen und sind vermuthlich Beide so verändert, daß wir Mühe haben werden, uns zu erkennen."

„Sie sind Beide in dem glücklichen Alter, wo die Veränderung nur eine Verschönerung ist," antwortete Ulrich.

Margarita machte eine kleine ungeduldige Kopfbewegung.

„Finden Sie meine Wahrheit zu sehr im Styl der Fadaisen vorgetragen?" fragte er.

„Es ist keine Wahrheit, erwiderte sie — wenigstens nicht was die innere Schönheit betrift — wenn durchaus von Schönheit die Rede sein soll. Ich glaube, daß sowol Unica als ich nicht mehr unsre frühere Unbefangenheit und Aufrichtigkeit besitzen, daß wir Manches verloren haben, was uns früher gut und liebenswürdig machte, daß sie wahrscheinlich auch viel gewonnen und sich sehr ausgebildet hat; aber dennoch, daß keine von uns die frühere Unica, die frühere Margarita findet, und daß die neue uns weniger gefallen dürfte, als die alte.“

„Ich glaube, Unica hat sich gar nicht geändert, sagte Ulrich, wenigstens nicht so lange ich sie kenne. Sie besitzt noch all' ihre — ich mögte sagen stolzen Eigenschaften.“

„So? rief Margarita froh; nun, damit ist sie vollkommen charakterisirt! doch wer sagt mir, ob ich die Alte bin?“ — setzte sie traurig hinzu, denn ihr fiel ein, daß ihr Mann schwerlich ein so bezeichnendes Wort für sie finden würde.

„Das wird Unica thun, entgegnete Ulrich; aber ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Sie noch grade so sein wollen, wie Sie bei fünfzehn Jahren waren, ... da Sie doch jezt unvergleichlich sind.“

„Weil Unica mich damals sehr lieb hatte,“ antwortete Margarita, ohne seinen Nachsatz zu beachten.

Ulrich war fast eifersüchtig auf den großen Werth, den Margarita auf Unicas Wolwollen legte. Er sagte ganz ungeduldig: „Mein Gott! ist denn Unica für Sie ein Tribunal höchster Instanz!“

„Ja, das ist sie wirklich! rief Margarita; bedenken Sie, wie fremd, wie unwissend, wie ungeschickt ich im Winter da draußen in der Welt sein werde, und Sie begreifen dann, wie

wichtig mir Unicas Freundschaft bei tausend Dingen sein muß, von denen ich nichts verstehe, weil ich ungeübt in ihnen bin, und die ich doch auch gern machen mögte wie andre Leute."

„O, nicht wie andre Leute! rief Ulrich; thun Sie, was Andre thun — aber auf Ihre eigene Weise."

„Dann bin ich nicht vom bon genre, sagte sie munter; das hab' ich bereits von Gräfin Friedrich gelernt und ich habe mir doch vorgenommen, meinen Frankfurter Aufenthalt zu benutzen, um ganz und gar eine Frau vom bel air zu werden."

„Das gelingt Ihnen nicht; Sie sind zu natürlich."

„O, die brutale Natürlichkeit wird zuerst unterdrückt."

„Und was hoffen Sie denn zu gewinnen, nachdem Sie sich von dieser himmlischen Grazie losgesagt?"

„Nun, z. B. Geduld, um all Ihre Fadaisen ruhig anzuhören," sagte sie mit einem allerliebsten spottenden Ausdruck.

„Vielleicht besitzen Sie mehr Talent dafür, als ich geglaubt, entgegnete Ulrich, denn ich entdecke so eben, daß Sie im Stande sind, sich über die Aufrichtigkeit lustig zu machen." — Im Stillen dachte er: Heiter — ist sie doch ganz und gar bezaubernd; aber traurig ebenfalls... und ruhig nun vollends!... ach, immer! grade wie Melusine und dennoch so anders. — — Das Herz wurde ihm schwer, denn der Glanz der Gegenwart kämpfte darin mit den Schatten der Vergangenheit und mit den Nebeln der Zukunft. Er stellte noch nicht Margaritas Bild wie eine Siegesfahne über den Ruinen auf.

Am andern Morgen fühlte sich Ulrich nicht ganz wol und ließ daher dem Fürsten sagen, er könne die Jagd nicht mitmachen. Fürst Anton kam sogleich herauf.

„Armer alter Junge! rief er; das ist ja wirklich recht übel, denn was fang' ich mit Dir an? Du wirst umkommen vor Langeweile."

„Nicht doch! entgegnete Ulrich, vor der Hand verhalte ich mich ein Paar Stunden ganz ruhig, vielleicht vergehen die Kopfschmerzen; und ist das der Fall, so werd' ich die Fürstin Margarita um Erlaubniß bitten, ihr einen Besuch machen zu dürfen — wenn Du meinst, daß ich sie nicht störe."

„Stören? Gott bewahre! worin solltest Du sie stören? sie hat nichts in der Welt zu thun, meine Frau! sie kann Dich unterhalten. Ich sage ihr sogleich, Du würdest unten frühstücken."

„Ums Himmels willen! rief Ulrich erschrocken, ich werde ihr lästig sein! glaube mir, die Frauen mögen nicht in ihren kleinen gewohnten Beschäftigungen gestört werden, wenn die auch noch so geringfügig sind. Aber..... Du kannst mir vielleicht Severins Gesellschaft verschaffen."

„Das kann ich! aber Severin ist seit einiger Zeit scheu und wild wie ein Wolf. Mit mir und meiner Familie allein, war er bereits etwas gezähmt, denn mir fühlt er sich verpflichtet, mein ehrliches treuherziges Benehmen stößt ihn nicht ab, Margarita ist gut gegen ihn, wie gegen alle Welt; aber nun seid Ihr gekommen, Du und die Wildinger, mit Eurem kühlen gemessnen Betragen, lauter Grafen, der Heinrich gar aus dem Faubourg St. Germain — das bewirkt vermuthlich eine wüthende demagogische Reaction in ihm, und Du wirst schwerlich eine Unterhaltung bei ihm finden."

„Hat er nicht Lust, mich zu besuchen, lieber Thierstein, so plag' ihn nicht, sagte Ulrich; es war ein Einfall! Du aber geh' jezt; es ist Zeit, die Jagd erwartet Dich."

„Leb' wol, mein Alter! d. h. werde gesund!" sagte Fürst Anton, schüttelte Ulrichs Hand und verließ das Zimmer.

Nach ungefähr zehn Minuten ward angeklopft, und Ulrich konnte eine freudige Regung nicht unterdrücken, er glaubte, es sei eine Botschaft von Margarita. Statt dessen trat Severin ein, den er völlig vergessen hatte, und der mit einer steifen Verbeugung sagte:

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Graf."

„Ihre Gesellschaft hab' ich gewünscht, Herr Severin," erwiderte Ulrich, der auf seinen Vorsatz zurückkam, wo möglich etwas von Severins Aussichten für die Zukunft zu erfahren, um ihn vielleicht bald aus Margaritas Nähe zu entfernen. „Ich bin nicht ganz wol und rechne auf Ihre Nachsicht mit einem Kranken, wenn der Fürst Thierstein Sie meinetwegen sollte gestört haben."

Severin verbeugte sich steif und stumm.

„Denn Sie sind sauvage, fuhr Ulrich nach einer kleinen Pause fort, Sie vermeiden die Gesellschaft, Sie sind selten mehr Abends gegenwärtig" .... —

„Ich glaubte mich nicht so scharf beobachtet," unterbrach Severin schneidend.

„O mein Gott, nein! sagte Ulrich nachlässig; Beobachtung ist für andere Gegenstände. Aber wo ein Dutzend Menschen beisammen sind, da bemerkt Einer des Andern Thun und Treiben; er sucht es nicht, es drängt sich ihm auf. Geht es Ihnen nicht so?"

„Nein, Herr Graf," sagte Severin trocken.

„Dann müssen Sie sehr mit sich selbst beschäftigt sein oder irgend eine dominirende Idee haben," erwiderte Ulrich lächelnd.

„Und wenn ich eine solche hätte?“

„Das wäre sehr glücklich für Sie — oder sehr unglücklich.“

„Glücklich! denn sie weist mich auf einen bestimmten Pfad.“

„Das genügt nicht zum Glück. Wir müssen zuvor den Pfad erkannt, geprüft und gewählt haben.“

„Ich glaube, wir suchen uns später zu überreden, wir hätten den Pfad aus hundert andern herausgewählt. In dem Augenblick, wo wir ihn betreten, sind wir unter der Macht der Umstände, der Schicksale, der Leidenschaften.“

„Richtig! darum eben sagte ich, die Herrschaft einer Idee könne auch eben so gut sehr unglücklich machen.“

„Kaum! wenn sie uns wirklich beherrscht, so giebt sie uns Kraft, Nahrung und Schwung, und man wird nicht unglücklich durch Begeisterung.“

„Nein, aber durch Fanatismus.“

„Und was unterscheidet beide?“ fragte Severin achselzuckend.

„Reinheit der Gesinnung.“

„Welche Goldwage vermag sie unparteiisch zu prüfen!“

„Für die Massen oder für den Einzelnen, der sich über die Massen erhebt — die der Geschichte. Für uns Uebrige giebt es auf der Erde keine andre, als unser Gewissen.“

„Die Leidenschaften bestechen es.“

„Nein! sie versuchen es unablässig, doch es gelingt ihnen nicht; darum fühlen wir uns so oft elend. In den Momenten, wo sie mit dem Gewissen parlamentiren, bilden wir uns ein, nun hätten wir gewonnenes Spiel, nun brauchten wir nicht mehr zu kämpfen oder zu leiden. Hat die Unterhand-

lung aufgehört, so sehen wir ein, daß wir miserabel waren, sie anzuknüpfen; das Bewußtsein macht uns elend."

„Ich bin zu stolz, um eine so geringe Dosis von Selbstachtung an mir oder an Andern bewundern zu können," sprach Severin verächtlich.

„Herr Severin! entgegnete Ulrich sehr ruhig und sehr ernst: jeder Mensch, der gegen sich selbst aufrichtig zu Werke geht, hat Momente, in denen er sich tief verachtet."

„Bis jezt sind sie mir erspart worden."

„So nehmen Sie sich in Acht, sagte Ulrich scherzend, Sie kennen das alte Sprichwort vom Hochmuth, und wenn man so jung ist wie Sie, hat man die größte Lust von der Welt, hochmüthig zu sein."

Severin glaubte überall eine Beleidigung oder Kränkung heraushören zu müssen, und rief wiederum ganz gereizt: „Herr Graf, wenn ich eine Zurechtweisung verdient oder verlangt habe, so nehme ich sie mit Dank an, sonst nicht."

„Herr Severin, entgegnete Ulrich erstaunt, aber freundlich, meine Stimme muß durch mein Schnupfenfieber heiser worden sein — sonst würden Sie dem Ton derselben angehört haben, daß ich nicht im Entferntesten einen so seltsamen, in jeder Hinsicht unpassenden Einfall haben konnte."

Severin wüthete innerlich über sein eignes ungeschicktes Benehmen, das ihn in Ulrichs Augen lächerlich machen mußte. Er beschloß, sich dermaßen zusammen zu nehmen, daß Ulrich keinen äußern Vortheil über ihn erlangen sollte. Da ward geklopft, Johann trat ein und sagte, es würde der Fürstin sehr lieb sein, wenn Graf Erberg sich wol genug befände, um bei ihr zu frühstücken. Ulrich fragte nach der Stunde; Johann sagte, um zehn Uhr. Vorbei war es mit Severins

Fassung! Ohne ein Wort zu sagen, noch anzuhören, stand er blitzschnell auf, und verließ früher noch als Johann das Zimmer. — Das ist umsonst! dachte Ulrich; mit solchen Menschen ist nichts anzufangen! und am Ende .... was fürchte ich denn für sie? jezt vollends, da sie nach Frankfurt kommt? — Er meinte unwillkürlich, in seiner Nähe sei Margarita sicher vor allen Unbilden.

Um die bestimmte Stunde ging er zu ihr. Sein Kopfschmerz hatte sich nicht verringert, er sah noch blasser als gewöhnlich, und sehr angegriffen aus. Nervenreizbar, wie er war, pflegte er in solchem Zustand Niemand zu sehen; aber Margarita konnte unmöglich einen andern Eindruck, als einen wolthätigen machen! Ihre schönen Augen sahen ihn so theilnehmend und aufmerksam an, ihre sanfte Stimme klang so beschwichtigend, ihr Gang und all' ihre Bewegungen waren so weich und leise, daß ihre Nähe ihn ebenso beruhigte, wie die andrer Personen ihn aufzuregen pflegte. Der Schmerz hörte nicht auf, aber von Minute zu Minute hofte Ulrich, er werde abnehmen, während ihm sonst in Andrer Gegenwart beständig vorkam, er nehme zu. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, d. h. von Aeußerlichkeiten. Ulrich vermied, tiefer zu gehen. Er war in einer Stimmung, die ihm nicht die gewohnte Beherrschung gestattete; er fürchtete, zu einem Wort hingerissen zu werden, das wie ein Blitzstral zwischen ihm und Margarita eine Kluft reißen könne. Sie fügte sich so ganz der Richtung, die er andeutete, daß er sich heimlich fragte, ob es Indolenz oder Verständniß sei. Aber ihr Auge und sein Herz widersprachen der Indolenz. Ein Paar Stunden vergingen so, ganz still, ganz friedlich; Margarita saß neben ihm auf dem Sopha und arbeitete an einer zierlichen

Stickerei; Tony trieb ihre stillen Spiele, kam zuweilen zu ihrer Mutter geschlichen und küßte deren Hand oder Schulter, und immer erwiderte Margarita die Liebkosung durch tausend andere.

„Liebe Tony! rief Ulrich auf einmal, komm' doch auch zu mir!"

Kinder wissen instinktmäßig, wer sie lieb hat, wer nicht. Tony hatte schon längst mit Ulrich Freundschaft geschlossen, die darin bestand, daß sie fröhlich zu ihm ging, wenn er sie rief. Weiter aber hatte er es nicht gebracht bei dem zarten, scheuen Kinde, das von selbst zu Niemand, als zur Mutter ging. Ulrich nahm sie auf den Schooß und streichelte zärtlich ihre seidenweichen Locken. Er dachte an Hulderich, an jenen Moment, wo er den Knaben auf dem Arm gehabt und seitdem nicht wiedergesehen. Ein Meer von Wünschen, von Schmerzen, von Sehnsucht flutete durch seine Seele. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen; da sah Margarita zu ihm auf. Doch geschwind blickte sie fort, denn sie ward gewahr, daß seine geschlossenen Wimpern zwei Thränen zerdrückten.

„Mögtest Du nicht spazieren gehen, Tony? sagte sie mit etwas zitternder Stimme; die Sonne scheint so freundlich; und es würde Ihnen vielleicht wolthätig sein, Graf Erberg" — setzte sie hinzu, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Sie sind barmherzig, wie ein Engel! entgegnete Ulrich, der sich gefaßt hatte. Ich verdiene, fortgeschickt zu werden, denn ich bin krank und langweile Sie tödtlich, und statt dessen sinnen Sie auf Linderungsmittel. Ich glaube selbst, ein Spaziergang würde mir gut thun."

„So wollen wir gehen," sagte sie freundlich, ging aus dem Salon in ihr Zimmer, nahm Hut und Shawl und setzte hinzu: „Darf ich bitten, Graf! hier durch."

„Denn Tony war schon aus diesem Zimmer auf die Thurmtreppe voran geeilt. — Ulrich war nie in Margaritas Zimmer gewesen, weil es nie geöfnet war.

„O! rief er eintretend, welche Freude machen Sie mir! erlauben Sie mir, mich hier ein wenig umzusehen! das Zimmer einer Person ist, so zu sagen, das Vorzimmer ihrer Seele."

„Welch ein schwülstiger Ausdruck!" rief Margarita lachend.

„Ich weiß mich wirklich nicht simpler auszudrücken, behauptete Ulrich, denn Gewohnheiten und Beschäftigungen und Liebhabereien, die aus unsern Neigungen entspringen und mit unsern Gemüthszuständen übereinstimmen, drücken dem Gemach ein bestimmtes Gepräge auf, das zu manchen Schlüssen führen kann. Ich kenne eine Frau, in deren Zimmer ihr ganzer prächtiger Schmuck zur Schau liegt, in einem eleganten, mit einer Glasscheibe bedeckten Tisch; während durch das Zimmer eine graue Leinwand gelegt ist, damit man wisse, daß das Parquet zu kostbar für den täglichen Gebrauch ist."

„Dergleichen Köstlichkeiten finden Sie nicht bei mir," sprach Margarita.

„Gottlob nein! und auch nicht die Kleinlichkeiten!" rief Ulrich.

Das Zimmer war von der alleräußersten Einfachheit. Eine weiße, mit bunten Blumen bestreute Tapete, Fenstervorhänge und Meublebezug von genau dazu passendem Zitz, ein

ähnlicher Teppich, ein Schreibtisch und davor ein Lehnstuhl in Tapisserie genäht in einem Fenster; in dem andern ein Tisch mit Zeichengeräth, zwei Chiffonieren, ein Bücherschrank, auf einem Tisch ein großer Korb von indischem Rohr mit Wolle und Stramin; Tony's vollständiges Etablissement mit Sopha, Schrank und Tisch, ihrer Größe angemessen; — dies Alles ordentlich, aber keineswegs geordnet, und der helle Sonnenschein dazu; es war unmöglich, dies Gemach zu betreten, ohne friedlich und freundlich gestimmt zu werden.

„Hier ist gut wohnen!" sagte Ulrich. Er trat an den Bücherschrank und las die Titel der Bücher durch die Scheiben; lauter schöne, edle Bücher; viel Dichter, alle Werke der Staël und Chateaubriands, außerdem weder deutsche noch französische Romane.

„Bücher sind meine Liebhaberei, sprach Margarita während der Zeit. Zu meinem Geburtstag und zum Weihnachtsfest schenkt mir mein Mann immer ein oder das andere Werk. So complettire ich allmälig die obere Bibliothek, die nur Werke der beiden letzten Jahrhunderte enthält."

Ulrich ging zum Schreibtisch, auf dem mehre Bücher und Portefeuilles lagen.

„Wer die durchblättern dürfte!" sagte er.

„Würde sich langweilen," entgegnete Margarita. Es sind Auszüge und Bemerkungen, fast immer meine Lektüren betreffend, um mein Gedächtniß und mein Urtheil zu üben."

„Sie zeichnen auch?" fragte Ulrich, als er auf dem Zeichentisch eine frische Aster und eine halbvollendete Aquarellzeichnung fand.

„Ich versuche, die Natur nachzuahmen; gelernt hab' ich es nicht, und Sie sehen es wol dem Dinge an."

„Es ist bewundernswerth, wie Sie Sich zu beschäftigen verstehen.“

„Wie soll man es sonst anfangen, um der Langenweile zu entgehen?“

„Da haben Sie freilich recht!... allein es gehört seltne Kraft und Stille des Gemüths dazu, um nicht all' diese Beschäftigungen selbst langweilig zu finden.“

„Sagen Sie lieber: ein Zweck. Was ich treiben möge, gewinnt Reiz und Sporn durch den Gedanken an Tony, und durch die Hofnung, sie reich und schön auszubilden.“

„Und so langweilen Sie Sich wirklich nie?“

„Wenn ich allein bin — nie!“ sagte sie unbefangen; aber hinterher erröthete sie.

„Soll das heißen: z. B. jezt? fragte Ulrich, der doch ihre wahre Meinung sehr gut verstanden hatte. Sie müssen immer, und heute ganz besondre Nachsicht mit mir haben. Ich bin nervos; vorhin ganz abgespannt, jezt ganz wol.“

„Wirklich?“ fragte sie zweifelnd.

„Ganz gewiß! sagte er, und es verhielt sich in der That so; — hier ist die Luft anders, weicher, wärmer, heller“.... —

„Das macht die himmlische Sonne!“ rief sie ans Fenster tretend; wo er vor dem Zeichentisch saß und ihre angefangene Aster mit ein Paar Pinselstrichen corrigirte und dann fertig machte. „Ah! sagte sie; so kommt man hinter Ihre Talente.“

„Sie sind eingeschlummert,“ erwiderte er.

„Nun, so wecken Sie sie auf.“

„Das kann ich nicht! eine fremde Hand muß es thun. Um sie zu üben, blos der Uebung wegen — dazu müßten sie

von andrer Ordnung sein! winzig wie sie nun eben sind, bedarf ich, wie Sie, eines Zweckes, um sie zu cultiviren — und der fehlt mir.“ — Er legte den Pinsel fort.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen?“ fragte sie, mehr durch seinen Ton als durch seine Worte beklemmt.

„O! rief er aufspringend, wissen Sie denn nicht, daß es etwas sehr Wehmüthiges hat, eine Stätte zu verlassen, die man nie wieder betreten wird!.... und nun vollends eine solche Stätte!“

„Das wird nicht der Fall sein, sagte Margarita, Sie werden im nächsten Sommer wiederkommen — und mit Unica, nicht wahr?“

„Nein, o nein!“ sagte er langsam und traurig, lehnte sich an den Tisch und betrachtete noch einmal das ganze Zimmer.

Margarita verstummte und wurde zum ersten Mal in ihrem Leben marmorbleich; denn sie hörte in ihrem Herzen ganz deutlich zwei Stimmen, von denen die eine sagte: Er liebt dich! — und die andre: Wahnsinniger Gedanke! — Sie hörte es so deutlich, daß sie sich angstvoll umsah, ob ihr nicht Jemand die Worte ins Ohr flüstere. Ulrich bemerkte diese Bewegung und glaubte, sie fürchte eine Unterbrechung von außen dieses schweigsamen tête-à-tête.

„Sie befehlen zu gehen?“ fragte er und bot ihr den Arm. Sie nahm ihn, immer unter der Herrschaft ihrer Gedanken.

Sie gingen. Auf der dritten Stufe sagte Ulrich:

„Gnädige Fürstin, Sie sind ohne Hut und Shawl.“

„Mein Gott, welche Zerstreutheit!“ rief Margarita heftig erröthend und eilte zurück. Während Ulrichs Aufenthalt in

ihrem Zimmer hatte sie Hut und Shawl wieder abgenommen und jezt — vergessen. Als sie zurückkehrte, wollte er ihr abermals den Arm geben, aber sie sagte:

„Die Treppe ist zu schmal, gehen Sie nur voran.“

So ging er rückwärts herunter mit der äußersten Langsamkeit, und Margarita ging drei Stufen über ihm. Wie aus dem Himmel stieg sie für ihn herab! auf ihrem weichen durchsichtigen Antlitz lag wirklich noch der Abglanz einer himmlischen Heimat. Die leichtgeöfneten frischen Lippen, die großen ruhig glänzenden Augen, die reine Stirn — Alles hatte den Ausdruck, den die Maler ihren Engelsköpfen geben; aber es war überhaucht mit einem gedankenvollen Schleier, der keinem einzelnen Zug, sondern ihrer Seele angehörte. Ihre kleine Hand lag auf dem Treppengeländer, mit der andern hielt sie ihren Shawl und ihre Handschuh, die sie noch nicht Zeit gehabt anzuziehen. Ihr schmaler leichter Fuß blickte aus dem Saum des Kleides hervor, indem sie herabstieg. Ulrich besann sich, ob er ihr nicht seine Hand statt der harten schmalen Steinstufen anbieten solle, oder vor ihr hinknien und sie anbeten, oder sie in seine Arme schließen und ihr seine Liebe gestehen, oder wenigstens ihr Händchen küssen, das so leicht auf dem Geländer fortglitt. Aber er that nichts von dem Allen! er wagte es nicht. Er wußte, daß nur die Liebe dergleichen verzeiht, weil sie dazu auffodert, und Margaritas Liebe war ihm noch etwas so Fernes, so ganz Undenkbares, daß das geringste Zeichen ihrer Theilnahme ihm ein mirakulöses Glück schien.

„Warum schütteln Sie verneinend den Kopf, Graf Erberg?“ fragte Margarita, um irgend etwas zu sagen und das

Schweigen zu unterbrechen, das nur zwischen zwei vertrauten Menschen nicht peinlich ist.

Ulrich war ganz verlegen, nicht sowol über die Frage, als weil er aus derselben erkannte, wie völlig er aus seiner gewohnten Haltung und Beherrschung herausgetreten sei. „Mir ist noch immer nicht ganz wol, sagte er, ich mögte eine gewaltsame Bewegung haben, springen, schwimmen, um das Unbehagen los zu werden, das bergeschwer auf mir liegt."

„Ist Ihnen oft so zu Muth?" fragte Margarita.

„So wie jezt? o nein! sehr selten."

Es war immer etwas in seinem Ton, das sie verstummen machte! Ulrich versuchte abermals, ihr seinen Arm zu bieten, doch sie lehnte es schweigend ab und sie gingen neben einander durch die langen, kahlen, wüsten Gänge des Gartens. Zu seinem höchsten Erstaunen hielten sie zusammen Schritt, als hätten sie sich darauf eingeübt. Er ging etwas langsamer, doch Margarita bemerkte es nicht und ging fort; so sah er denn, daß sein gewohnter Schritt auch der ihre war. Er besann sich, wo er einen ähnlichen raschen gleitenden Gang ohne Kniebewegung und eine ähnliche schwebende Haltung gesehen. Zum ersten Mal gab er sich nicht die Antwort: bei Melusinen! — sondern: auf etrurischen Vasen. — Aber ich muß wahrhaftig irgend etwas sagen! ermahnte er sich selbst, und nie war ihm die Conversation so schwer geworden. Endlich fragte er, was sie für Lehrmeister in Frankfurt zu haben wünsche, und Beide ganz froh, einen so gleichgültigen Gegenstand gefunden zu haben, besprachen ihn mit dem höchsten Eifer und machten ab, daß Margarita mit Ida zusammen ihre Studien treiben könne.

Als Fürst Anton heimkehrte, war er sehr erfreut, Ulrich ganz hergestellt zu finden, und Graf Friedrich lud ihn ein, wieder übermorgen eine Jagd in Wildingen mitzumachen. Aber Ulrich dankte ihm und erklärte, morgen Abend reisen zu müssen. Der Fürst wollte es nicht zugeben, allein er beharrte. Margarita sah ihn ganz erstaunt an, doch ohne etwas zu sagen. Sie sah wol ein, daß er nicht beständig in Ambrach bleiben könne, dennoch that seine Abreise ihr weh, und sie war den ganzen Abend stiller als gewöhnlich. Am andern Morgen fuhr Graf Friedrich mit Heinrich fort. Margarita stand im Fenster, blickte den Abreisenden nach und sagte zu Ulrich:

„Es wird recht einsam in Ambrach werden."

„Nicht einsamer als gewöhnlich, mein gutes Kind," antwortete ihr Mann und klopfte sie in seiner plumpen Weise auf die Schulter.

Ulrich hatte von Anfang an einen Widerwillen gegen diese Manier gehabt, jezt litt er darunter, und nie war ihm Fürst Anton so brutal, so drückend, so unerträglich im vertrauten Umgang vorgekommen. Er begriff nicht — was doch die meisten Männer sehr schnell begreifen — wie man eine Frau unter vier Augen rücksichtslos genug behandeln könne, um zu vergessen, wenn man nicht mehr unter vier Augen mit ihr ist.

„Sie kommen bald nach Frankfurt," sagte er tröstend zu Margarita.

„Nun, so sehr bald doch eben nicht," sagte Fürst Anton.

„Zum Weihnachtsfest doch, wie ich hoffe?"

„Nein, mein Junge, gewiß nicht!"

„Aber zum neuen Jahr?"

„Ich glaube kaum, mein Alter! heute ist schon der sechste November.“

„Und was thut das? lieber Thierstein, gieb mir Dein Wort, zum neuen Jahr zu kommen, ich bitte Dich! Ich bin etwas abergläubisch ... lächle wie du willst! aber ich bin es nun einmal und ich bilde mir ein, es wird mir Glück bringen, wenn ich auf diese Weise das neue Jahr beginne. Warum sollte das Glück nicht von etwas Ungewohntem, Ungehoftem abhängen, oder damit im geheimnißvollen Zusammenhang sein?“

„Ah, Du bist abergläubisch! sagte der Fürst mit überlegenem Lächeln; Du hältst auf gewisse Zeichen, auf gewisse Tage? .... Seltsam! ich habe das nie begreifen können! mir däucht, ein Tag ist so gut wie der andre.“

„Freilich — für den starken Geist! .... allein der Aberglaube raisonnirt nicht, und ich habe Dir ja auch völlig freie Hand gelassen, mich auszulachen — vorausgesetzt, daß Du meine Bitte erfüllst.“

„Aber was hast Du denn vor am ersten Januar?“ fragte der Fürst mißtrauisch.

„Nichts in der Welt! entgegnete Ulrich lachend; ich will dann weder einen Handel abschließen noch in die Lotterie setzen, sondern nur eine neue Aera beginnen.“

„Eine neue Aera!“ sagte der Fürst mißbilligend.

„Du tadelst ganz umsonst meinen lieben Aberglauben und meine lieben großen Worte, sagte Ulrich, ohne sich stören zu lassen; hat man dergleichen Liebhabereien, so hält man sie fest und mir scheint, daß Du mich nur zu decontenanciren suchst, um mich von meiner Bitte abzulenken.“

Fürst Anton hatte nicht daran gedacht; allein er that so und sagte: „Ich sehe ein, daß es nicht möglich ist! vielleicht sollt' ich Dich nicht in Deinem Aberglauben bestärken; indessen sei es drum! am einunddreißigsten Dezember sind wir in Frankfurt, mein Wort darauf!"

„O wie freue ich mich!" rief Margarita.

„Wozu denn eigentlich?" fragte ihr Mann.

„Wie kann ich das wissen? entgegnete sie; vor der Hand zu Allem! .... ich meine zu Allem, was mir neu sein wird" — setzte sie verbessernd hinzu.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so kindisch wärest, Ita!" sagte der Fürst vornehm.

Aber Margarita war zu froh, um sich über diesen Ausspruch zu betrüben.

Der Eintritt der Fürstin gab dem Gespräch eine andre Wendung. Sie hatte am Morgen eine ungewöhnlich lange Conferenz mit Jean gehabt; sie hatte ihm früher aufgetragen, den Louis geschickt auszuforschen, ob Graf Erberg glücklich verheirathet sei ꝛc., und er hatte ihr einen Bericht abgestattet, der seines Lakonismus wegen den weitläuftigsten Commentar zuließ. Louis besaß die Haupteigenschaft eines guten Kammerdieners: Impertinenz gegen Andere und unverbrüchliche Verschwiegenheit in Allem, was seinen Herrn betraf. Nachdem Jean seine Fragen gedreht und gewendet hatte, war Louis kurze Antwort gewesen:

„Die Herrschaften leben mit einander wie die Engel im Himmel! das wollen Sie ja wol wissen?" — Und darauf war er fortgegangen. Die Fürstin ergoß sich in Vorwürfen über Jeans Ungeschicklichkeit im Ausfragen; er behauptete

hingegen, der Louis sei taub und stumm in diesem Punkt, und sie bedauerte schließlich, keine Gelegenheit zu haben, um selbst es zu erproben. Sie hatte über Jean den ungeheuren Vortheil, daß sie gradezu fragte, dadurch oft die Menschen in Verlegenheit setzte und ihnen eine unbesonnene oder wahre Aeußerung entlockte, die sie lieber verschwiegen haben würden. Sie dachte: da es bei dem Diener nicht geht, so muß ich doch bei dem Herrn selbst versuchen! vielleicht bekomm' ich es heraus, ob er daran gewöhnt ist, seiner Frau ein X für ein U zu machen .... und dann nehme sich Margarita in Acht! — —

Sie begann mit kleinen Cajolerien für Ulrich: wie sie sich freue, daß er den letzten Tag mit ihnen en famille zubringe, welch Vergnügen sie sich für „ihre Kinder" von dem Aufenthalt in seinem Hause verspreche. Endlich sagte sie:

„Sie sollten uns aber Ihre Frau Gemalin recht genau beschreiben! es würde mein Interesse erhöhen, wenn ich sie mir leiblich und geistig vorstellen könnte."

„Wie sehr muß ich meine Ungeschicklichkeit bedauern, da sie mich um das Glück bringt, Ihnen einen Gegenstand vorzuführen, der Ihrer Theilnahme würdig ist, gnädige Fürstin, entgegnete Ulrich. Aber es ist mir unmöglich, die Personen zu beschreiben, die mir am nächsten sind und mit denen ich stündlich lebe."

„Aus Delicatesse vermuthlich? Sie fürchten, Ihr Lob würde übertrieben klingen oder dafür gehalten werden?"

„Lob, wenn es aufrichtig ist und wahrhaft aus dem Herzen strömt, klingt nie übertrieben, gnädige Fürstin. Ich kann nicht beschreiben, was ich nicht beurtheilen kann, und ich kann wirklich einen Charakter, mit dem ich mich aus Nei=

gung, Pflicht und Gewohnheit identifizirt habe, ebenso wenig scharf und klar beurtheilen, als meinen eigenen."

„Nun denn, Ihre Frau Schwiegermutter? denn ich darf gewiß voraussetzen, daß sich ein Schwiegersohn mit deren Charakter nicht vollkommen identifizirt habe," sagte die Fürstin mit einer schalkhaft sein sollenden Miene.

„Von der kann ich nur sagen, daß sie die liebenswürdigste Schwiegermutter ist."

„Aha! sagte die Fürstin mit demselben Ausdruck, das soll wol heißen, sie protegirt den Herrn Schwiegersohn gegen das eigene Töchterchen."

„Sie hat allerdings große Nachsicht mit mir und Gelegenheit, dieselbe immer zu üben, gnädigste Fürstin. Indessen hoffe ich, daß Sie meiner Meinung sein werden, wie auch meine Schwiegermutter es ist: in der Ehe ist für beide Theile jede Protektion einer dritten Person gefährlich, weil sie einen Mangel an Gleichgewicht erzeugt, indem sie sich bemüht, ihm abzuhelfen."

Glatt wie ein Aal! dachte die Fürstin. Laut sagte sie: „Und Sie haben ja auch noch eine kleine Nichte im Hause, die Sie erziehen — nicht wahr?"

„Nein! rief Ulrich lachend; dies Talent hab' ich mir nicht zugetraut und meine Schwiegermutter hat es auch nicht gethan — trotz ihrer Nachsicht mit mir! Sie selbst hat die Erziehung der kleinen Ida gemacht, die übrigens meine Cousine und gar nicht mehr klein, sondern ein hübsches junges Mädchen ist."

„Aber Sie leben beständig Alle zusammen?"

„Beständig; wenigstens seit dem Tode meines Schwiegervaters, weil meine Schwiegermutter sich allzu einsam fühlen würde."

„Und wer lebt auf Ihrem Schloß?"

„Niemand! wir machen bisweilen eine Promenade dahin; es ist so nah, daß man Hochhausen und Malans wie ein Gebiet betrachten darf, besonders jezt, seit die Enclave der Frau von Ringoltingen es nicht mehr trennt."

„Es muß sehr angenehm für Ihre Frau Gemalin sein, beständig eine Gesellschaft ungefähr ihres Alters zu haben! eine Mutter ist nicht immer amüsant, ein Gemal noch seltner" .....—

„Ich wage nicht, der letzten Behauptung zu widersprechen, gnädige Fürstin, denn man sieht in der Welt, daß fast alle Frauen Ihrer Meinung sind."

„Eine Frau nimmt doch selten die Initiative, Graf Erberg."

„Und vergißt noch seltner, Repressalien zu brauchen."

„Ah, Sie sind boshaft! wissen Sie wol, daß das abscheulich ist, so ins Blaue hinein maliziöse Bemerkungen zu machen."

„Es würde mir abscheulicher vorkommen, wenn sie sich gegen einen bestimmten Gegenstand richteten oder aus Rache entsprangen."

„Sie können unbefangenen Menschen einen falschen Begriff von der Welt und über Sie Selbst beibringen — z. B. meiner Schwiegertochter, wenn sie Sie so reden hört."

„Ich glaube, daß ein falscher Begriff vor dem unbestechlich klaren Auge Ihrer Frau Schwiegertochter ins Nichts

zerflattern würde; das beruhigt mich" — sprach Ulrich, halb zu Margarita gewendet.

Fürst Anton, der während des Gesprächs wol zehnmal aus- und eingegangen war, kam jezt wieder, hörte, was Ulrich sagte und rief:

„Wenn das wahr wäre, Ita, könnt' ich Dich herrlich brauchen, um den Leuten richtige Begriffe beizubringen über das, was sie thun und lassen sollen; Du würdest es in sie hinein blicken! — Die Geduld eines Engels und die Lunge eines Menschen reicht nicht aus, um es ihnen durch Worte beizubringen."

Und mit unendlicher Breite erzählte er eine geringe Vergeßlichkeit, die sich so eben der Gärtner hatte zu Schulden kommen lassen. Dann schlug er einen Spazierritt vor, und die Fürstin, hoffend, Ulrich allmälig zutraulicher zu machen, sagte verweisend:

„Graf Erberg ist gestern unwol gewesen, mein Sohn."

„Da er heute die Nacht durchreisen will, so muß er wol ganz hergestellt sein" — entgegnete der Fürst gelassen; und Ulrich, herzlich froh, der fürstlichen Inquisitorin zu entrinnen, nahm den Vorschlag gern an.

Draußen sagte der Fürst: „Die Frauen sind merkwürdig! nichts ist ihnen lieber, den alten wie den jungen, als wenn ihnen ein Mann tagelang gegenüber sitzt und ihnen allerlei vorfabelt. Bei ihrer sitzenden Lebensweise sehen sie nicht ein, daß eine solche Zimmer-Existenz für uns eine Marter, eine wahre Gefangenschaft ist. Ihr behagliches Zimmer, ihr Sopha, ihre Tapisserie — ein schwatzender Mann dazu, das ist das Paradies für eine Frau! aber ich ginge zu Grunde, wenn ich es ihnen schaffen sollte."

Der Tag verstrich mit freundlich gleichgültigen Gesprächen. Um zehn Uhr Abends reis'te Ulrich ab. Als Margarita einsam in ihrem Zimmer war, dachte sie:

„Aber es hier ja todt, wie auf einem Kirchhof.“

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 295 541

PT
2287
.H5.A1
1845
v.3/4

JAN 13 1980
OCT 21 1992
APR 19 1982

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google